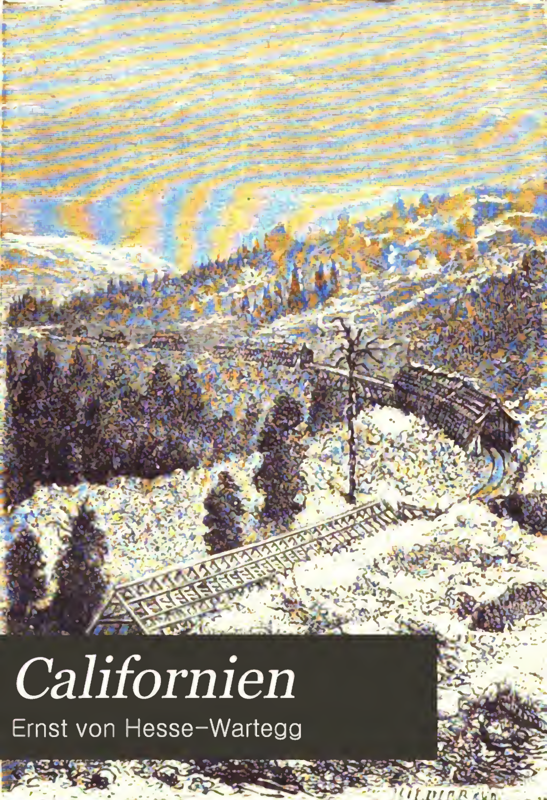
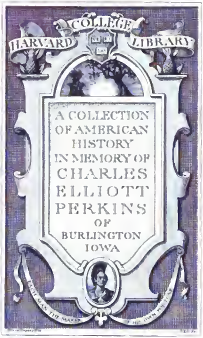
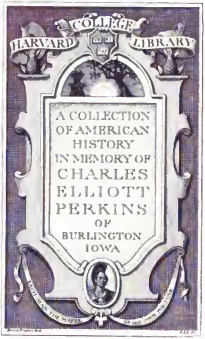


Californien

Ernst von Hesse-Wartegg


HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
A COLLECTION
OF AMERICAN
HISTORY
IN MEMORY OF
CHARLES
ELLIOTT
PERKINS
OF
BURLINGTON
IOWA


HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
A COLLECTION
OF AMERICAN
HISTORY
IN MEMORY OF
CHARLES
ELLIOTT
PERKINS
OF
BURLINGTON
IOWA

Nord-Amerika,

seine Städte und Naturwunder, das Land und seine Bewohner

in

Schilderungen

von

Ernst von Hesse-Wartegg,

Ehrenmitglied der Königl. belgischen geographischen Gesellschaft zu Brüssel und des deutschen Athenäums zu London; Korrespondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Newyork; der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien, der geogr. Gesellschaften zu Madrid, Metz, Hamburg ꝛc., Bevollmächtigter des Museums für Völkerkunde zu Leipzig ꝛc. Kommandeur und Ritter hoher Orden.

Auf Grundlage mehrjähriger Reisen durch den ganzen Continent, und mit Beiträgen von Udo Brachvogel, Bret Harte, Theodor Kirchhoff, Henry de Lamothe, Paul Oeker, Charles Nordhoff, Bayard Taylor u. A.

Mit gegen dreihundert Abbildungen.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

III. Band.

Californien, der Nord- und Südwesten.

Leipzig,
Verlag von Gustav Weigel.
1886.

Californien,

der

Nord- und Südwesten

der

Vereinigten Staaten

in

Schilderungen

von

Ernst von Hesse-Wartegg,

Ehrenmitglied der Königl. belgischen geographischen Gesellschaft zu Brüssel und des deutschen Athenäums zu London; Korrespondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Newyork; der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien, der geogr. Gesellschaften zu Madrid, Metz, Hamburg &c., Bevollmächtigter des Museums für Völkerkunde zu Leipzig &c. Kommandeur und Ritter hoher Orden.

Mit zahlreichen Abbildungen.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Gustav Weigel.
1886.

I. Californien.

1. Auf der Pacific-Bahn zum Salzsee.

Mit dem Monopol der ersten großen Pacific-Bahn ist es schon seit Langem zu Ende. Im Norden und Süden dieser ersten transcontinentalen Eisenbahn sind eine Anzahl anderer entstanden, welche Ost mit West, den atlantischen mit dem stillen Ozean verbinden, neue Länderstrecken der Besiedlung, neue Häfen und Handelsplätze dem Verkehr eröffneten. Der Nordwesten, selbst Canada, dann Kansas, Colorado, Texas und Arizona haben neue ostwestliche Conkurrenzbahnen erhalten, die einen Theil des großen Verkehrs zwischen Newyork und San Francisco von der ersten, Pacific-Bahn ablenken. Aber das System der Union- und Central-Pacific-Bahn bildet noch immer die wichtigste und am meisten befahrene, wenn auch nicht die interessanteste dieser transcontinentalen Verkehrslinien. Die erstgenannte besitzt auch eine zu demselben System gehörige südliche Parallellinie, die frühere Kansas-Pacific-Bahn, welche von Kansas City am Missouri ausgehend, durch die Staaten Kansas und Colorado nach Denver führt und in Cheyenne an den Hauptarm der Union-Pacific anschließt. Sie durchschneidet, gleich dem entsprechenden nördlichen Theil der Union-Pacific, die ganze Breite der westlichen Prairien auf einem so langsam aufsteigenden Boden, daß die circa 1400 Meter betragende Steigung zwischen Kansas-City und Denver ohne irgend eine beträchtliche Terrainschwierigkeit ganz unmerklich überwunden wird. Erst bei Cheyenne beginnt, bei einer Meereshöhe von 6041 Fuß, der Anstieg ins Gebirge, der indeß nicht mehr sehr bedeutend ist, da man bereits bei 8242 Fuß die Paßhöhe (bei Station Sherman) erreicht. Der Theil des Felsengebirges, über welchen hier die Bahn gelegt ist, trägt den Namen Black-Mountains, „Schwarze Berge".

Bei Cheyenne ist das Land eine „rolling Prairie", ein wellenförmiges Land mit kurzem, trockenem Graswuchse, wie man ihm überall längs des Fußes der Felsengebirge begegnet. Die Bahn führt westwärts in fast gerader Linie auf das

Gebirge zu, übersteigt oder umgeht eine Bodenwelle um die andere und begegnet höheren, je höher sie selber steigt. Plötzlich ist es aber, als zögen sie sich alle aus der welligen Flachheit zu steileren Formen zusammen, sie sind unversehens zu Hügeln geworden, Felsengrate treten aus ihren Seiten, Klippen aus ihren Scheiteln und tief aufgerissene wasserlose Thäler scheiden sie. Einige sind hoch und wild genug, um sich als würdige Vorberge den schneebedeckten Gipfeln der Longs-Peak-Gruppe vorzulagern, die zur linken Hand herüberragen. Vereinzelte, weitzerstreute Föhren, von gedrücktem Wuchs stehen vor Felswänden, in Schluchten, Spalten und sonstigen geschützten Stellen — eine bei aller Kümmerlichkeit und Aermlichkeit erfreuliche Abwechselung nach der wüstenhaften Einförmigkeit der Hochprairie. Auch sie lehren, daß wir mitten im Gebirge sind, obwol die Prairie kaum eine Stunde hinter uns liegt.


Der „Theekessel“.

Die seltsamen Formen der Felsgruppen drängen sich mit phantastischen Gleichnissen an die Sinne. Als Felsen wohlbekannter Art aus der Nähe unbeachtet gelassen — erregen und fesseln sie aus der Ferne unter zahllosen, täuschenden Formen die Aufmerksamkeit — auf den Bergen, als lange Linien rohen Gemäuers, als Burgen, Trümmer von Kirchen und Kapellen, in fernen Thälern als Pyramiden oder Grabmäler, oft zu säulenreichen Kirchhöfen gehäuft, an Abhängen als Hütten, dunkle Bergwerkseingänge, Terrassen oder Bastionen. Und außer dem Zuge, der langsam bergauf dampft, ist alles ganz menschenleer, in das einförmigst graugrüne Gewand des dürren Grases gehüllt, selten von den Föhren unterbrochen, deren dunkle, gedrückte Umrisse selbst wie verzaubert erscheinen.

Stunde auf Stunde fügt in langen Zwischenräumen eine geringe Zahl weiterer Erscheinungen in dieses einförmige Bild. Eine Schafherde mit vielen schwarzen und weißen Lämmern; ein Wasserthurm, der mit langem, eisernem Arm dem Dampfkessel Nahrung spendet; verlassene Hütten, die bis ans Dach in der Erde stehen;

einige Blockhäuser für Bahnbeamte; der Schäfer, ein Knabe, der mit langem Stab und Flinte zu Pferde sitzt, und sein zottiger Hund, der ihm voraus zur Heerde eilt; einige graue Erdeichhörnchen, die ein altes Bachbett herabhüpfen, bieten die einzige Abwechslung.

Weiter treten an leblosen Dingen zahlreiche Schneezäune, Schneemauern und der erste jener aus Balken und Brettern hergestellten Tunneln auf, welche später in der Sierra Nevada auf meilenweite Strecken die Bahn gegen Schneeverwehungen zu schützen haben. Es sind dies einfache Einrichtungen, die aber ihren Zweck vollkommen erfüllen. Die Schneezäune sind roh gezimmerte Wände, welche in geringer Entfernung von der Bahnlinie, oft in mehreren Reihen hintereinander herziehen und derart schief stehen, daß sie den von der Seite heranwehenden Schneemassen eine dachartig abfallende Fläche bieten, die natürlich gegen Seitendruck weniger empfindlich ist. Die Schneemauern sind rohe Mauern aus Feldsteinen und kommen viel seltener vor als die Zäune. Die bedeckten Gänge endlich, die eigentlichen Snow-sheds, sind wie gesagt gezimmerte Tunnels, die nur an den gefährdetsten Stellen der Bahn angebracht sind, diese aber meilenweit einhüllen. Wo dieselbe aus der Sierra Nevada in das Sacramentothal hinabsteigt, zieht sie durch ein Gebirgsland, welches die herrlichste Landschaft darbietet, welche man überhaupt von einer amerikanischen Bahn aus sehen kann. Aber gerade auf dieser Strecke ist durch diese Snow-sheds die Welt buchstäblich mit Brettern vernagelt, nur wo vielleicht zufällig eine Latte weggebrochen ist, gewinnt man ein ganz flüchtiges Augenblicksbild irgend eines grünen Sees, der im Tannendunkel tief unten im Thale liegt, sowie der ersten Wälder, deren Anblick auf die Kahlheit der Hochebene hin doppelt erfreulich ist, sowie der Wasserfälle und Sturzbäche, welche hier bereits dem Wassersystem des stillen Ozeans angehören. Mit welcher Begier stürzt man daher ins Freie, um Umblick zu halten, sobald der Zug eine Minute hält!

Dieser Bahnschutz ist hier nothwendiger als irgendwo zwischen Missouri und Stillem Meer, denn jene Seite der Sierra, die westliche, empfängt die feuchten Westwinde aus erster Hand, und was im Hinterlande an Schnee und Regen zu wenig fällt, fällt hier oft zu viel. Auf der Strecke aber, welche wir jetzt befahren, dem im südöstlichen Theile des Territoriums Wyoming befindlichen Ostabhange, ist nicht die Masse des Schnees der Hauptgrund der zahlreichen Schutzmittel, mit welchen man die Bahn umgeben hat, denn es fällt davon selbst bei der Station Sherman, also auf der Paßhöhe, selten mehr als ein paar Zoll, sondern die äußerst heftigen Winde, welche ihn von den Bergen herab ins Thal tragen und gerade in den zahlreichen Einschnitten, welche die Eisenbahn zu passiren hat, am häufigsten zusammenwehen.

Auf der Paßhöhe, bei der nur aus wenigen Häusern bestehenden Station Sherman, ist die kahle, wilde Einförmigkeit der Gebirgswüste am ausgesprochensten und bleibt nun der herrschende Zug im Bilde, bis wir an den großen Salzsee hinabge-

langen, in dessen Nähe die Natur freigebiger, auch durch eine stellenweise schon intensive Kultur ausgebeutet wird. Es gibt wohl Oasen saftigen Graswuchses und dichter Weiden- und Pappelgebüsche, ja die wasserreiche, fruchtbare Hochebene von Laramie, die größte von ihnen, ist nicht weniger als 100 Meilen lang und durchschnittlich 40 Meilen breit, aber in der Ferne sieht man immer die kahlen Höhen, und wo das Wasser nicht hinkommt, hat mitten in der noch grünen Steppe die Wüste in abschreckender Dürre wieder überhand genommen. Oft muß der Boden schon mit Salzen geschwängert sein, da selbst am Rande mancher Gewässer, die hier häufig von Süden her die Bahnlinie kreuzen, um sich in den etwas weiter nördlich nach Osten zum Missouri abfließenden North-Platte-fluß zu ergießen, der Pflanzenwuchs um nichts kräftiger ist, als auf den ganz dürren erhöhteren Stellen. Freilich sind auch diese Bäche ärmlich genug, besonders in der Sommerszeit, wo sie zu kaum mehr sichtbaren Wasserfäden werden. In sehr entschiedener Weise prägt sich dies am Bitter-Creek aus, in dessen Thale die Eisenbahn eine Zeit lang hinführt, denn sein Wasser selbst ist so salzgeschwängert, daß man es nicht genießen und selbst zur Kesselspeisung nur schwer benutzen kann. Hier war eine der gefährlichsten Strecken für die vielen Einwanderer, welche vor der Vollendung der Pacific-Bahn mit ihren Familien auf Wagen und Pferden, oft karavanenweise, durch die Wüste nach den Ländern der Verheißung im fernen Westen zogen.



Die Pacific-Bahn:
Der „Sentinel-Fels“ im Echo Cañon

Wenn beim Herabsteigen von der Paßhöhe die Schneegipfel von Longs-Peak in zartesten und doch grandiosen Umrissen am südlichen Horizont ins Auge treten, gewähren sie bei solch ödem Charakter der nähern Umgebung eine wahre Erquickung. Der Kontrast der todten Farben mit dieser, gleichsam sanft glühenden des fernen Gebirges ist außerordentlich, und man begreift, wie eine geheimnißvolle Ahnung von Reichthum und erfreulichem Leben auch ohne alle sagenhaften Ueberlieferungen so

viele über diese traurige Oede weg nach dem Gebirge ziehen konnte. Es ließ sich unendlich viel in diese blaue Ferne dichten, viel auch hineinwünschen. Scheinen doch schon die Wolken, die über ihnen hängen, eine ganz andere Fruchtbarkeit anzudeuten, als sich in den Salzkräutern und rauhen Borstengräsern dieser Hochebene kundgibt.

Einen Tag und eine Nacht sauste der Zug durch diese Wüste, die, von den Oasen abgesehen, nur in leichten Schattirungen ihr Ansehen ändert, im wesentlichen Charakter aber sammt Felsen und Föhren immer dieselbe bleibt. Die Stationen, so zahlreich sie auch sein mögen, bestehen zum größeren Theil aus wenig mehr als einer Ausweichestelle, einer Speisepumpe und etwa einer Erdhütte. Bahnwächterhäuschen und dgl. findet man hier ebensowenig wie auf den andern Bahnen Amerikas. Die Pumpen werden überall durch große, hoch über den Boden ragende Windmühlen getrieben, die eine Haupt-Charakteristik dieser Gegenden bilden. Die Staffage bereichert sich langsam. Antilopen werden zu zweien und dreien in der Ferne sichtbar. Wir passiren kleine und große Stationen, an denen selten ein Mensch aus- oder einsteigt, und von denen die kleinen aus vereinzelten, die großen aus zusammengehäuften Hütten bestehen. Die letzteren sind immer der Mittelpunkt des lokalen Handelsverkehrs, daher mit Waaren aller Art vollgepfropft, mit Ankündigungen und Reklamen bedeckt. Auch an Schenken ist nirgends Mangel. Die bedeutendste dieser Stationen ist die 3000 Einwohner zählende Stadt Laramie, eine verhältnißmäßig industriereiche, inmitten einer eisen- und kupferreichen Gegend gelegene Ansiedlung, welche in Folge der bevorstehenden Entwicklung des Minenwesens in Wyoming vielleicht großer Blüthe entgegengeht, vielleicht aber auch in einigen Jahren wieder verschwunden sein wird. Die Zukunft amerikanischer Prairiestädte kann Niemand voraussehen. Eine dieser Hüttengruppen heißt Como — wegen eines elenden Tümpels in der Nähe, der nach dem oberitalienischen See genannt ist und eine Unzahl großer, oft bis zu 14 Zoll langer Salamander beherbergt.


Die Pacific-Bahn: Der Thurm-Felsen im Echo-Canon

Da bei so langem Zusammensein der Passagiere sich mehr Geselligkeit entwickelt, als man sonst bei Eisenbahnreisen zu finden pflegt, so kann man freilich auf ein paar

Stunden die Wüste vergessen, durch die man fährt. Man fühlt sich fast wie auf einem Schiffe von der äußeren Welt abgeschnitten und auf den engen Kreis der Mitreisenden verwiesen, von denen die meisten drei oder vier Tage zusammenbleiben. Die ganze Reise von Omaha bis San Francisco dauert jetzt bloß noch ca. $3^1/_2$, von Chicago $4^1/_2$, von New-York ca. 6 Tage. Bis vor wenigen Jahren betrug die Reisedauer von der atlantischen bis zur pacifischen Küste 7 bis 8 Tage. Man ist überdies in den Salon- und Schlafwagen räumlich nicht so beschränkt, wie in den Eisenbahnwagen des europäischen Systems, sondern kann von Sitz zu Sitz, von Wagen zu Wagen gehen, kann ein Tischlein zum Speisen, Lesen oder Kartenspielen vor sich hinzaubern, kann sich waschen und beliebig viel kaltes Wasser trinken. Das befördert das Wohlbefinden und damit die Geselligkeit. Es ist hier zu Lande nicht schwer, Bekanntschaften zu machen, und da in den Schnellzügen der Pacific-Bahn doch durchschnittlich 60—80 Personen fahren, kann jeder, der auch nur halbwegs umgänglich ist, einen oder einige Menschen finden, deren Gesellschaft ihm zusagt. —

Die Mahlzeiten werden während der Eisenbahnfahrt zumeist in Restaurationen eingenommen, welche von der Bahngesellschaft auf der ganzen Strecke in bestimmten Entfernungen eingerichtet wurden und gewöhnlich unter der Leitung eines Pächters stehen, der für je 75 Cents bis einen Dollar ein ganz annehmbares Mahl liefert. Der Aufenthalt in diesen, Breakfast-, Dinner- und Supper-Station genannten Restaurationen, dauert gewöhnlich eine halbe Stunde. In neuerer Zeit sind überaus zweckmäßig eingerichtete Buffetwaggons, d. h. mit einer Buffetvorrichtung für Servirung kalter Speisen sowie Getränke ausgestattete Pullman-Schlafwaggons in den Ueberlanddienst auf dieser Strecke eingestellt worden, so daß ein kleinerer Imbiß während der Fahrt genommen werden kann.

Der gewöhnliche Eisenbahnzug dieser Pacific-Bahn, wie er täglich einmal von San Francisco ostwärts und von Omaha westwärts ausfährt, besteht aus einem Waggon erster Klasse, einem Waggon zweiter Klasse, einem Gepäck- und mehreren Schlafwaggons. Im Waggon zweiter Klasse befindet sich eine Raucher-Abtheilung. Ein Wagenwechsel findet vom Missouri bis zum Stillen Ozean nur einmal und zwar in Ogden (Territorium Utah) statt. Die Fahrpreise sind dem Wechsel unterworfen und betragen beiläufig $126^3/_1$ Dollars 1. Klasse, $100^1/_2$ Dollars 2. Klasse für die ganze Strecke von New-York nach San-Francisco, 95 Dollars 1. Klasse, 75 Dollars 2. Klasse von Omaha und $85^1/_2$ Dollars 1. Klasse von Denver. Die Kosten der Benützung eines Schlafwaggons für die ganze Strecke von Ozean zu Ozean belaufen sich außerdem auf ca. 22 Dollars.

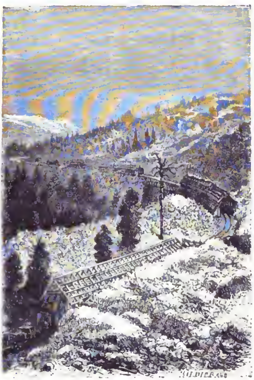
Es sei an dieser Stelle auch noch Einiges über den Charakter der von der Bahn aus sichtbaren Gegenden von Wyoming und Utah, dem Gebiete der Union-Pacific-Bahn angeführt. Die Felsengebirge stehen zwar, schon wegen der vorwalten-

den Dürre, an Schönheit der Landschaft weit hinter den Alpen zurück, und höchstens Schluchtenthäler oder Canons können mit großartigen Scenerien aus unseren Hochgebirgen verglichen werden. Aber man kann doch nicht verkennen, daß derjenige Abschnitt, welcher von dieser Pacific-Bahn durchmessen wird, das Gebirge zufällig in seiner ärmsten und einförmigsten, ja fast abschreckenden Ausbildung vor Augen führt. Da die Mehrzahl der Reisenden ohne Seitenabstecher durchs Land fährt, wird dieser einseitige Eindruck leicht verallgemeinert, und oft hört man daher die schiefsten, ungünstigsten Urtheile über den Charakter der Felsengebirge. Wir haben indessen bei unseren früher geschilderten Wanderungen durch Colorado bereits die Schönheit der „Rocky Mountains" kennen gelernt.

Mit den Gebirgslandschaften, durch welche unsere Alpenbahnen führen, können jene dieser ersten Felsengebirgsbahn freilich nicht verglichen werden. Wenn wir die Paßhöhe des Brenner mit der der Black- oder Humboldt-Mountains vergleichen, scheint uns jenes Alpenbild, das ja noch lange keins der großartigsten und schönsten ist, das Werk einer unendlich reichen und künstlerisch gestaltenden Phantasie, während diese hier, selbst an den kühnsten Stellen, wie leere Umrisse erscheinen, wie Rahmen, die erst noch der Ausfüllung mit Formen und Farben harren. Der gewaltige Wasserreichthum, die zahllosen Quellen und kleinen Wasserfäden der Alpen treten gerade dort so wirksam auf, während hier meistens nur ein etwas lichterer grüner Ton in der graulichen Pflanzendecke von verborgener, spärlicher Feuchtigkeit spricht. Diese Leere und Armuth bekommt durch die vorwiegend trägen Linien der Bergumrisse und die dann und wann mit regelloser Wildheit zusammengeworfenen Felsenmeere selbst etwas Rohes, Abstoßendes, das allerdings nichts als eines reicheren Pflanzenkleides bedürfte, um vielleicht selbst gefällig zu erscheinen.

Anläufe zu alpinen Bildern sind an manchen Orten doch vorhanden. Es sind indeß nur Anläufe. Wir steigen von der Hochbene der Black-Mountains zum Becken des Großen Salzsees durch einige Schluchtenthäler hinab, die von ziemlich wasserreichen und wilden Bächen durchrauscht werden und auf der Thalsohle und an den Abhängen grüne Wiesen und reiches Buschwerk tragen. Blaue, schneebedeckte Gipfel der fernen Uintah-Ketten, die vor uns auftauchen, schmale Felsenthäler mit saftigem Graswuchs am Ufer ihrer Bäche, die da und dort aus den Seiten der Felsenwälle hervorbrechen, Hügel und Berge, Föhren, die wieder häufiger sich an die Felsspalten schmiegen, künden den Eintritt in das Wahsatchgebirge an, die Schranke, welche das wüste Hochland des Wyoming-Territoriums vom Becken des Großen Salzsees trennt. Die Bahn läuft durch den Echo- und Weber-Canon, zwei Thäler, deren wilde Felszerklüftung (2000 Fuß hoch bauen sich die Sandstein-Wälle, -Thürme und -Pfeiler senkrecht weite Strecken auf) nur in einzelnen Theilen der östlichen Felsengebirge von Colorado ihres Gleichen findet.

Hier waren einst die gefährlichsten Stellen der Bahn in den ersten Monaten nach ihrer Vollendung, denn ein ähnlich schwieriges Terrain findet man nur am Westabhange der Sierra wieder, wo es nach Californien hinabgeht. Die Namen des Green River, der „Red Desert“ (der rothen Wüste), der Teufelspforte bei Sweetwater u. s. w., werden in der Geschichte dieser Bahn immer in Erinnerung bleiben. Jetzt sind die Brücken längst so solid wie irgendwo auf einer westlichen Bahn, der Bahnkörper befestigt und vor abstürzenden Trümmern geschützt. Die sogenannten Trestle-Works, Viadukte, die aus scheinbar ganz leichten Balken gezimmert sind, sehen freilich noch immer gefährlich aus für den, der nicht viel von amerikanischen Bahnen kennt; aber ihre sinnreiche Zusammenfügung macht sie zu ganz zuverlässigen Trägern, und wer z. B. Gelegenheit gehabt hat, auf südlichen Bahnen zu reisen, wo man oft meilenweit die Sümpfe mit solchen Trestle-Works überbrückt hat, vertraut sich ihnen auch hier ohne Beängstigung an, selbst wenn thurmhoch unter ihnen die Tiefe gähnt.



Die Pacific-Bahn: Schnee-Tunnels in den Felsengebirgen.

Die Schneeberge der Uintah-Mountains, deren träge flache Umrisse lange vor uns standen, spärlich bewaldet, vorwiegend kahl, sind nun zur Seite gerückt und wir fahren an ihren Abhängen hin. Die Felsenthäler machen Thalbecken mit herrlichen Grasmatten und stillen Wässern Platz, der Boden nährt wieder Blumen, die an die saftigen „Bottoms“ der östlichen Prairien erinnern, trägt Wiesen und Felder hochhalmigen, goldenen Getreides, längs der Bäche Weiden- und Erlendickicht, das durch

Schlinggewächse fast undurchdringlich verflochten ist. Als die Mormonen auf ihrem Zuge nach dem Salzsee aus der Wüste des Hochlandes in diese Thäler herabstiegen, verglichen sie nicht mit Unrecht das Land, das vor ihnen lag, mit dem Gelobten Lande, das den Juden nach ihrem Wüstenzuge beschieert ward. —

So gleitet nun die schwere Wagenreihe wie von ihrem eigenen Gewichte getrieben gegen den großen Salzsee hinab, den leider die Dämmerung nur undeutlich erblicken läßt. Ehe wir ihn erreichen, wird in Ogden Halt gemacht und der Wagen



Utah-Indianer.

gewechselt. Von hier geht die Zweigbahn nach der Mormonenhauptstadt Salt Lake City ab, die man in zwei Stunden erreicht. Von Denver kann man Salt Lake City mittelst einer parallelen Concurrenzlinie, der pittoresken schmalspurigen Gebirgsbahn der Denver- und Rio-Grande-Gesellschaft, auch direct erreichen, ohne Ogden zu berühren. Von der Union-Pacific gelangen wir bei Ogden nun zur Central-Pacific, es ist jedem wohl, die eine Hälfte der Wüste damit überschritten zu haben. Ogden selbst ist bereits eine Mormonenstadt, wenngleich auch zum geringeren Theile. Mit

seinen 6000 Einwohnern ist es die zweitgrößte Stadt des Territoriums Utah, in dessen nördlichstem Theil wir uns nun befinden. Von der Station Granger, 157 Meilen östlich von Ogden führt nordwärts und dann nordwestlich nach Oregon die sogenannte Oregon-Short-Linie der Union-Pacificbahn.

Utah war bis zum Jahre 1847, als es die Mormonen zuerst besiedelten, ein Theil von Mexiko und wurde erst 1848 gleichzeitig mit Californien an die Vereinigten Staaten abgetreten. Das Territorium umfaßt über 84,000 Quadratmeilen, die von ca. 150,000 Seelen bewohnt werden. Der größte Theil des Landes ist eine unfruchtbare, von den Ketten der Uintah- und Wahsatch-Gebirge durchzogene und von etwa 12,000 Ute-Indianern bewohnte Alkali-Wüste und nur der nordöstlichste Winkel Utah's ist ebenso reich an Edelmetallen wie an Agrikultur-Produkten. Die Hauptstadt des Territoriums ist Salt Lake City, das Mormonenheim am Großen Salzsee, das wir nun besuchen wollen.

2. Salt Lake City und die Mormonen.*)

Am 24. Juli 1847 langte Brigham Young mit seinem, von weiten Märschen über den Continent erschöpften Häuflein von „Gläubigen" am Großen Salzsee an. Es war in der That ein Kanaan, ein Land, darin Milch und Honig fließt, und für die fanatischen „Heiligen der letzten Tage" war es eine Wiederholung der alttestamentarischen Verheißungen. Sie, ein neues Volk Israel, das in der Wüste umhergeirrt, hatte hier endlich, am Jordanflusse, das gelobte Land gefunden. Vom pittoresken Weber-Cañon, den sie eben verlassen, strahlte ihnen hier ein zauberhaftes Bild entgegen. Der Große Salzsee schimmerte wie eine unabsehbare Silberfläche in den Strahlen der Morgensonne; die gewaltigen Bergspitzen der Wahsatch-Alpen, von Schnee und Wolken gekrönt, begrenzten in wunderbaren Wellenlinien den Horizont und das Thal; obwohl damals noch eine Wildniß, erschien ihnen so lieblich, daß sie beschlossen, hier ihre neue Heimath zu gründen. Vier Tage nach ihrer Ankunft war bereits der Grund und Boden des heutigen „Tabernakels" abgesteckt und eine zwei Meilen im Quadrat messende Stadt ausgelegt. Das heutige „Salt Lake City" ist demnach kaum vier Dezennien alt und gereicht, bei so kurzem Bestande, seinen Gründern gewiß zur Ehre. Schöne weite, von Bewässerungskanälen durchzogene und von stattlichen Gebäuden eingefaßte Straßen, Gärten und Park-Anlagen in Fülle, schattige Baumalleen, mehrere elegante Hôtels, ein prächtiges Theater und vor Allem die massiven Gebäudecomplexe der Mormonen, das Alles gibt dem gedeihlichen

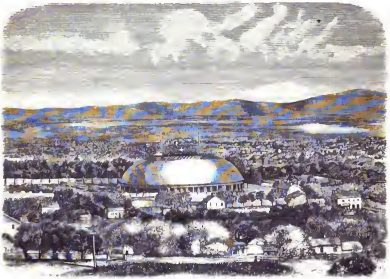
*) Von Paul Oeker in San Francisco.

Gemeinwesen ein blühendes Aussehen, welches mehr an ein festgegründetes östliches Stadtbild, denn an die Wüste, in die es hineingeschaffen, gemahnt. Das bedeutendste Gebäude der Mormonenstadt ist das häßliche ovale Tabernakel mit seinem ungeheuren Käseglockendach. Das 250 Fuß lange und 150 Fuß breite Innere gewährt zehntausend Personen Sitzraum, und die Akustik ist derart gewahrt, daß man das leiseste Flüstern von einem Ende bis zum anderen deutlich vernehmen kann. Das „Endowment House", in welchem die geheimen Ceremonien der Mormonen, Taufen und vor Allem die polygamistischen Ehen vollzogen werden, ist ein niedriges, unscheinbares Adobe-Haus. Dem Tabernakel gegenüber erhebt sich der gewaltige, aber unschöne Mormonen-Tempel aus weißlichen Granitquadern kunstlos und monoton zusammengefügt, dessen Bau über eine Million Dollars verschlungen hat. Das berühmteste Häusergeviert war seiner Zeit „Brigham's Block", welches u. A. auch den Palast des verstorbenen Mormonenpapstes, das vielgiebliche, gelbgetünchte „Löwenhaus", sowie den „Bienenkorb" (bee-hive), das Serail des Vielbeweibten, umfaßte. Diese Herrlichkeit ist jetzt dahin, nur wenige der Wittwen Brigham's wohnen noch hier.

Noch öder und nüchterner erscheint aber das Löwenhaus, vornehmlich Brigham Young's einstige Office, in denen der Utah-Papst seine Empfänge abzuhalten pflegte. Das persönliche Interesse ist verschwunden, der Fremde hält es meist nicht einmal für der Mühe werth, einen Blick in diese nun historische Stätte zu werfen. Herr Taylor, der Präsident und Senior der zwölf Apostel, (und nur in dieser Eigenschaft Brigham Young's Nachfolger, während jene ganze Körperschaft die eigentliche Machtbehörde und mit der Verwaltung aller weltlichen und geistlichen Angelegenheiten der Zionskirche betraut ist) bewohnt mit seiner Familie den Ameliapalast, den Brigham Young einst der schönen Favorite seines Alters gebaut hatte, die denselben bald nach seinem Tode räumen mußte.

Die Tage der Mormonenherrschaft sind gezählt, und schon seit Jahren ziehen die Bundesbehörden das seltsame Volk wegen seiner polygamistischen Zustände zur Verantwortung. Viele der Gesetzesübertreter sind zur Strafe gebracht worden, Andere haben ihren Hausstand auf Eine Frau reduzirt, und die Zeit scheint nicht mehr ferne, wo es gelingen wird, mit diesen Uebelständen gründlich aufzuräumen. Ein Sohn Brigham Young's hatte eine große Landstrecke in Mexiko erworben, und schon hatte sich eine kleine polygamistische Mormonencolonie dort gebildet, als unerwartet die mexikanische Regierung auf Betrieb der katholischen Priester ein Edict gegen die Vielehen der Mormonen erließ, so daß es mit dem erträumten neuen Kanaan und einem allgemeinen Auszug des auserwählten Volkes aus „Egypten" dort nichts war. Noch sind in Utah, allerdings im Geheimen, die Pforten des „Endowment"-Hauses in Salt Lake City geöffnet; noch finden hier die „Ansiegelungen" der irdischen und Seelen-Bräute an die von ihnen erkorenen Wahlverwandtschaften statt; noch wird

hierbei die Nachbeterei der Freimaurer-Bräuche in phantastischer, barocker Manier in Scene gesetzt; noch wandert der gewissenhafte Mormone zur gesetzten Zeit nach dem letzten Hause im Young'schen Block, um seine Zehntengebühren (tithes) zu entrichten; noch sind die Druckerpressen der „Deseret News-Co." in voller Thätigkeit um in Tausenden und Abertausenden von Exemplaren die Orakel-Sprüche der großen Gründer, das Credo der Sekte &c., behufs Verbreitung über die ganze Welt, zu liefern; noch geht die ganze, komplizirte Maschinerie des Wirkens im Lehren und Bekehren, Erbauen, Erziehen, Bekräftigen der Auserwählten für die Kirche, ihren

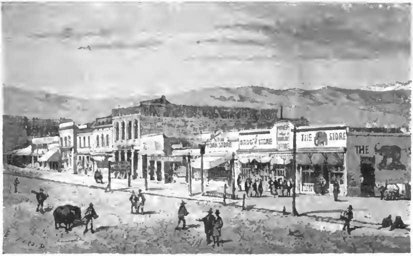


Salt Lake City, von Westen aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

ruhigen, steten, energischen Gang; ziehen die Bischöfe (hier nur die Verwalter der weltlichen Angelegenheiten), Aeltesten und Missionäre über ihre Distrikte im Lande, wie in die weite Welt. Bewunderungswerth ist der blinde Gehorsam, da noch heute Hunderte armer, unwissender Mitglieder der Kirche in den Missionsdienst gepreßt werden, oft ganz mittellos hinaus in die Welt ziehen, um neue Rekruten für die Armee der Auserkorenen zu werben. Aber diese wahren Akte der Selbstverleugnung bleiben nicht unbelohnt. Wohl kommen hier und da Apostasien vor, gewöhnen sich die Gebildeteren an Monogamie, spielen sich oft etwas freigeisterisch auf – aber für Massenabfall oder Umkehr der Mormonen ist wenig Aussicht vorhanden. Das nicht-

mormonische Element, das sich lange nicht behaglich in Salt Lake City gefühlt, beginnt jetzt angesichts des Einschreitens der Bundesregierung aufzuathmen. Kürzlich ist sogar einer der Mormonenbischöfe, der Millionär Sharpe, von der Vielweiberdoctrin abgefallen, hat vor den Bundesbehörden sein Pater peccavi gesagt und die zwei Frauen, die er zu viel besessen, entlassen. Utah, das gegenwärtig noch Territorium ist, könnte mit demselben Rechte wie Colorado, Nevada, Oregon, schon seit Jahren ein Staat sein, hätten nicht die geschilderten sonderbaren Zustände dies verhindert.

Utah war stets das Paradies der ärmeren Klassen gewesen, und gerade diese waren die besten Mormonen. Ihr Gewissen ist von den Priestern derartig zugestutzt,



Salt Lake City: Eine Geschäfts-Straße.

daß sie mit derselben sklavischen Furcht und abergläubischen Verehrung an den Satzungen ihres Glaubens hängen, als wären sie im Beichtstuhl geschulte Katholiken. Die jetzigen Leiter der Kirche sind durchaus gewiegte, außerordentlich praktische Geschäftsleute, und da es an freiwilligen Gaben seitens der Mitglieder der Sekte nicht fehlte, so standen Jenen große Mittel zu Gebote, um in den Gerichten ihre Sache zu verfechten und sich soviel als möglich ihrer Haut zu wehren.

Trotzdem werden sie sich schließlich für überwunden erklären und die Vielweiberei ganz abstellen, oder auswandern müssen, wollen sie nicht ihr Eigenthum und ihre Freiheit auf's Spiel setzen.

Auf dem Lande herrschen immer noch wahrhaft patriarchalische Familien-Zustände. Drei, vier Weiber und eine zahlreiche Kinderherde waren dem Mormonenbauer ein größerer Gottessegen, als dem städtischen Mormonen, obwohl auch dessen verschiedene bessere Hälften selten Gelegenheit haben, die Hände müßig in den Schooß zu legen. Im Gegentheil, je vielköpfiger die Familie, je größer die Nahrungssorgen des Vaters und Versorgers, desto eifriger mußten die Mütter für den Unterhalt des Hausstandes sogar außerhalb desselben mit schaffen helfen. Das ermöglichte es selbst dem armen Einwohner von Salt Lake City sich wohlgenährten Aussehens und mit behäbigem Lächeln sich seiner vielherrlichen Freuden rühmen zu können. „O, dreimal und viermal glücklich!" wie der alte lateinische Dichter ausruft. „Seid fruchtbar und mehret Euch und füllet die Erde u. s. w.", lautete der göttliche Befehl, an das erste Menschenpaar im Garten Eden erlassen. Joseph Smith und Brigham Young hielten die wörtliche Erfüllung dieses Gebotes auf dem eingeschlagenen Wege für unumgänglich nothwendig zur Heiligkeit, die sie für sich und ihre Anhänger beanspruchten.

Für die Mormonen-Frauen oder die „Schwestern" war stets das Mormonenthum allerdings bei weitem weniger angenehm, als für die „Heiligen der letzten Tage", für die Mormonen selbst. Es steht auf ihren Gesichtern geschrieben. Nicht etwa, daß sie alle unglücklich aussähen. Allein ein apathischer Zug, der Stempel resignirter Gleichgiltigkeit, der ihnen allen eine gewisse Aehnlichkeit unter einander verleiht, ist ein tausendmal beredterer Zeuge für das Dasein des „Kreuzes", als alle Schauergeschichten Eliza Young's und anderer weiblicher Racheheldinnen, von deren Wahrheitsliebe selbst die Gegner der „Heiligen unserer Tage" keine hohe Meinung besaßen. „Eifersucht", sagte mir einmal ein weißhäuptiger Mormone, welcher vier Frauen, einundzwanzig Kinder und schon Kindes-Kindes-Kinder besaß, „dieses grünäugige Ungeheuer kennen unsere Frauen nicht, dazu sind sie viel zu vernünftig!" Doch das ist als Gemeinregel durchaus nicht zutreffend.

Im Allgemeinen ist heutzutage noch immer in Utah ein idyllisches Stillleben zu finden. Abgesehen von der Regsamkeit in den Minendistrikten, dem indiskreten ruhelosen Umherspähen der Touristen, trägt auch heute hier noch Alles den Anschein einer Welt für sich, einer Welt, noch jetzt verschlossen durch die chinesische Mauer eines starrsinnigen Partikularismus.

Auch manche Deutschen haben an dem Mormonenleben Geschmack gefunden. So manchem Mormonen bin ich hier begegnet, der mit deutscher Zunge sprach, obwohl nur wenige unter ihnen mehr als eine Gattin besaßen. Auch unter dem Gentile-Element, das stets gesinnungsvolle Opposition macht, befinden sich Landsleute, die sich durch Energie und Fähigkeiten in den Vordergrund zu stellen gewußt haben, öffentliche Aemter oder Stellungen als Lehrer, Bibliothekare u. s. w. bekleiden. Solche

Männer haben hier nicht auf verlorenem Posten gekämpft. Die intellektuellen Schätze die sie aufgehäuft, führen für die Anschauung gesitteter Gesellschaft erfolgreicher das Wort, als Hunderte von gerichtlichen Anklagen, gelehrten Streitschriften und Missionen. —

Ich muß gestehen: inmitten all' dieses augenscheinlich modern-zivilisirten Verkehrs wehte es mich oft wie Barbarismus des Alterthums an, besonders wenn meine Augen und Ohren von den Harems-Sitten ziemlich deutliche Wahrnehmungen empfingen. Diese doppelgliederigen Häuschen mit den zwei verschiedenen Hausthüren und dem oft verstohlenen Hinterpförtchen nach einer Seitengasse, diese Separat-Aus- und Eingänge der besseren (nicht Hälften, sondern) Drittel oder Viertel des Mormonen-Hausvaters, kommen einem fast wie die Coulissenscenerie eines Ebers'schen Cultur-Romans der Vorzeit vor. Weit erbaulicher aber war es, früher, als ihre „Verfolgungen" seitens „der Ungläubigen" noch nicht begonnen, die Leute selbst über ihren glücklichen Zustand Betrachtungen anstellen zu hören. Und glücklich schienen sie damals nach jeder Seite hin. Während ihre heidnischen Mitbürger über die schlechten Zeiten klagten, schien es den mormonischen Geschäftsleuten an Nichts zu fehlen. Die Kundschaft und Bedürfnisse der Glaubensgenossen, insbesondere der Landbevölkerung war ihnen gewiß, und die Ausbeutung der reichen Hülfsquellen dieses gesegneten Landes ist beständig auf's energischste betrieben worden. Die Fortsetzung der südlichen Utah-Eisenbahn, welche in einige der herrlichsten Cañon-Regionen der Union führt, wird ein noch gesegneteres, subtropisches Eden der Einwanderung und Cultur erschließen. Die Minen scheinen unerschöpflich und reizen durch die glänzenden Ergebnisse ihres Betriebes (— die Jahres-Statistik weist oft einen Betrag von 5 bis 8 Millionen Dollars Silber, 1½ Millionen Dollars Blei 2c. —) zu immer großartigeren Unternehmungen auf diesem Gebiete.

Aber — wie durchaus unvergänglich alle jene Errungenschaften an sich sind, so vergänglich sind sie als Denkmal für Brigham Young und die Mormonenherrschaft! Alle fruchtreichen Gefilde ringsum, alle lieblichen Villen, duftigen Gärten, stolzen Bauten — nach Jahrzehnten wird ihre Herrlichkeit noch weiter prangen, doch das Andenken ihres Erweckers und Beförderers, Brigham Young's, wird dann nur noch ein sehr schwaches sein, und die Macht der Mormonenkirche hier dann vermuthlich der Geschichte angehören. Dieser Gedanke stieg in mir auf, als ich in dem neuen, sorgfältig eingehegten Young'schen Privat-Kirchhof stand, dessen Hügelrücken auch die Gebeine des Propheten bergen. Schon jetzt scheint man ihn fast vergessen zu haben. Wohl mag sich der Geschiedene jeden prunkvollen Gruftbau verbeten haben und bloß eine Marmortafel mit passender Inschrift ziert die mit eiserner Einfriedigung versehene Gruft, — allein schlösse eine solche Bestimmung auch treue Pilgerfahrten der Wittwen und Gläubigen, und reichliche Blumenspenden ihrerseits

aus? Ueberdauert die Anhänglichkeit der Mormonen-Gattinnen nicht das Grab? Zu verwundern wäre es allerdings nicht, wenn das Sechszehntel Zuneigung, worauf eine jede der Frauen Young's im Herzen ihres Herrn und Meisters ein Anrecht besaß, nur einen ähnlichen Bruchtheil Erwiederung gefunden!

Dort unten eine blühende Schöpfung, umringt von einer unbeschreiblichen Frühlingspracht; von den mit weit herabfallendem Schnee-Hermelin umkleideten königlichen Wahsatch-Alpen; in der Ferne der im Sonnenfeuer wie ein Diamanten-Meer glitzernde Salzsee; darüber ein lachender Himmel, ein ungetrübter Azur, — Alles erfüllt von einer, das Athmen zur Wonne erhebenden, gebirgsduftigen, blüthengeschwängerten Luft! Und hier oben eine so schwache Erinnerung an den Mann, welcher der Columbus dieser ganzen schönen Welt gewesen!

Die Söhne Brigham Young's üben keinen Einfluß auf die Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten der Kirche aus. Präsident John Taylor ist nicht ein Autokrat nach dem Muster seines berühmten Vorgängers geworden, und hat die orthodoxe Stellung der Mormonenkirche dem Einschreiten der Behörden gemäß durchgeführt. Weder er noch die fanatischen Mitglieder seiner Sekte wagen es, den Gesetzen öffentlich zu trotzen, nur wissen sie diese schlau zu umgehen oder ihre Uebertretung derselben zu verheimlichen. So läßt man die „Extra"-Gattinnen einfach außerhalb des Hauses wohnen und ihren Mädchen-Namen weiterführen.

Diese mannigfachen Finten erklären die Schwierigkeiten, mit welchen die Behörden und die Utah-Commission der Bundes-Regierung zu kämpfen haben. Doch es ist nur eine Frage der nächsten Zeit, daß die Mormonen vollständig untergehen werden. Die Vielehe ist der Schwerpunkt des ganzen Systems und hat zunächst diese selbst der Oeffentlichkeit gegenüber aufgehört, so ist damit der Anfang vom Ende gemacht.

---

3. Durch Utah und Nevada.

In Ogden, der Hauptstation zwischen der Union- und Central-Pacific-Eisenbahn besteigen wir den bereitstehenden Zug der letzteren Bahn, um nun durch die große amerikanische Wüste jagend, die Schneegipfel der Sierra Nevada zu übersteigen und nach Californien zu gelangen. Durch das Thal des Weber-Flusses kommen wir bald an den Spiegel des Großen Salzsee's. Die Eisenbahn geht einige Meilen hart an seinem Rande hin, so daß man deutlich den Schatten der gegenüberliegenden Berge im Wasserspiegel sieht, die schwärzliche Farbe des Wassers und den grünlichen Schimmer an seiner Oberfläche erkennt. Das Thal reicht mit einer einförmigen, sumpfigen Grasebene an den See und zieht am diesseitigen Rande hin; drüben aber scheinen

die Gebirge, deren halbalpine Formen und Schneegipfel wieder an die Felsengebirge von Colorado erinnern, hart an den See zu treten. Das unbestimmte Licht des letzten blassen Abendroths liegt auf der weiten Wasserfläche, und der Wind erregt ein Wellengekräusel, das von ferne wie mattes Silber erscheint.



Die Pacific-Bahn: Der Viaduct bei Secrettown.

Der Große Salzsee ist in vielen Beziehungen der wunderbarste der amerikanischen Seen, gewissermaßen das „todte Meer“ von Nord-Amerika, welchen Namen es wenigstens durch die gleichen chemischen Bestandtheile des Wassers verdient. — Wie das

des todten Meeres, so enthält das Wasser des Großen Salzsees über 22½ Prozent fester Bestandtheile, ist ebenso salzig und untauglich zum Gebrauch, während es ebenso wenig thierisches Leben aufzuweisen hat. Der See wurde vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert zufällig entdeckt. Sein Wasserspiegel liegt 4200 Fuß über dem Spiegel des Meeres, und seine Größe beträgt 80 Meilen in der Länge und 30 bis 50 Meilen Breite. Die Wasser des Salzsees werden als stärkende Bäder sehr gepriesen, und viele Badeorte sind in den letzten Jahren im Entstehen begriffen. Die spezifische Schwere des Wasser macht jedes Untertauchen unmöglich, der Badende bleibt stets ohne sein Zuthun über dem Wasser. Will man in senkrechter Lage darin verharren, so spürt man sofort das Aufwärtsstreben der Füße, während der Kopf zurück sinkt. Das einzige bis jetzt entdeckte thierische Leben erstreckt sich auf ein kleines Insekt (Atemia fertiliso), das im Sommer in ungeheuren Massen auf der Oberfläche des Sees erscheint, mitunter in Wolken, in Ringen-, Kugeln-, Schlangenwindungen u. s. w. geformt, einhertreibt. Wehe demjenigen, der in eine derartige Wolke hineingeräth.

Die große Wüste, welche sich westlich des Salzsees auf mehrere Hundert Meilen ausdehnt, ist in den ersten Theilen mit einer dicken Schicht von trockenem Lehm überzogen, auf der sich hier und da kleine Salzkrystalle angesetzt haben. Weiter westwärts zeigt diese Salzschicht die Dichtigkeit von Melasse, durch die man gleichsam wie durch Schlamm waten muß, noch weiter erscheint dieselbe fast zu einer blendend weißen Kruste eingetrocknet, die sich bis an die westliche Grenze der Wüste hinzieht. Unzweifelhaft bildete die Wüste einstens, bevor noch die vulkanische Hebung des Seebodens eintrat, einen Theil des Salzsees. —

Die erste größere Station auf unserer westlichen Fahrt ist Corinne, die wichtigste „Gentile-“ oder „Heidenstadt“ im Mormonenlande, von Nichtmormonen bewohnt, und bald nach ihr kommt die Station Promontory, am Nordende des Großen Salzsees, 820 Meilen von San Francisco entfernt. Nichts bezeichnet dort die Stelle, wo am 10. Mai 1869 die letzte Schwelle der Weltbahn niedergelegt wurde, wo die Lokomotive „Jupiter“ von der Central- und „Nr. 119“ von der Union-Pacific-Eisenbahn sich zum ersten Male begrüßten, wo der weltberühmte goldene Nagel eingeschlagen wurde.

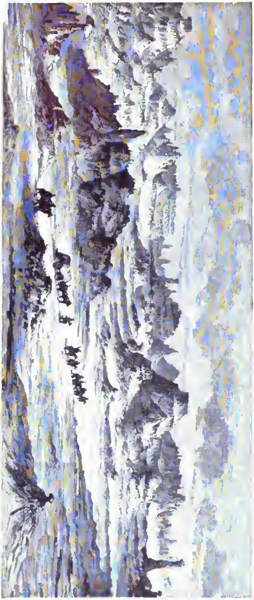
Es war ein welthistorischer Moment, der ganze amerikanische Continent war an diesem Tage in fieberhafter Aufregung. Alle Großstädte der Union harrten des Ereignisses. Der elektrische Funke blitzte über Tausende von Meilen nach Chicago, nach New York, nach Boston, nach San-Francisco und in das Kapitol von Washington, und brachte um 2 Uhr Nachmittag die folgende Depesche: „Hut ab, das Gebet beginnt!“ — Bald darauf flog von dem Wüstenpunkte ein zweites Telegramm nach aller Welt. Es bestand nur aus drei Punkten, welche die Hammerschläge auf den

goldenen Nagel repräsentirten, welche auch mit drei Schlägen auf der Glocke des Kapitols wiederholt wurden. Der Continent war in Schienen gefesselt, die Pacific-Eisenbahn war vollendet!

Seitdem sind andere Ueberlandbahnen hergestellt und eröffnet worden, oft ohne Sang und Klang, und erst das letzte große Ereigniß der Art, die Einweihung der nördlichen Pacificbahn wurde wieder zu einem Weltereigniß, dessen große Feierlichkeiten die der ersten Schienenüberbrückung des Continents noch in Schatten stellten, und dadurch für Deutschland an besonderer Bedeutung gewannen, daß der Vollbringer dieses kühnen Unternehmens, Villard, der jetzt im Exil lebende Ex-Eisenbahnkönig, ein Deutscher war. —

Hinter Promontory fahren wir in die „große amerikanische Wüste" ein, die sich von Utah und Idaho durch den ganzen nördlichen Theil von Nevada hinzieht. Die Nacht geht vorüber, am nächsten Morgen erwachend finden wir uns in einer noch wüsteren Wüste, als jene welche wir gestern verlassen haben, in einem Thale voll Sand, Felsen, Steinen, mit spärlichem graulichen Buschwerk, aus dessen wolligen Zweigen und Blättchen die klare Morgensonne einen durchdringenden Wermuthgeruch destillirt — eine originelle, passende Zugabe zum Wüsten-Charakter. Die Grasmatten, die Wasserfläche, die weichen Wolken, der Regen von gestern stehen bei der Wiederkehr des Wüstenbildes wie eine Fata Morgana in der Erinnerung.

Hat sich der Zug zurückgewandt? Das Alles, was vor unseren Blicken auftaucht und vorüberhuscht, das Nahe und Ferne, selbst die grauen Kräuter am Boden sahen wir doch gestern erst! Wir sind wieder auf einer Hochebene, welche beiderseits von niedrigen, steinigen Hügeln und in der Ferne von Gebirgszügen eingefaßt wird. Vor und hinter uns schließen sie den Gesichtskreis ab, um bei der Annäherung hinter die Hügel zu treten, über welche auf beiden Seiten ihre flachen Gipfel hervorragen. Die Gipfel sind aber, und das mag ein Zeichen sein, daß wir dem ersehnten Meere näher sind, tiefer herab mit Schnee bedeckt als in den östlicher gelegenen Ketten des Felsengebirges. Bald unterbricht eine Klippe, eine Felswand, eine Felsgruppe die Oede, bald ein dunkler Wachholderbaum, dessen kurze Zweige sich dicht an den Stamm drängen. Mehr ist nicht zu sehen, wenn es nicht der weiße Salzring um den Rand irgend eines vertrockneten Tümpels ist. Und die Formen der fernern, höhern Gebirge, welche nun schon der Humboldt-Kette angehören, sind kaum verschieden von allem, was wir von den Felsengebirgen kennen. Es sind vorwiegend kahle Felsmassen, die nicht sehr steil, aber auch nicht mit vielen Stufen und Vorbergen aufsteigen, von trägen, breit pyramidalen Formen. Die klar erkennbaren, vielgewundenen und zerknickten Bänder ihrer Schichten, der Mangel der Pflanzendecke geben ihnen einen etwas öderen Charakter, als der, welcher ihnen auf Grund des Reliefs und der Umrisse zukäme. Doch immer rechtfertigt dieses Gebirge den Namen des Felsengebirges.



Terrainformationen im südlichen Utah.

Wieder kommen Burgen, Wälle, Pfeiler, Coulissenreihen unerwartet aus dem Sande der Hügel hervor. Sind keine Felsen vorhanden, so erscheinen die Hügel wie grandiose Sandhaufen.

An wenigen Stellen, wo sich Feuchtigkeit genug sammelt, ohne zur Bildung von Salz- und Sodatümpeln zu führen, sind Oasen grüner Wiesen in den Verlauf des endlosen Wüstenbildes geschaltet. Sofort zeigt hier der Boden seine Fruchtbarkeit und bringt das ganze Jahr hindurch Massen von Heu hervor, von denen wir viele Tausend gepreßte Ballen an einigen Stationen aufgestapelt sahen. Dasselbe wird nach nahen und fernen Minendistricten versandt, die hier in Nevada noch häufiger als in Utah und Colorado in den allerunwirthbarsten Gegenden gelegen sind. Sie würden ohne künstliche Nahrungszufuhr von Californien und den paar Oasen her für Mensch und Thier völlig unbewohnbar sein. Bei Argentea durchschneidet die Eisen-

bahn eine solche Oase, welche unerwarteterweise sogar das Bild eines pflanzenreichen Marschlandes hereinzaubert. Höchst erfreulich sind dort die weiten dunkelgrünen Felder der Binsen, die ihre braunen Köpfchen in gleicher Höhe wiegen, wie das Getreide seine Aehren, die Tümpel und trägen Bäche, vor deren Wasserspiegel die Schleier blüthenreicher Schwimmpolygonen und dichtgedrängter Schleimgewächse gezogen sind, die Weidenbüsche endlich mit den saftigen Sonnenblumen in ihrem Schutze. Aber kaum erfreuten wir uns des neuen Bildes, so hat sich der Boden zu heben angefangen, ist dürr und salzig geworden, trägt wieder Artemisien und Fettsträucher — bittersalziges, graues, holziges Gewächs.

Bei der Station Humboldt — dieser Name kehrt hier im Gebirg und einzelnem Berg, in Fluß, See, Ansiedelung und berühmten Quellen wieder — sind sogar Mais- und Kleefelder, sowie ein unerwarteter Blumengarten zu sehen, aber man sieht sich nicht lange nach der Ursache des überraschenden, hier so seltenen Phänomens um. Vor dem Stationshause sprudelt eine große Quelle auf und ist als Springbrunnen gefaßt, der in hohem Bogen das herrlichste Bergwasser emporwirft. Selbst Obstbäume gedeihen in der Feuchtigkeit. Die Quelle ist die größte Sehenswürdigkeit zwischen Utah und Summit, dem Gebirgsscheitel der Sierra Nevada.

Ein herrlicher Sonnenuntergang setzt diesem letzten Reisetage in der Wüste ein gutes Ende. Gleich der Morgenröthe und dem Heraufkommen des Mondes und der Sterne gewinnt er eine ganz andere Bedeutung in dieser Einöde, wo sein Weniges den Durst des Auges zu sättigen vermag, welches an reichere Bilder gewöhnt ist. Es ist ein doppelter Untergang, vielmehr eine doppelte Abendröthe, denn tief am Westhorizont liegen Wolkenmassen, die just sich zu heben beginnen, als die Sonne hinter ihnen unterging. Die erste Abendröthe ist fast überall verblaßt, als sich die Wolken lösen und im Abendhimmel, der alsbald wieder golden wird, wie Goldschiffe mit Purpursegeln dahinschwimmen. Diese ganze Tagereise brachte uns nur wenig des Interessanten: eine traurige Salbei- und Alkali-Wüste, welche der fünfhundert Meilen lange, wasserarme Humboldt-Fluß träge durchströmt, um sich dann in einer großen sumpfigen Niederung, dem „Humboldt-Sink“ zu verlieren.

Die Städtchen Reno, Winnemucca, Pallisades und Elko, die Depots der einst so reichen Silberminendistricte von Washoe, Owyhee, Eureka und White Pine, waren die einzigen Ortschaften von Bedeutung, welche wir auf dieser Strecke passirten. Dieselben sind aber nichts weniger als malerisch gebaut und bestehen zum größten Theil nur aus Reihen von nahe an der Bahn angelegten Holzhäusern und Baracken, in denen sich eine Bevölkerung von Minern, Schenkwirthen, Kaufleuten, Spielern und schlechten Gesellen aller Art herumtreibt, welche für ihre Existenz auf den Verkehr mit den reichen Minendistricten angewiesen sind, denen jene Ortschaften ihre Entstehung zu verdanken haben. Der Staat Nevada, welchen wir durchkreuzt, führt mit Recht den Namen der „Silberstaat“. Für die Central-Pacificbahn sind die zahl-

reichen, jetzt zum Theil ausgebenteten Silberminen, welche in seinen öden Bergen zerstreut liegen, von vorwiegender Bedeutung gewesen, da der Hauptverkehr und die größten Waarentransporte über ihren Schienenweg von und nach jenen Dorados gehen mußten. Betrug doch der Ertrag der Silberminen an der jetzt auch so ziemlich erschöpften weltberühmten Comstock-Ader allein seit dem Jahre 1861 über 200 Millionen Dollars an edlen Metallen! Alle Maschinerien, alles Bauholz &c. zum Bearbeiten der Gruben, die ganzen Bedürfnisse der Minenstädte und das edle Metall selbst, mußten über die Central-Pacificbahn transportirt werden.

Für den Fremden bilden während der Fahrt durch den Staat Nevada nebst den allerorten sich zeigenden bezopften Chinesen, die zu dem Stamme der Piutes gehörenden Indianer, ein interessantes Studium. Diese edlen Rothhäute sind eher Zigeunern als Cooperschen Heldengestalten ähnlich. Fast ohne Ausnahme sind sie in Lumpen gehüllt, dabei bunt bemalt und mit Hahnenfedern geputzt, die Weiber tragen ihre auf Bretter geschnallten Kinder (Papooses) wie ein Bündel Stroh auf dem Rücken, alle glotzen den Reisenden mit nichtssagenden Blicken an, oder betteln wie das ärgste Vagabunden-Volk. Mitunter steigt eine Gesellschaft dieser Kinder der Wildniß, welche auf allen Eisenbahnen hier zu Lande das Privilegium freier Fahrt genießen, in einen Waggon, um von dieser nach jener Station zu fahren, was manchmal zu einer interessanten Unterhaltung in possirlicher Zeichensprache, untermischt mit barbarischem Englisch und indianischen Gurgellauten Anlaß giebt.

Bei Einbruch der Nacht überschreiten wir die Grenze von Californien, und sind um Mitternacht nahe der Paßhöhe der märchenhaften Sierra Nevada, die bei der Station Summit die Höhe von 7017 Fuß erreicht. Eine wilde Gebirgsnatur ist an die Stelle der Wüste getreten. Schneefelder sind unter den Gipfeln der nächsten Berge ganz nahe zu sehen, wilde Bäche kreuzen die Bahn, Tannen- und Fichtenhaine stehen an steinigen Abhängen hinauf und in den Klüften, die zwischen Felswänden ins Gebirge dringen. Wir sehen in Thäler hinab, mit dunkeln Baumkronen, blauen Seen und hellgrünen Matten, auf denen Viehherden weiden. Der Zug saust meilenweit durch Schneetunnel, die den Ausblick beschränken, er überholt alle die wilden Bergbäche, den Yuba-, den Bear-, den American-River, die von hier zum Sacramento-Fluß hinabrauschen. Tiefer hinab kommen Wälder fremdartiger Eichen, langnadelige Föhren mit riesigen Zapfen, Cedern unbekannter Art, und eine hohe, weiße Lilie, unserer Gartenlilie sehr ähnlich, steht häufig in ihren Schatten. Dies ist nun californische Natur, die Wolken, die über uns ziehen, kommen vom Stillen Meere. Die letzte große Gebirgskette ist überschritten, nicht lange mehr, so sind wir in der Metropole des Stillen Ozeans, in San Francisco. Bevor wir jedoch das gesegnete Californien betreten, wollen wir noch den einst so berühmt gewesenen Minengegenden des Staates Nevada Beachtung schenken.

4. Virginia-City und das Silberland Washoe.

Die Station Reno der Pacific-Bahn, am östlichen Abhange der Sierra Nevada, nahe der Grenze zwischen den Staaten Californien und Nevada gelegen, bildet den Mittelpunkt eines der in jeder Beziehung interessantesten Länderstriche der Welt. Wohin man auch von hier aus seine Schritte lenkt, überall stößt man auf niegesehene Wunder der Natur oder Menschenhand. Der Pyramiden-See, der Schlamm-See, der romantische wunderliebliche See Tahoe, der bekannte Truckee River liegen rings um die Stadt innerhalb weniger Stunden Entfernung. Von hier aus mit einer Zweigbahn leicht zu erreichen ist das Minenland Washoe mit seiner Hauptstadt Virginia City.

Die Virginia-Truckee-Eisenbahn führt bei einer Länge von ca. 37 Meilen mitten durch das wildeste Minenland. Jede einzelne der zahlreichen Stationen entstand nur durch die Minen, die sich auf Berg und Thal, in Schluchten und auf Abhängen erschließen. Carson City, auf der Hälfte des Weges zwischen Reno und Virginia City gelegen, ist mit seinen viertausend Einwohnern die größte dieser Stationen. Von hier aus bis zu der letztgenannten Stadt führt die Bahn den Beinamen die „krumme", in Folge der zahllosen und unglaublichsten Serpentinen, Steigungen, Tunnel und sonstigen Terrainschwierigkeiten, die sich bei jedem Schritte der Bahn entgegenstellen. Die uns auf dieser Bahn umgebenden graugelben, nur mit spärlichem verdorrten Salbei-Gestrüpp und vergilbten Grasbüscheln bewachsenen Berge sehen aus, als ob Gottes Fluch auf ihnen läge. Erst wenige Meilen von Virginia City kommt einiges Leben in die Gegend. In der Ferne zeigen sich die Häuser von Silver City und später auch von Virginia City, auch die allen Silberminen charakteristischen hellen Schutthaufen an den Bergabhängen, wodurch sich die Oeffnungen von Schachten und Tunneln erkennbar machen, werden immer häufiger. Endlich erreichen wir den in einer tiefen, von einem Wildbach durchströmten Schlucht sich hinziehenden Minenort „Gold Hill", wo sich die einst weltberühmten Silberminen „Crown Point" und „Belcher" befinden.

Die Glanzperiode, der Reichthum Virginia City's gehören der Vergangenheit an. Mit der theilweisen Erschöpfung der einst so reichen Minen, der Verminderung seiner Bevölkerung, geht der kleine Staat Nevada, das Bethlehem unter den Gebieten des neuen Westens, das selbst zur Blüthe des „Comstock" nur eine künstliche Staatenexistenz geführt und als Dependenz Californiens von der San Franciscoer Minenbörse aus regiert wurde, schnell seinem Verfall entgegen. Und so ist das heutige Virginia City ein verödetes großes Minenlager, die Stadt der großartigsten Minenruinen der Welt. Doch da es in früheren Tagen, bei der Entwicklung der Pacificküste eine so

große Rolle gespielt, lohnt es sich einen Blick in die Vergangenheit und hinter die Coulissen des damaligen raffinirtesten Minenspeculationsspiels zu werfen. Folgendes ist die Schilderung eines Besuches dieser einstigen Silberstadt anfangs der siebziger Jahre, dem Gipfelpunkt ihres Gedeihens:

„Immer großartiger wird jetzt das Bild der Minen. Ansehnliche Holzbauten erheben sich an allen Seiten, Hunderte von Fuß hohe Trestle-Brücken überspannen wie Spinnengewebe die von Wasser und Menschenhand zerrissenen und zerwühlten Schluchten. Auf der am Bergabhang oben entlang laufenden Eisenbahn schleppen die Lokomotiven lange Frachtzüge herbei, welche mit dem zum Betriebe der Gruben



Im Silberlande Washoe: Eine neue Mine.

nothwendigen Holz beladen sind; die mit gewaltiger Kraft arbeitenden Dampf-Elevatoren (hoisting works) heben das Erz aus den Minenschachten und prasselnd fällt es aus luftiger Höhe auf die Schwarzhalden hinab; die Pochwerke rollen und rumoren, der Dampf pfeift grimmig dazwischen; riesige mit sechzehn bis zwanzig Pferden und Maulthieren bespannte, mit Silbererz schwer beladene Frachtfuhren begegnen uns jeden Augenblick; in den offenen Hausthüren stehen rauchende und trinkende Minenarbeiter, während andere schaarenweise als Ablösung nach den Gruben eilen und eine wahre Fluth von Schmähungen und Flüchen auf die Chinesen schleudern, die hier und da auftauchen.

Endlich ist das berühmte Virginia City erreicht. Zur Linken erhebt der gerade über der Stadt emporsteigende, gegen 8000 Fuß hohe Mount Davidson sein graues Haupt. In der C-Straße, dem Hauptgeschäftstheile des wüsten Ortes, liegen Kaufläden, Kneipen, Restaurationen, Spiel-, Trink- und Billard-Salons und Häuser von noch schlechterem Gewerbe, nach amerikanischem Baustyl alle mit vorgebauten Schutzdächern versehen, in bunter Abwechslung neben einander.

Die meisten Straßen sind für den geschäftlichen Verkehr viel zu eng. Die Gebäude wurden, nachdem einzelne Stadttheile wiederholt abbrannten, endlich aus



Im Silberlande Washoe: Ein Hôtel in neu entdeckten Minen-Regionen.

Ziegeln aufgeführt, und tragen mit ihren drei bis vier Stockwerken ein solides Ansehen, würden nicht zahllose Annoncen und Firmatafeln mit den schreiendsten Insignien und Farben dieses solide Aussehen mit einem Schlage vernichten. Die Annoncen sind eine charakteristische Eigenthümlichkeit in dem rastlosen Leben der Stadtbewohner. Straßen, Hügelabhänge, Häuser, Felstrümmer, Wagen, alles ist mit auffallenden Anzeigen überklebt, die allen nur erdenklichen Vergnügungen, Verkaufsartikeln und Arzneien gewidmet sind.

Endlich hält die schwerbeladene Kutsche, die uns von der Bahn nach der Stadt gebracht, vor dem mit seinen eisernen Fensterläden wie ein großes Gefängniß aus-

sehenden „International Hôtel“; Koffer und anderes Gepäck werden unsanft vom Wagen heruntergeworfen, Chinesen, Miner, Damen zweifelhaften Charakters, Kaufleute 2c. tummeln sich durcheinander, und wir treten in das düstere Gasthaus, wo wir für $4^1/_3$ Dollars Gold pro Tag ein auf bescheidene Ansprüche berechnetes Unterkommen finden.

Virginia City, welches mit seiner Schwesterstadt Gold Hill zusammen jetzt zwischen 8000 und 10,000 Einwohner zählt, bietet ein reiches Feld für den Sittenbeobachter. Namentlich bei Nacht ist im erstgenannten Orte eine tolle Wirthschaft. Man braucht nur der dort: sage sechshundert Köpfe zählenden Demi Monde zu erwähnen, um dem Fremden einen Begriff von der laxen Moral jener Silberlandbewohner zu geben. Auf den Trottoirs der C-Straße ist bis spät nach Mitternacht ein solches Gedränge von auf- und abmarschirenden vergnügungssüchtigen Bummlern und Nichtsthuern, daß man sich nur mit Mühe einen Weg durch die Menge bahnen kann. Die Besucher der Spielhöllen und Trinksalons strömen in jenen Localen fortwährend in solcher Zahl aus und ein, daß die Eingangsthüren sich nur selten ganz schließen und stundenlang in den Angeln ununterbrochen hin- und herdrehen.

Betrachten wir einmal etwas näher den größten dieser Vergnügungstempel, den fashionablen Magnoliasalon! Ehe wir an dem von einer dichten Schaar Virginier belagerten Trinkstand (Bar) vorbeipassiren können, müssen wir verschiedene Cocktails und Punsche zu uns nehmen; ein Fremder, der nicht allein trinken mag, fordert uns auf, in seiner Gesellschaft ein Gläschen zu versuchen, natürlich müssen wir uns revanchiren, so daß ein paar Dollar im Handumdrehen Eigenthümer wechseln. Es ist nämlich hier, wie in jedem Minenlande verpönt, per se einen hinter die Binde zu gießen. Keinem anständigen Virginier wird es einfallen, sich allein mit einem Trunk zu erfrischen. Sieht er keinen Bekannten in der Nähe, so fordert er den ersten besten Fremden auf, ihm Gesellschaft zu leisten, schlimmstenfalls stehen an jeder „Bar“ stets einige durstige Stammgäste da, die sich ein Geschäft daraus machen, einerlei wie oft, umsonst mitzutrinken.

Der Spielsaal des „Magnolia“ ist gedrängt voll von Besuchern. Fast jeder der dort Anwesenden raucht eine feine Havannacigarre, die hier $^1/_4$ Dollar kostet, und erquickt sich etwa alle 20 Minuten an der „Bar“ — gleichfalls zu $^1/_4$ Dollar das Gläschen. Im Allgemeinen bewegt sich aber das Publikum innerhalb der Grenzen des Anstandes, nur wenn gelegentlich eine Schlägerei oder Schießerei im Local entsteht, ist es da drinnen nicht geheuer. Von verzweifelten Mienen wegen erlittener Spielverluste ist bei Keinem der Anwesenden eine Spur zu bemerken, die mit lächerlicher Eleganz aufgeputzten Stutzer und Spieler von Profession harmoniren mit den hinterwäldlerisch gekleideten Minern ganz vortrefflich. Rings an den mit schauderhaften Bildern behängten Wänden stehen Spieltische, an denen die Besucher ihr Glück im

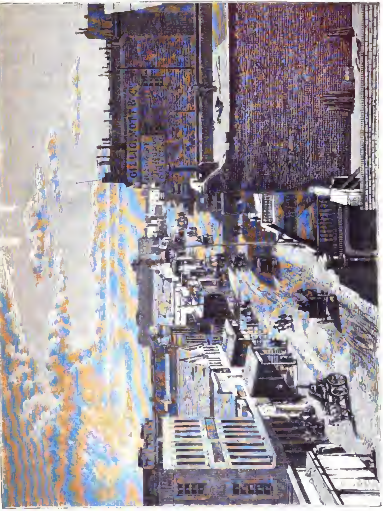
Karten- und Würfelspiel, in Kieno, Diana, Roulette, Casino, Chuck-a-Luck, Old Sledge, Poker und dem classischen Pharao versuchen. Namentlich das letztgenannte Spiel übt auf die „Gäste" eine große Anziehungskraft aus, und der lange Tisch, mit den festgeklebten, unsauberen Karten darauf, ist stets dicht belagert. Und welche Bankhalter! Diese pockennarbigen Croupiers, welche mit fabelhafter Gewandtheit das „Geschäft hantiren", wären eine Acquisition für den Fürsten von Monaco! Ein Priemchen Tabak im Munde, kauend und spuckend, in Hemdsärmeln, den Hut auf dem Kopfe, die Finger voll von Ringen, mit riesigen Diamant-Brustnadeln, fingerdicken Goldketten und geschmückt mit Manschettenknöpfen, so groß wie deutsche Fünfmarkstücke, einen oder gar zwei fußlange geladene Revolver an den Hüften, rufen sie ihr Jargon mit monotoner Stimme aus, klappern fortwährend mit den Gold- und Silbermünzen, äußern gelegentlich einen Fluch und halten das Spiel im Gange. In einer Ecke des „Saloons" sitzt auf einem erhabenen Tritt vor einem hackbrettartigen Instrumente ein wild aussehender Pianospieler und trommelt in Begleitung eines Violinkratzers haarige Melodien ab. Auf dem Clavier liegt für eventuelle Fälle ein geladener Revolver; sollte es z. B., wie es nicht selten vorkommt, einem ehrenwerthen Miner, der des Weines zu viel genossen hat, einfallen, zum Spaß selber mal eins aufspielen zu wollen, so würde der Künstler ihm mit der Pistole bald den Standpunkt klar machen. Oeffentliche Spielhöllen, wie den eben beschriebenen „Magnolia-Salon", giebt es in Virginia City mehr als ein Dutzend, und das wüste Leben, welches sich allnächtlich dort entfaltet, sucht in der Welt seines Gleichen. Namentlich beim Beginn jedes Monats geht es in diesen Kneipen und Spielhöllen wild her. Die Minenarbeiter erhalten dann ihren ganzen Monatslohn von 120 Dollars Gold (4 Dollars pro Tag) auf einmal ausbezahlt, und den in Washoe besonders zahlreichen Irländern ist es Ehrensache, ihr Geld stets so schnell als nur irgend möglich zu verjubeln. —

Daß der Minenschwindel in einem Platze wie Virginia City in höchster Blüthe steht, ist natürlich leicht erklärlich. Hier wird an Ort und Stelle in den Minen selbst, der Grund zu den Börsenmanövern gelegt, wodurch den Speculanten an der Californiastraße in San Francisco oft die Haare zu Berge getrieben werden. Mancher Besitzer von Shares (Minenactien), der die Rapporte von den Millionen liest, welche aus den Comstock-Minen unablässig zu Tage gefördert werden, begreift nicht, warum der Preis seiner Werthpapiere plötzlich einen Marsch nach rückwärts macht, und zwar nicht selten mit einer seine Millionärträume beängstigenden Geschwindigkeit. Statt reiche Dividenden zu erhalten, muß er vielleicht riesige „Assessments" (Schatzungen zum Betrieb einer Mine) zahlen, oder er verliert ganz sein eingezahltes Capital. Die Minenmakler (stock brokers) gestatten nämlich den Speculanten mit dem fünf- oder gar zehnfachen Betrage einer eingezahlten Summe, welche als Reservefond gegen etwaige Verluste von jenen allemal zurückbehalten wird, zu speculiren, eine

Versuchung, um bei günstigen Conjuncturen schnell reich zu werden, welcher nur Wenige zu widerstehen vermögen. Hat nun ein solcher Speculant, in der Hoffnung, daß die Preise von Actien bei dem reichen Ertrage einer Mine steigen werden, für den fünf- oder zehnfachen Betrag einer eingezahlten Summe „Shares", die er an einem festgestellten Termin nehmen oder gut machen muß, gekauft, so fallen jene plötzlich auf eine erschreckende Weise und er muß, statt so und so viele 10,000 Dollar zugezahlt zu erhalten, die Differenz decken, oder seinen Bankerott erklären; verkauft er dagegen Minenpapiere, die er selbst noch gar nicht besitzt und in einer bestimmten Zeit liefern muß, in der Hoffnung, der Cours werde zum Falltermine heruntergehen, so steigen die „Shares" plötzlich wie eine Rakete in die Höhe, und er ist ein ruinirter Mann, ehe er recht weiß, weshalb.

Das Steigen und Fallen der Minenactien ist ein Problem, welches ein Uneingeweihter selten und in der Regel erst zu spät zu lösen vermag. Die Eingeweihten, „insiders" genannt, haben die „outsiders", d. h. die außerhalb der Minensphäre befindlichen, meistens ganz in ihrer Gewalt und spielen mit dem großen, in Californien unglaublich speculationssüchtigen Publicum, wie die Katze mit der Maus. Mit Hülfe der Mineningenieure und anderer Sachverständigen sind sie fast zu jeder Zeit im Stande, die Actienpreise hinaufzuschrauben oder fallen zu lassen. Durch ein Nichtauszahlen von Dividenden, einerlei ob Baarvorrat da ist oder nicht, durch das Anschaffen werthloser, aber theurer Maschinerien und das Errichten kostspieliger Bauten, durch neue chemische Versuche beim Bearbeiten des Erzes, welche schlechte Resultate liefern, oder ähnliche Manipulationen kann der Marktpreis von wirklich reichen Minen mit Leichtigkeit herabgedrückt werden. Wollen dagegen die Besitzer einer werthlosen Mine ihre Actien schnell zu guten Preisen los werden, so brauchen sie nur einige gute Dividenden von geborgtem Kapital auszuzahlen, oder gefälschte Certificate über die Productionsfähigkeit ihrer Mine zu veröffentlichen, und die Sache macht sich von selber. Wenn dem Publikum nachher die Augen aufgehen, so haben die biederen „Eingeweihten" ihr Schäfchen längst im Trocknen. Wohlhabende Minenspeculanten sehen immer darnach, mehr als die Hälfte von den Actien einer Gesellschaft zu erwerben (to get a controling interest), wodurch sie beim Abstimmen, das allemal durch die Zahl der repräsentirten „Shares" geschieht, den Betrieb und die geschäftliche Führung einer Mine ganz und gar in ihre Gewalt bekommen. Wollen sie nun minder begüterte Actienhalter zwingen, ihre Werthpapiere zu verkaufen, so geschieht dies in der Regel dadurch, daß man die Mine jahrelang ganz still liegen läßt, oder daß schnell nach einander hohe Abgaben, angeblich zum Bearbeiten der Mine erhoben werden, um durch diese ewigen Geldprellereien die ärmere Klasse der Actionäre mürbe zu machen. Dieser nur selten erfolglose Prozeß wird mit dem technischen Namen „ausfrieren" (to freeze out) bezeichnet.

Ein beliebter Kniff, um den Preis von Minenpapieren schnell herabzudrücken damit dieselben billig aufgekauft werden können, besteht in einem hohen „Assessement",



Im Silberland Washoe: Virginia City.

ohne anzugeben, wofür das Geld nöthig sei, spaßhafter Weise eine „irländische Dividende" genannt. Die Aktionäre der Savage-Mine mußten z. B. am 7. April d. J.

160,000 Dollars für „Verbesserungen" zahlen, die von der nur ein Viertel so großen Imperial-Mine sogar 100,000 Dollars. — Die Actien der zuerst genannten Gesellschaft, welche tags zuvor von 40 auf 60 gestiegen waren, fielen infolge des „Assessments" plötzlich wieder auf 36. Gegen Ende des April standen sie wieder auf 98, Anfang Mai auf 69. Sollen die Aktien einer Mine wieder hinaufgehen, um sie mit Nutzen losschlagen zu können, so kommen verschiedene Manipulationen zur Anwendung. Es wird z. B. angezeigt, daß ein ungeheuer reiches Erzlager entdeckt sei, welches sich in noch unerforschte Tiefe erstrecke. Besuchern, denen man absichtlich Zutritt in die Gruben verschafft, wird das Erz gezeigt; das Gerücht von der neuen Entdeckung geht von Mund zu Mund und vergrößert sich natürlich in aufsteigender Proportion. Da nun solche Actien oft um 50 und mehr Dollars an einem Tage steigen, so wird die Aufregung im Publikum bald eine kolossale; Jeder will kaufen, um rasch ein Millionär zu werden, bis auf einmal das Kartenhaus zusammenbricht. Es heißt nämlich plötzlich, man habe nur eine „Erztasche" entdeckt, das reiche Erz sei alle geworden! Absichtlich hat man einen Stollen in das todte Nebengestein des Ganges geleitet, und die Mine, heißt es, sei schlechter als je; man müsse, um wieder gutes Erz zu finden, 100 Fuß tiefer nach rechts oder nach links hin, durch festen Fels bohren, und das werde enorm viel Geld kosten. Den Actieninhabern fährt der Schreck in die Glieder, jeder will verkaufen, zu irgend einem Preise, und die Werthpapiere rutschen auf der Coursliste herab. Jetzt ist die Zeit für die „Eingeweihten" gekommen, um die Aktien zu Spottpreisen wieder zurück zu kaufen! Auf diese Weise haben sie dreimal geschoren: zuerst kauften sie zu niedrigen Preisen, dann verkauften sie zu hohem Cours und zuletzt kauften sie zu niedrigen Preisen — immer dieselben Actien. Wird mitunter in einer Mine ein außerordentlich reiches Erzlager entdeckt, dessen Vorhandensein verheimlicht werden soll, so ist es schon vorgekommen, daß die Arbeiter gezwungen wurden, wochenlang drunten zu bleiben. Man schloß sie in der Mine ganz von der Welt ab, schlug Betten für sie 1000 und mehr Fuß tief unter der Erde auf, regalirte sie dort mit Champagner und feinen Gerichten und ließ sie in Saus und Braus leben, bis das Geheimniß der Welt offenbar werden sollte. Wie dem Leser wohl klar geworden sein wird, befinden sich die Aktieninhaber einer Mine, welche nicht „im Ring" sind, ganz und gar in den Händen der reichen Spekulanten, und es ist keineswegs der absolute Werth einer Silbermine, welche den Preis ihrer Actien bestimmt.

Die Minenspeculationen haben sich in den letzten Jahren jedoch meistens mit den anerkannt reichsten Gruben des Comstock-Ganges beschäftigt, deren Cours in beständigen, fast unglaublichen Schwankungen begriffen ist, und oft um 10 Mill. Dollars im Monat variirt. Die Actien der sogenannten „Wilde-Katze-Minen", d. h. solcher Minen, die nie in Wirklichkeit existirten, welche vor zwei Lustren den californischen

Markt überschwemmten, sind alle verschwunden. Die früheren „Füße" (d. h. Bergwerksactien, von denen jede Mine so viele enthält, als ihr Minengebiet laufende Fuß im Erzgang) sind längst in „Shares" getheilt worden. Bei den größeren Minengesellschaften geschah dies zu wiederholten Malen, um die Actien leichter manipuliren zu können, indem z. B. ein „Share" von der Crown-Point-Mine zu 80 bis 120 Dollars leichter gekauft und verkauft werden kann, als ein „Fuß" derselben Mine zu 15,000 bis 20,000 Dollars. In der Crown-Point-Mine gehen jetzt $166^1/_3$ „Shares" auf einen „Fuß", in der Belcher 104, in der Empire sogar $666^2/_3$ rc. Um einen klarern Begriff von den Schwankungen im Werthe der Actien in den Comstock-Minen zu geben, mögen folgende Angaben dienen, welche ich der Einfachheit halber auf „Fuß" reducirt habe. Am 1. Nov. 1871 standen die Actien der Crown-Point-Mine auf 55 Dollar, im Mai 1872 auf 39,000 Dollar, am 1. Mai 1873 auf 20,000 Dollar. Die Actien der Belcher-Mine waren im October 1870 zu 10 Dollar notirt, im Mai 1872 zu 15,250 Dollar, am 1. Mai 1873 zu 8800 Dollar; die der Savage-Mine standen im November 1870 auf 500 Dollar, im April 1872 auf 15,000, später auf 1400 Dollar. Gould- und Curry-Actien waren 1862 von 5000 bis 6000 Dollar pro Fuß werth, heute bringen sie etwa 40 Dollar pro Fuß. Und solchen Coursschwankungen sind die Actien der Comstock-Minen mehr oder weniger alle ausgesetzt.

Der Comstock-Gang (Comstock-Lode), welcher den Namen seines Entdeckers führt, und den ganzen unermeßlichen Reichthum des Washoe-Districtes bildet, wurde vor zwanzig Jahren aufgefunden. Die Ader läuft am östlichen Abhang des Washoe-Distriktes, am Fuße des Mount Davidson hin und umfaßt bei 300 bis 400 Fuß Breite eine Länge von fünf Meilen. Die Städte Virgina und Gold Hill liegen direct über den Minen, und die Schachtmündungen befinden sich zwischen den Häusern. Durch die Comstock-Lode zieht sich in wellenförmiger Linie eine Erzmasse, die sich stellenweise bis an die Oberfläche erhebt, dann wieder 400 Fuß, 1000 Fuß bis zur höchsten erforschten Tiefe unter der Erde gefunden wird und eine Breite von wenigen bis zu mehreren hundert Fuß hat. Dazwischen liegen breite Zonen von Quarz, mit Porphylit und Porphyr versetzt, welche wenig oder gar kein edles Metall enthalten.

Der zu Zeiten so ganz verschiedene Ertrag der großen auf der Comstock-Ader liegenden Minen hat seine Ursache besonders in dieser allen Regeln spottenden Vertheilung der reichen Erzmassen. Diese zu finden ist das stete Bestreben bei allen derartigen Bergbauarbeiten, und oft sind unermeßliche Summen erfolglos dabei verpulvert worden. Das reichste Erzlager (Bonanza) im Comstock-Gang ist in einer Tiefe von 1100 Fuß angetroffen und erstreckt sich, die ganze Ledge ausfüllend, bis zu einer Tiefe von 1400 Fuß und weiter, und hinüber nach den angrenzenden

Minen. Solche „Bonanza's", deren reiches Erz leicht zerbröckelt, sind allemal mit einer viel Wasser enthaltenden Lehmschicht umgeben. Wird eine Lehmschicht in der



Im Silberlande Washoe: „Ein Saloon".

Ledge gefunden, so weiß der erfahrene Miner, daß das reiche Erz nicht mehr weit entfernt sein kann. Der Comstock-Gang wird, soweit derselbe verfolgt worden ist,

von Minengesellschaften, deren es dort ursprünglich einige vierzig gab, als Eigenthum beansprucht; doch sind gegenwärtig nur funfzehn große Minen auf der Ledge im Betrieb. Eine jede dieser Minengesellschaften besitzt eine Anzahl von Längenfuß der Erzader als ihr Eigenthum. Die ergiebigsten Minen befinden sich zur Zeit bei Gold Hill, am südlichen Ende des Comstock-Ganges. Die Hauptmine ist in Virginia-City die „Consolidated Virginia" (1160 Fuß), die reichste aller bisherigen Silberminen der Welt, die schon seit mehreren Jahren eine monatliche Dividende von über einer Million Dollars abwirft und noch immer kein Zeichen der Erschöpfung zeigt.

Der Reingewinn (Dividende), welcher den Actionären der verschiedenen Minengesellschaften aus diesen kolossalen Summen zugeflossen ist, hat von jeher außerordentlich geschwankt. Während viele Minen einen enormen Profit abwarfen, haben andere gar nichts erübrigt. Der Gewinn wird durch die nothwendigen, kostspieligen Maschinen, den hohen Preis von Brenn- und Baumaterial, Transportkosten und Arbeitslohn, namentlich aber durch die früher beschriebenen Manipulationen der Speculanten, Schwindler und „in den Rummel Eingeweihten" arg beschnitten. Die „Assessments", welche selbst von anerkannt reichen Minen erhoben werden, belaufen sich oft auf ungeheure Summen; die der Bullionmine z.B. in zehn Jahren auf 1,144,500 Dollars, und hat diese Mine während dieser ganzen Zeit ihren Actionären nie einen Cent Dividende eingebracht. Enorme Dividenden dagegen haben in letzter Zeit neben der oben erwähnten „Consolidated Virgina" die Belcher- und Crown-Point-Mine gewährt.



Placer-Miniren.

Der enorme Verbrauch von Bauholz zu Stützbalken 2c. in den Minen ist ein Hauptkostenpunkt beim Bergbau auf dem Comstock-Gang. Das Bauholz muß mit großen Unkosten aus den 25 bis 30 Miles entfernten Tannenwäldern auf der Sierra Nevada herbeigeschafft werden, da die Umgebung von Virginia City ganz und gar baumlos ist, es kostet an Ort und Stelle bei den Minen 22 Dollars pro 1000 Fuß. Jährlich werden an 16,000,000 Fuß Bauholz in den Gruben verbraucht, was einen Werth von 350,000 Dollars repräsentirt. Wo die Minengänge durch festes Gestein führen, ist der Verbrauch von Holz gering, aber an solchen Stellen, wo große Erzmassen gefördert werden müssen, ist derselbe ein enormer und verschlingt so zu sagen ganze Wälder. In den Lehmschichten verfaulen die Balken erstaunlich schnell und

müssen zwei bis drei Mal im Jahre ausgebessert oder durch neue ersetzt werden. Durch Wasser wurde das Abbauen der Minen mehr in den oberen als in den unteren Theilen der Gruben beeinträchtigt, da dasselbe nicht so sehr als Grundwasser auftritt, sondern meistens von der Oberfläche durchsickert. Die Temperatur in den Gruben beträgt in den unteren Gallerien 20 bis 30 Grad Reaumur, welche Hitze stellenweise bis über 34° steigt, und nimmt dort jede 53 Fuß um einen Wärmegrad zu. Demnach wären 3–4000 Fuß wohl die größte Tiefe, in welcher es Arbeiter auszuhalten vermöchten. Die größte auf dem Comstock-Gang erreichte Tiefe haben bis jetzt die in Virginia City liegenden Minen aufzuweisen, nämlich 1700 Fuß unter der Oberfläche. Die Ventilirung der Minen geschieht vermittelst Dampfkraft, womit die Luft in hölzernen Kasten hinuntergetrieben und in der Tiefe durch Metallröhren vertheilt wird. Die durch einen Schacht gedrückte Luft findet aus einem anderen mit demselben verbundenen wieder ihren Ausgang.

Was die Zukunft der Comstock-Minen arg beeinträchtigt, ist der daselbst in hoher Blüthe stehende Raubbau. Anstatt reiche und ärmere Erze mit einander zu fördern, beschränkt sich nämlich die Ausbeute fast allein auf die reichere Sorte. Eine Entschuldigung für ein solches selbstmörderisches Verfahren giebt nur der mit dem Bergbau in Washoe verbundene enorm hohe Kostenpunkt. Erze unter einem Ertrage von 20 Dollars pro Tonne können nicht nutzbringend gemacht werden, indem das Pochen und Verarbeiten derselben allein 12 Dollars für die Tonne beträgt, wozu die Ausgaben für den Grubenbau kommen. Ungeheuere Massen ärmerer Erze (low grade ore) sind in allen Theilen sämmtlicher Minen unangetastet verblieben, oder wurden als todtes Gestein benutzt, um die ausgeleerten „Bonanzas“ wieder zu füllen.

Die meisten Erze aus den Comstock-Minen laßt man jetzt in den großen Pochwerken am Carsonflusse, in einer Entfernung von etwa 15 englischen Meilen von Virginia City verarbeiten. Der Transport dorthin findet auf der „Virginia- und Truckee“-Eisenbahn statt. Dieses geschieht namentlich deshalb, weil das in den Stampfmühlen in Menge nöthige Wasser am Carsonflusse, im Vergleich mit der ausgedorrten Umgegend von Virgina City im Ueberflusse zu haben ist. Auch ist das Brennholz dort in der Nähe der dicht bewaldeten Sierra weit billiger als in Virginia, wo es contractlich $13^1/_2$ Dollars pro Klafter kostet. Freilich besitzen die meisten Minengesellschaften heute noch Pochwerke in der Nähe ihrer Gruben, aber diese Mühlen sind in kleinerem Maßstabe angelegt. Eines der bedeutenderen jener Pochwerke ist die „Rhode-Island-Stampfmühle“ mit 25 Stempeln, worin täglich etwa fünfzig Tonnen Erz aus der Crown-Point-Mine verarbeitet werden.

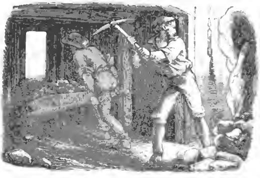
Das von mächtigen Eisencylindern zu feinstem Mehl zerstampfte Erz kommt von den Stempeln zunächst in 2000 Pfund schwere große flache Eisenkessel, worin 3000

Pfund Erz mit einer Beimischung von 250 Pfund Quecksilber und anderen auflösenden Mineralstoffen mit einer Geschwindigkeit von neunzig Drehungen in der Minute ein paar Stunden lang geschlämmt werden. Alsdann wird das mit Silber und Gold versetzte Amalgam abgelassen und das edle Metall in Retorten von dem Quecksilber geschieden. Mehr als die Hälfte (etwa 60%) des aus den Comstock-Minen gewonnenen edlen Metalls (Bullion) ist Gold, welches in der Zweigmünze in Carson City und in den Läuterwerken in San Francisco vom Silber getrennt wird. Gegenwärtig betreibt man den Proceß des Ausscheidens der edlen Metalle aus den Erzen weit sorgfältiger als früher. Es giebt Quarzmühlen, welche den Abfall (tailings) von den alten Pochwerken nochmals verarbeiten, womit noch große Summen gewonnen werden. Die in früheren Jahren als werthlos fortgeworfenen Quarzmassen, welche in riesigen Schuttbergen (dumps) angehäuft sind, sowie das vom Carsonflusse fortgeschwemmte, in förmlichen Sandbänken abgelagerte Quarzmehl enthalten Millionen an Gold und Silber, welche zu gewinnen einer späteren Zeit bestimmt ist. Der gegenwärtig übliche Proceß des Gewinnens der edlen Metalle aus diesen Erzen hat einen sehr bedeutenden Verlust veranlaßt, den man aber bis jetzt noch nicht zu verhindern gewußt hat. Der Verlust an Gold beträgt $23^1/_{10}$, der an Silber 44 Procent. Das verloren gehende Gold besteht meistens aus diminutiven Goldblättchen (flood gold); das verloren gehende Silber ist in den „Sulphurets" (Schwefel- und Arsenverbindungen) enthalten, welche man nicht erschöpfend im Großen chemisch zu bearbeiten versteht.

Um die bergmännischen Arbeiten auf dem Comstock-Gang in größeren Tiefen zu erleichtern und die Herausschaffung des gewonnenen Erzes, sowie den Betrieb sämmtlicher Minen daselbst zu vereinfachen, wird gegenwärtig an einem nahe $2^1/_2$ Meilen langen Tunnel, dem Sutro Tunnel, gearbeitet, der von dem früher erwähnten Carson-Thale in horizontaler Richtung eindringend, die Minen in einer Tiefe von 2000 Fuß treffen wird.

Aber wir wollen den Comstock-Silberminen und den wüsten Zwillingsstädten Virginia und Gold Hill Lebewohl sagen. Mancher, der uns im Geiste auf unseren Wanderungen durch jene wilden Regionen über und unter der Erde gefolgt ist, wird wohl zu der Einsicht gekommen sein, daß auch dort nicht Alles Gold ist, was glänzt. Liest es sich freilich recht hübsch von den Millionen &c., so hat doch nur ein verschwindend kleiner Theil der Bürger jener Städte einen erheblichen Antheil an denselben. Die große Menge der Bewohner jener buchstäblich mit Silber gepflasterten Ortschaften muß, wie ja überall in der Welt, für die wenigen Auserwählten ein hartes Dasein führen. An neuen und überraschenden Lebensbildern jedoch bietet Washoe dem Beobachter ein Feld, wie nur wenige Punkte auf diesem Erdball, die Erinnerung daran wird bei seinen Besuchern niemals erblassen".

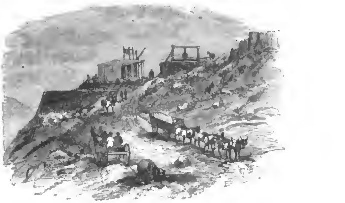
Ueber das Riesenwerk des Sutro-Tunnels, das inzwischen längst vollendet wurde, dürften folgende Notizen von Interesse sein. Adolph Sutro, der Erbauer, ein Deutscher, jetzt vielfacher Millionär und hochgeachteter Bewohner von San Francisco, das er mit großartigen Stiftungen in überaus edler Weise beschenkt hat, erfaßte schon Anfang der sechziger Jahre die kühne Idee zur Anlage dieses gewaltigen Unternehmens. Er hatte jedoch mit den Capitalmächten Californiens und den eifersüchtigen Minenmagnaten, obwohl der Tunnel gerade in ihrem Interesse, zur leichteren Förderung der Silberschätze der Comstock Lode angelegt werden sollte, einen zehnjährigen hartnäckigen Kampf, hauptsächlich vor dem Congresse in Washington zu bestehen, ehe es gelang, das 1869 begonnene und allen Anfeindungen zum Trotze rüstig fortgesetzte Werk zu einem glänzenden Erfolge zu gestalten und die vom Congresse verliehenen Gerechtsame sich und seiner Gesellschaft zu sichern. Ungeachtet der ungeheuren Bodentiefe von fast 2000 Fuß, bis zu welcher der Schacht der Comstock Lode damals (jetzt 3100 Fuß) in den Bauch der Erde eingedrungen, und ungeachtet der lokalen Schwierigkeiten und bedeutender Kosten der Anlage gelang es Adolph Sutro, den Tunnel Anfang des Jahres 1879 zu vollenden



In der Silber-Mine.

und seiner Bestimmung zu übergeben. Die Einnahmen der Tunnelgesellschaft bestanden in einer Tantième von 2 Dollars, die ihr für jede Tonne des geförderten werthvollen Erzes zu zahlen war. Es kam dann jedoch ein Vergleich mit den Minen-Compagnien zu Stande, demzufolge sie 2 Dollars à Tonne zahlten, wenn der Silberwerth **über** 40 Dollars p. Tonne betrüge, dagegen nur 1 Dollar, falls 40 Dollars und darunter. Der Haupttunnel, der die Totallänge war 20,489 Fuß (beinahe 4 englische Meilen) mißt, tritt bei dem Orte Sutro, wo sich die Erzmühlen befinden, in einer Höhe von ungefähr 150 Fuß über dem Bette des Carsonflusses horizontal in den Berg, läuft in demselben in einer nahezu westnordwestlichen Richtung und stößt an seinem Ende auf die Mitte des Comstock-Erzgangs in einer Bodentiefe von 1800 Fuß unter Virginia City, von wo sich dann ein südöstlicher (8423,69 Fuß langer) und ein nördlicher (4403 Fuß langer) Seitentunnel in verschiedene Comstockminen

hineinstreckt. Schienengeleise durchziehen die drei Tunnelstraßen in einer Gesammtlänge von 33,315 Fuß, auf denen mittelst Gefährt, von Maulthieren gezogen, die geförderten Erzmassen bis zum Tunneleingange in die Stampfmühlen geschafft werden. Dadurch wurde also von dem Tunnel ein neuer Ausgangspunkt für die leichte Bearbeitung der Minen, schnellen Transport der Bergleute und des Erzes, bei vollkommener Ventilation (unter Hilfe von Luftschachten) geboten, und die Kosten des Bergbaues auf ein Minimum verringert. Der Hauptzweck war aber die Entwässerung der Minen, indem dieser Tieftunnel mit einem Fall von 2 Zoll pr. 100 Fuß das Grubenwasser ableitet, dessen Auspumpen nach Oben früher die Unsumme von 3 Millionen Dollars alljährlich verschlungen hatte. Eine Leitung unterhalb des Bodens, die mittelst Eindämmung in Gräben kalten Wassers gebettet sind, führt das sich aus



Die Außenwelt der Minen.

den 24 Minen (oder weniger, je nachdem solche noch in Betrieb stehen) ergießende theils beinahe kochend heiße Grubenwasser bis zum Ausgang des Tunnels, wo das abfließende Wasser gleichzeitig die Triebkraft für die Stampfmühlen liefert. Nicht weniger als 10 Millionen Gallonen Wasser können in 24 Stunden durch die Leitung des Haupttunnels abgeführt werden. 1882 betrug der tägliche Abfluß oft über 7 Millionen Gallonen, und im Durchschnitt 5½ Millionen Gallonen. Die Kosten für Anlage und Einrichtung des Sutro-Tunnels haben mindestens 5 Millionen Dollars betragen. Das Capital wurde zum größeren Theil durch englische Geldleute aufgebracht. Als Adolph Sutro in 1880 seinen Antheil an dem Unternehmen, das er bis dahin geleitet, sehr vortheilhaft veräußerte, standen die Actien des Sutro-Tunnels (Nominalwerth 10 Dollars pr. Actie) noch ziemlich gut. In den späteren Jahren,

als die Comstock-Minen ausgaben, fielen die Tunnel-Actien bedeutend. Die Vortheile, die der Tunnel in der verhältnißmäßig kurzen Zeit seiner Wirksamkeit den Minengesellschaften gebracht, waren geradezu unschätzbar — da ohne denselben die Minen überhaupt nicht mehr hätten bearbeitet werden können, — wenn auch seine Einnahmen an Tantièmen in Folge des Nachlassens der Minenergebnisse weniger bedeutend gewesen und den Erwartungen nicht entsprochen. Im Jahre 1884/85 hat der Tunnel jedoch die bedeutendste Tantième, nämlich 125,617$^{71}/_{100}$ Dollars gezogen, da eine große Masse niedergradigen Erzes gefördert wurde. Nachdem die großen Bonanzafunde aufgehört, scheint die Bearbeitung des niedergradigen Erzes die regelmäßige Industrie geworden zu sein. Herr Sutro selbst glaubt jedoch, daß die werthvolleren Erzlager des Comstock-Gebietes noch nicht erschöpft sind und dem Tunnel noch eine große Zukunft bevorsteht.

Aus den Minen wird jetzt noch genügend Erz gefördert, um die Pochwerke in Thätigkeit zu erhalten. Doch das öffentliche Interesse an den Minen-Unternehmungen ist augenblicklich erloschen, das verwegene Spiel an der Minenbörse San Franciscos ist für die Gegenwart nichts als Tradition einer vergangenen Zeit, und jene einst so großen Minenwerthe sind durch niedrige einstellige Ziffern, oft sogar bloße Bruchtheile eines Dollars repräsentirt. Was nur geblieben ist, das sind die Millionen der biederen „Eingeweihten", der „insiders", der Mackays, Fairs, Floods, O'Briens u. s. w., die von San Francisco oder anderswoher mit ihrem Gold heute noch die Geschicke des armseligen Salbeistaates Nevada lenken, und in deren Gnade und Gunst sich die verkommenen Existenzen und strebsüchtigen Handwerkspolitiker Carson's und Virginia's sonnen. —

5. In Californien.

Hoch oben in der schneebedeckten Sierra, zwischen den Städtchen Reno und Truckee sind wir in Californien eingefahren, in das Land, das seit zwanzig Jahren zu einem der blühendsten, reichsten und schönsten Staaten Amerika's geworden ist!

Kein Zeichen verräth uns, daß wir uns in Californien befinden. Dieselben Berge, dieselben Wälder, derselbe Schnee wie in Nevada; aber wir haben dennoch die höchste der Sierra's überschritten und fahren nun langsam den westlichen Abhang derselben hinab. Die Gegend ist feenhaft schön. Der Schnee wird spärlicher und macht allmählig den Wäldern Platz. Ueber thurmhohe Trestle-Brücken und durch riesige Durchstiche donnert der Zug. Hie und da saust er durch meilenlange Schneetunnel, sobald sich in diesen eine kleine Spalte oder Unterbrechung befindet, da er-

blickt das Auge herrliche Wälder, Triften, Schneegipfel, Schluchten und Seen. Doch den schönsten Anblick gewährt der im Schooße prächtig bewaldeter Berge tief unter dem Bahngeleise schlummernde Donnersee.

Der Krystall-See ist nicht minder reizvoll, als der genannte. Die Klarheit und Reinheit seiner Gewässer rechtfertigen seinen romantischen Namen. Er ist in der Nähe des Yuba-Flusses gelegen, und man begiebt sich von der Station Cisco aus an seine Ufer.

Wir überschreiten wieder eine Reihe von eleganten, kühnen, luftiggebauten Brücken und erreichen in der Höhe von 5300 Fuß Emigrant Gap, Blue Cañon 4700 Fuß, Alta 3600 Fuß. 67 Meilen von Sacramento, wieder auf der Hauptstrecke, fahren wir an der Station Dutch Flat vorbei, die 3400 Fuß über dem Meere gelegen und eines der bedeutendsten Minenlager der Sierra ist. Einen interessanten Anblick gewährt das in dieser wilden Umgebung im waldigen Thalkessel eingenistete Städtchen gleichen Namens, das nicht weit von der Station gelegen.

Die in seiner Nähe befindlichen von waldigen Höhen umkränzten riesigen Schutthaufen, die von unten nach oben gewühlten, mit entwurzelten Stämmen überstreuten gelben Sandberge sehen aus, als ob sie das Schlachtfeld von Titanen gewesen wären. Zahlreiche Dampfsägemühlen schnarren und lärmen seitwärts im Walde, fein geschnittene Balken, Dielen und Bretter liegen in kleinen Bergen auf den Lichtungen.

Dutch Flat war einer der Hauptorte für das „Placer" und „hydraulische" Miniren, und mehrere Kanäle bringen das hierzu nöthige Wasser aus den von Flüssen durchströmten Cañons der Umgegend. Das „Placer" Miniren besteht in dem Auswaschen der goldhaltigen Erde in hölzernen Schüsseln, in früheren Zeiten wurden auf diese einfache Weise mehrere hundert Millionen Dollars gewonnen. Als jedoch die Oberfläche der Golddistrikte erschöpft war, begann das hydraulische Miniren, das in dem Abspritzen der goldhaltigen Abhänge mittelst großer Wasserstrahlen besteht, die durch eiserne Röhren geleitet werden und ihre Kraft durch die Pressung der hoch liegenden Wassermassen erlangen, aus welchen sie gespeist werden. Die californischen Minenre bezeichnen diese ebenso einträgliche Methode mit dem Worte „Hydraulicking". Die abgespritzten Erdmassen werden von dem abfließenden Wasser durch lange hölzerne Leitungen geschwemmt, wo das schwere Gold liegen bleibt und dann eingesammelt wird. Das schmutzig-gelbe trübe Aussehen aller Ströme vom Westabhange der Sierra Nevada rührt von diesem „Hydraulicking" her. Drei Meilen weiter, bei der Station Gold Run, 3200 Fuß über dem Meere, liegt ein altes berühmtes Minenfeld und das wüste Durcheinander von Schutthaufen, aufgewühltem Boden, tiefen Schluchten, Gräben, Goldwasch-Rinnen und schiefen Minenrhütten zeigt sich hier in nächster Nähe. Es ist, als ob ein böser Geist dort seine Fußstapfen in Gottes schöner Natur zurückgelassen hätte! — Eine Wasserleitung, auf hohen Holzböcken

ruhend, läuft, etwa 75 Fuß über dem Boden, quer über die Bahn. Vor ein paar Jahren ist das hydraulische Miniren gerichtlich verboten worden, da die im Thale wohnenden Ackerbauer und Obstzüchter durch die in Folge der Ansammlung von Minenschutt alljährlich eintretenden Ueberschwemmungen zu schwere Verluste erlitten hatten. Dieses Verbot und (abgesehen von örtlichen Uebertretungen des Gesetzes) das Aufhören des „Hydraulicking" bezeichnet den eigentlichen Uebergang des Goldstaates zum Frucht- und Weinstaat par excellence, während dem „Quarz"- (oder Schacht) Miniren noch ein großes Feld unbestritten bleibt. Immer noch produzirt Californien vorzugsweise aus letzterer Quelle, von 15 bis 20 Millionen Dollars an Edelmetallen im Jahre.



Die Pacific-Bahn: Der Bloomer-Durchstich bei Auburn.

Immer tiefer donnert der Zug hinab, durch den majestätischen American Cañon mit seinen mehrere Tausend Fuß hohen Wänden, durch den künstlichen Cañon von Auburn, einem tiefen Eisenbahndurchschnitt, und endlich fahren wir zwischen den niedrigen Vorbergen der Sierra Nevada hindurch in das Thal des Sacramentoflusses ein.

Der letzte Höhenzug ist überschritten. Die Hauptstadt Californiens liegt vor uns, schon erscheint die prachtvolle Kuppel des Staats-Kapitols vor unseren Blicken.

Wie in den meisten Staaten des Ostens, so wurde auch in Californien nicht die eigentliche Hauptstadt des Staates zum Regierungssitze gewählt, sondern das jetzt etwa 30,000 Einwohner zählende Sacramento. Viele Dampfer liegen auf dem gleich-

namigen Strome, am Ufer ziehen sich die Bahngebäude der Central-Pacific-Eisenbahn hin. Rechts laufen die Hauptstraßen der Stadt, besetzt mit Baumreihen, rechtwinkelig zum Fluß hinunter. Sie sind nach den fortlaufenden Buchstaben des Alphabets benannt, während die Querstraßen Nummern tragen. Die Häuser sind etwa zur Hälfte



Im Goldlande: Goldwäscher.

aus Holz gebaut und mit reizenden Blumengärtchen umgeben, deren Vegetation das südliche Klima verräth. Das schönste Gebäude der Stadt ist unstreitig das majestätische Kapitol, von dessen 220 Fuß hoher Kuppel man die herrlichste Aussicht auf die beiden Hauptthäler von Californien, das Thal des Sacramento im Norden und

jenes des San Joaquin im Süden genießt. Die beiden Flüsse könnten Pendants genannt werden. Der erstere im Norden, der letztere im Süden des Staates entspringend, münden sie beide unmittelbar neben einander in die Bai von San Pablo, die eine Fortsetzung der Bai von San Francisco bildet. Beide durchfließen in entgegengesetzter Richtung jene ungeheure Thalsenkung, die sich westlich der Sierra Nevada zwischen dieser und der Coast Range (dem Küsten-Gebirge) in einer Breite von 40 bis 60 Meilen in einer Länge von ca. 450 Meilen ausdehnt und die fruchtbarsten Gebiete des Goldstaates enthält. In diesem Thale, besonders um Sacramento herum, befindet sich ein ansehnlicher Theil der 900,000 Einwohner des Staates. Etwa 75,000 dieser Einwohnerzahl sind Chinesen. Von Indianern sind in Californien nur noch ca. 20,000 übrig, sie gehen rasch ihrem gänzlichen Aussterben entgegen. Einzelne Stämme irren frei umher, wie jene von Murphy, Nevada, Borax-See u. s. w., andere leben auf Reservationen, von denen drei (im Round-Thal, Noopa-Thal und am Smith River) im Norden und die vierte (jene des Tule-Flusses) im Süden Californiens liegen.

Eisenbahnen durchziehen bereits den ganzen 158,360 englische Quadratmeilen großen Staat. Dampfschiffe befahren den oberen Sacramento bis zu dem 140 Meilen weit entfernten Marysville, sowie den San-Joaquin, den Feather-Fluß und andere. Die wichtigste Dampfschiff-Verbindung ist jedoch die zwischen Sacramento und dem 108 Meilen entfernten San Francisco durch die Reihe von Meerbusen, die tief in das Land bis unweit Sacramento einschneiden. Auf dieser Fahrt sehen wir uns bereits in einer anderen, uns neuen Welt. Ueberall kleine Städtchen, überall Leben, Ackerbau, Industrie, Reichthum. Früher fuhr man über Stockton (12,000 Einwohner), die Hauptstadt des San Joaquin-Thales, wie Sacramento jene des Sacramento-Thales ist. Doch seit einigen Jahren führt eine directe bloß 90 Meilen lange Bahn von Sacramento nach San Francisco für die bei Benicia der Riesenfährdampfer „Solano", der größte der Welt, den ganzen „Overland Expreß" auf einmal über den oberen Theil der Bai setzt, so daß derselbe ungehindert die Fahrt dem Ufer der prächtigen Bai entlang, auf dem großartigen neuen Steinmolo bis zu dem unmittelbar in das Wasser gebauten mächtigen glasüberdachten Bahnhof von Oakland, der Nachbarstadt San Franciscos, fortsetzt. Hier sind wir am Ende unserer Bahnreise überland, verlassen den Zug und besteigen nun den eleganten Doppeldeck-Fährdampfer „Piedmont", der uns in circa 18 Minuten an der Landungsbrücke des Bahnhofs in San Francisco absetzt.

Wir hatten bisher auf unserer Ueberland-Route nur Gelegenheit, den unglaublichen Früchte-Reichthum und die herrliche Vegetation Californiens wahrzunehmen. Die mineralischen Reichthümer des Staates, zu denen außer den Edelmetallen auch Quecksilber, Kohle, Eisen, Kupfer, selbst Borax und Schwefel zählen, sind in den nördlichen und südlichen Gegenden zu finden.

Um den Borax-See zu besuchen, müssen wir uns in dem schönen, in die Bai von San-Pablo mündenden Napa-Thale gegen Norden begeben. Wir überschreiten die Bai diesmal bei Vallejo Junction, und erreichen das hübsche Städtchen Vallejo, dem gegenüber sich die Hügelufer der reizenden Insel „Mare Island", der wichtigen Marinestation der Bundesregierung an der Pacificküste, aus der Bai erheben. Die großartigen Magazinbauten der Regierung sind weithin sichtbar, ebenso das hohe, lange Hospitalgebäude, während an der Uferfront oft eine Anzahl Kriegsschiffe der Union vor Anker liegen. Berühmt sind auch die schönen Blumengärten und Anlagen der Offiziersquartiere, und einen hervorragenden prächtigen Punkt mit entzückender Aussicht nimmt der Leuchtthurm ein, wo in schmuckem Landhause, hoch am felsigen Strande gelegen, die Wittwe des Commandeurs Mc Dougal (Sohn des verstorbenen Admirals Mc Dougal für die Pacificküste), Inspectors sämmtlicher Leuchtthürme der Pacificküste, wohnt, der bei seiner Pflichtausübung und versuchter Landung in furchtbarer Brandung der felsigen Küste von Mendocino, sein Leben verlor. Die Eisenbahn bringt uns dann via Napa bis Calistoga, wo sich eine Anzahl interessanter, siedender Schwefelquellen befindet. Während der schönen Saison war früher dieser Ort das Rendezvous der eleganten Welt von San Francisco, und da jetzt vom Eisenbahnfürsten, Senator Stanford, ein prächtiges Riesen-Hotel errichtet werden soll, verspricht Calistoga wieder einer der besuchtesten Badeorte Californiens zu werden. Des Morgens entströmen der Erde jene weißen mineralischen Dämpfe, die Zeugniß geben von der hier unterirdischen vulkanischen Thätigkeit, welche von Zeit zu Zeit der ganzen Küste entlang heftige Erdbeben zur Folge hat. — In dem benachbarten Sonoma County, bei Healdsburg, befinden sich auch die berühmten californischen Geyser, die hier aus tausend Oeffnungen dem Boden entströmen, und besonders des Morgens das ganze Thal in Dampfwolken hüllen. Die Bewohner Californiens gaben den größten dieser Geyser bezeichnende Namen: Proserpina-Quelle, Plutonbad, Teufelsmühle, Hexenkessel u. s. w. Einer der Geyser, dessen Wasserstrahl mit bedeutendem Zischen und Pfeifen aus der Erde emporschießt, führt den Namen „Dampfschiff".

Eine Reise von 42 Meilen nordwärts von Calistoga führt uns zu dem sogenannten Borax-See, einem erloschenen, mit Wasser gefüllten Krater, in dessen Mitte die Borax-Krystalle gefunden werden. Die ganze Gegend hier wie um den nebenan befindlichen Clear Lake ist reich an Mineral- und heißen Quellen aller Art und Temperatur, die im Vereine mit den herrlichen Scenerien und dem angenehmen Klima hier eine Anzahl beliebte und vielbesuchte Badeplätze haben entstehen lassen. Ein reizender von Bergen umschlossener Sommerbadeort ist Blue Lake Park, 12 Meilen vom Clear Lake, mit seinen 3 Meilen langen „blauen Seen", an deren Ufer ein deutscher Edelmann auf prächtigem Besitz neuerdings sein Heim aufgeschlagen hat, und wo ein bequemes Sommerhotel alljährlich viele Kurgäste beherbergt.

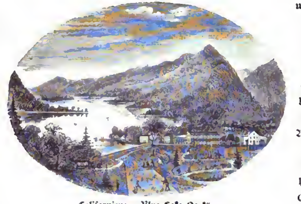
Es seien nur noch einige Bemerkungen über den erstaunlichen Reichthum Californiens an Früchten gestattet, das hierin gewiß unerreicht dasteht: Orangen, Limonen,



Heiße Quellen im nördlichen Californien.

Citronen, Feigen, Oliven, Weintrauben, Aprikosen, Nectarinen u. s. w. werden im Ueberfluß gezogen. Californisches Obst ist ein wichtiger Stapelartikel im Weltmarkt geworden, berühmt wegen seiner verhältnißmäßig vorzüglichen Qualität und außer-

ordentlichen Größe. Californiens große, goldige, saftige Bartlettbirnen sind gewissermaßen seine Pionire im Obstmarkt gewesen; Weintrauben und Kirschen, Orangen und Citronen, die köstlichen Pfirsiche der Foothills (Vorberge) finden seit Langem gleiche hohe Anerkennung; die Oliven der südlichen Counties, eingebürgert aus der spanischen und südfranzösischen Olivenzone und auch in der nördlichen Hälfte des Staates gezogen, versprechen ein wichtiger Stapelartikel Californiens zu werden; die weißen Feigen der Riviera, Smyrna's und der Küsten des Adriatischen Meeres, deren Anbau in den südlichen wie nördlichen Counties Californiens mit Erfolg versucht ist, sind die neueste Fruchtsensation des Goldlandes. Obwohl das halbtropische Obst der Citrusfamilie, Orangen, Citronen, Limonen, vornehmlich südlich vom 35. Breitengrade gezogen werden, so gedeiht es auch vortrefflich in der Wärmezone der nördlichen Foothills. Californien besaß 1882 circa 6 Millionen Obstbäume, darunter 2,400,000 Äpfel-, 800,000 Pfirsich-, 300,000 Birnen-, 260,000 Pflaumen- und Zwetschen-, 130,000 Kirsch-, 100,000 englische Walnuß-, 250,000 Aprikosen-, 50,000 Feigen-, 1,000,000 Orangen- und 140,000 Citronen-Bäume. Jetzt hat sich obige Zahl von 6 Millionen Bäumen verdoppelt. Die Obstbäume erreichen in Folge des schnee- und eislosen südlichen Klimas Fruchtreife weit früher als im Osten, in 3—5 Jahren von der Pflanzung, worin der finanzielle Hauptvortheil liegt. Da die Orangen vom November bis April reifen, so hört die Obstlese in Californien das ganze Jahr nicht auf. Californien sendet nach dem Osten, bis auf den New-Yorker Markt, in jedem Sommer hunderttausende Centner frisches Obst, in Eiskühler-Waggons verladen, per Expreßzug (400,000 Centner in 1885). Gleich bedeutende Quantitäten werden eingemacht, (von 10—15 Millionen Blechbüchsen pr. Jahr), und das Uebrige wird theils in der Sonne, theils mittelst Dampfdarren getrocknet. Wie in Spanien und der Lombardei ist in dem regenarmen Südcalifornien ein regelrechtes System künstlicher Bewässerung eingeführt worden, mittelst dessen die großartigsten Ernteresultate erzielt werden. Die Orangenpflanzung



Californien: „Blue Lake Park".

wird im Süden des Staates mit Hülfe dieser künstlichen Bewässerung in großem Maßstabe betrieben. Es giebt dort Orangenplantagen von Hunderten von Acres. Durch Pfropfung auf der Baumschule entnommene junge Bäume läßt sich schon in 5—6 Jahren eine hübsche Ernte erwarten, und obwohl die Anlage und Pflege eines Orangenhains mit größeren Kosten verknüpft ist, so ergiebt derselbe in soviel Jahren bereits eine jährliche Einnahme von 3—500 Dollar pr. Acre. Der Oliven- und der Feigenbaum versprechen noch reichlichere Ergebnisse.

Die leitende Industrie ist jedoch der Weinbau, da Californien von allen Staaten der nordamerikanischen Union für den Weinbau die günstigsten Bedingungen bietet, ein Klima gleich dem der berühmten Weinregion der Mittelländischen Küste, eine lange Wachsthum- und Reifperiode, eine hohe Sommertemperatur, ohne Regen von Mai bis October, Sonnenschein ohne Ende, und eine fast unerschöpfliche Fülle warmen lockeren Bodens, theils vulkanischen Charakters. Die berühmtesten europäischen Rebsorten, die deutschen Rießlings, Gutedel und andere Rheinweinsorten; die französischen Medocs, Roussillons, Sauternes, Burgunder; die spanischen Sherrysorten; die portugiesischen Ports, sie alle gedeihen vorzüglich und ihre allgemeinere Einführung verdrängt die seither gepflanzten geringeren Sorten, wie die spanische Missionstraube, die Malvoisie, ja selbst die beliebte Zinfandel, deren Weinproduct neben dem weißen Gutedel und Rießling, als guter Rothwein die californische Weinindustrie früh zu Ehren gebracht, macht jetzt dem Motaro, dem Carignane, Platz. Das Napathal mit St. Helena, einem Heim deutscher Winzer, das Sonomathal im Norden, Fresno, Los Angeles im Süden sind bis jetzt die Hauptsitze californischen Weinbaues gewesen, in den letzten Jahren sind jedoch mit gleich großem Erfolge Rebplantagen in allen Gegenden des Staates, vorzugsweise im Santa Clara-Thal und in den Foothills der Sierra Nevada und des Küstengebirges angelegt worden. Gegen die Reblaus, die in den San Francisco nahen Counties, Napa und Sonoma aufgetreten, schützt man sich durch Pflanzung widerstandsfähiger Wildreben, auf welche die edelsten Sorten gepfropft werden. Bisher sind erst 15 Millionen Gallonen (1 Gallone etwas mehr als 4 Liter) Wein pr. Jahr erzielt worden; doch in den nächsten Jahren wird sich dieses Erträgniß verdoppeln. Deutsche und Ungarn haben den Weinbau in Californien eingeführt, der ungarische Oberst Agoston Haraszthy brachte viele werthvolle Sorten nach Californien, der Deutsche Charles Kohler kelterte bereits in 1854 den besten californischen Wein. An schmackhaften, prächtigen Eßtrauben ist gleichfalls kein Mangel: „Flammender Tokayer“, Rose von Peru, Marokko, schwarze Hamburg, Muskat, Sweetwater und andere gute Sorten werden bis nach New-York in frischem Zustande verschickt und dort zu hohen Preisen verkauft.

Aus diesen Verhältnissen kann man den ungeheuren Reichthum Californiens in jeder Beziehung entnehmen, und daraus auf die große Zukunft dieses Landes schließen, das schon nach einer kaum 30 Jahren alten Kultur zu solchen Resultaten gelangte.

6. San Francisco*).

Wohl über keine Stadt auf dem Erdboden sind so viele falsche Berichte von sensationssüchtigen Schriftstellern in die Welt hinaus gesandt worden und finden die fabelhaftesten Beschreibungen so leicht ein gläubiges Publikum, wie über San Francisco. Schon der Name des Goldlandes Californien webt einen Nimbus des Außerordentlichen, des romantisch-halbbarbarischen um Alles und Jedes, was auf diese Stadt Bezug nimmt. Daß sich in San Francisco die Leute in rothe Hemden à la Garibaldi kleiden, daß Jedermann hier einen geladenen Revolver im Gürtel und ein fußlanges Dolchmesser in den Stiefelschäften trägt, welche Waffen er bei der geringsten Veranlassung in Anwendung bringt, daß es in dieser Stadt zahllose öffentliche Spielhöllen giebt, in denen sich eine bestialische Rohheit breit macht, daß auf den Straßen eigentlich Niemand seines Lebens sicher und die Lynchjustiz hier eingebürgert ist, daß das Gold in San Francisco sozusagen in den Gossen liegt — alle diese und noch abenteuerlichere Vorstellungen spuken noch heute in den Köpfen von Tausenden in Europa.

Sogar in den älteren Staaten der Union herrschen immer noch die sonderbarsten Ansichten über diese Stadt, und es ist durchaus nichts Seltenes, Artikel in den angesehensten Zeitungen des Ostens zu finden, worin hiesige Zustände auf eine Weise geschildert werden, die einem Münchhausen zur Ehre gereichen würden. Die Welt kann sich eben noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen, daß das San Francisco von heute nicht mehr „die große Goldgräberstadt" ist, wie sie in Romanen verherrlicht zu werden pflegte. Versuchen wir jetzt, San Francisco mit kurzen Federstrichen so zu schildern, wie dasselbe heutzutage in Wirklichkeit aussieht.

Die Stadt San Francisco steht, was materiellen Aufschwung anbelangt, auf diesem Continente nur hinter Chicago zurück. Vor dreißig Jahren lag an der Stelle, welche jetzt die Königin des Pacifischen Ozeans einnimmt, ein armseliges spanisch-merikanisches Dorf, Yerba Buena genannt. Da ging die Kunde von den Goldentdeckungen in Californien durch die Welt. Zu Zehntausenden strömten die Abenteurer aus allen Zonen hierher, das elende spanische Dorf wurde in San Francisco umgetauft, und aus den wilden ungeordneten Anfängen bildete sich schnell ein blühendes civilisirtes Gemeinwesen, eine Großstadt, deren Seelenzahl heute bereits 300,000 übersteigt. Mit ungeheurem Kostenaufwande und enormer Arbeit wurden die dem Hafen zunächst liegenden Dünen und Sandberge abgetragen und in die Gewässer der

*) Von Theodor Kirchhoff.

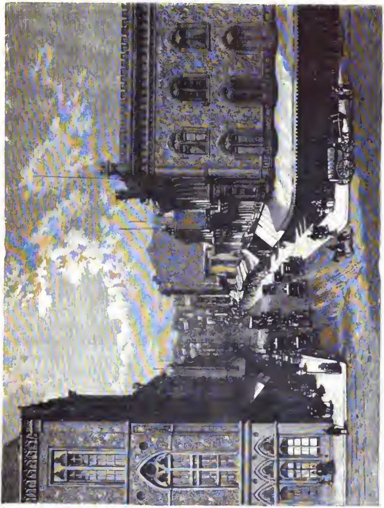
Bai geschafft und neue Straßen auf dem so gewonnenen Boden angelegt. Als sich die Stadt mit Riesenschritten vergrößerte, erweiterte man ganze Straßen, die für den Verkehr zu eng geworden waren, wie es z. B. mit der Kearnystraße, jetzt der schönsten Straße in der Stadt, geschehen ist. Alle Hauptstraßen sind in den letzten zehn Jahren durch prächtige Neubauten verschönert worden, und heute reiht sich die californische Handelsmetropole vollständig ebenbürtig an die Hauptstädte des Ostens, ja übertrifft sogar manche derselben an Eleganz und großstädtischem Aeußern.

San Francisco hat jedoch seinen rapiden Aufschwung seiner günstigen geographischen Lage fast mehr noch als den californischen Goldentdeckungen zu verdanken. An dem einzigen größeren und sicheren Hafen an einer Tausende von Meilen langen Küste, auf dem direkten Verbindungswege zwischen Ostasien, Nord-Amerika und Europa gelegen, bietet es dem Handel Vortheile, die kaum zu überschätzen sind. Außerdem finden die zahlreichen und produktiven Thäler Californiens, welch' letzteres sich in den letzten Decaden aus einem Minenlande mehr und mehr in ein reiches Agrikulturland umwandelt, hier ihren natürlichen Ausweg auf die Weltmärkte.

Der prächtige Hafen bildet ein großartiges, lebendiges Bild. San Francisco liegt bekanntlich auf einer Halbinsel zwischen dem Stillen Ozean und der sich an zehn deutsche Meilen weit in südlicher Richtung in's Festland hineinschiebenden großen Bai, welche von der Stadt ihren Namen nimmt und ihre Verbindung mit dem Meere durch das weltbekannte „goldene Thor" (golden gate), welcher Name von dem Goldfeuer der herrlichen Sonnenuntergänge daselbst (nicht vom Namen des Goldstaats) abgeleitet, findet. Wer auf der Pacificbahn das San Francisco gegenüberliegende Ufer der Bai, bei der malerisch gelegenen Stadt Oakland erreicht hat und alsdann auf einer der großen Dampffähren die hier an sechs englische Meilen breiten Gewässer durchschifft, hat eine überaus prächtige Rundschau. Zur Rechten des goldenen Thores liegt der langgestreckte dunkle Bergzug des 2597 Fuß hohen Tamalpais, im Hintergrunde der inmitten einer Menge von immergrünen Eichen liegenden Städte Oakland und Alameda bauen sich die malerischen Höhenzüge von Contra Costa empor, in weiter Ferne übergipfelt von der dunkelblauen Doppelkuppe des 3856 Fuß hohen Monte Diablo. In den breiten Gewässern der Bai liegt, als natürlicher Schutz der Hafeneinfahrt des goldenen Thores, die kleine Felseninsel Alcatraz, bedeckt mit Festungswerken, deren rothe Mauern in der Sonne schimmern; auf halbem Wege zwischen Oakland und San Francisco die größere aber kahle Insel Goat-Island.

San Francisco erstreckt sich amphitheatralisch am gegenüberliegenden Ufer, an welches ihre Straßen fächerartig hinunter laufen. Eine ganze Flotte von hochmastigen Klippern ankert zerstreut auf der Bai, welche von hin- und herkreuzenden Dampffähren und von Segelböten belebt ist, an den Werften der Stadt liegen zahlreiche See-Dampfer, welche den Verkehr mit China, Japan, Australien, den Inseln

der Südsee, Panama, Mexiko, den californischen Küstenstädten, Oregon und British Columbia vermitteln. Würden die an die Ufer sich lehnenden kahlen Höhenzüge



San Francisco: Die Montgomery-Straße.

mit grünem Baumwuchs geschmückt sein, so könnte kein Hafen in der Welt den von San Francisco an malerischer Schönheit übertreffen. Aber auch ohne eine solche

Zierde bildet derselbe ein überaus prächtiges Rundbild. Man vermißt bei den mit einem bläulichen Dufte bedeckten fern gelegenen Höhenzügen nicht die Waldungen, während ein wahrhaft italienischer Himmel das lebendige Hafen- und Städte-Panorama und die weiten Gewässer der herrlichen Bai überwölbt.

Betrachten wir jetzt das Innere der Stadt. An der Grenze des Occidents liegend, seine goldene Pforte den Völkern Ostasiens weit öffnend, bildet San Francisco, dessen Bevölkerung etwa zur Hälfte aus Fremdgeborenen, zur Hälfte aus Amerikanern besteht, mit seinem Völkergemisch einen höchst interessanten Beobachtungsort für den Ethnologen, wo die uralte stagnirende Civilisation des Reiches der Mitte mit dem frisch pulsirenden europäisch-amerikanischen Leben in enge Berührung tritt.

Für den Fremden ist die etwa 30,000 Köpfe zählende chinesische Bevölkerung von San Francisco jedenfalls das Interessanteste in diesem kosmopolitischen Hafenplatze. In allen Straßen sieht man die bezopften Söhne des Himmlischen Reiches in Menge auf- und abwandern, in jedem Stadttheil kann man chinesische Waschhäuser wahrnehmen, wo die in weiße, lose Gewänder gekleideten Asiaten vom frühen Morgen bis spät in die Nacht thätig sind, um die Wäsche der Weißen zu reinigen. Wer die hiesigen Fabriken besucht, findet dort die Asiaten zu Hunderten thätig und muß über ihren unermüdlichen Fleiß und das Geschick, womit sie alle Industriezweige bemeistern, staunen. Aber nur im engeren Chinesenviertel vermag man die Zopfträger in ihrer charakteristisch-nationalen Gesammtheit zu erblicken. Dasselbe setzt mit seinen wunderlichen, asiatischen Bestandtheilen, den mit chinesischen Schriftzeichen bemalten und mit großen bunten Laternen behängten Häusern, den Tempeln und Theatern, den Spiel- und Opiumhöhlen, den unbeschreiblich schmutzigen Kellerwohnungen, wo die bezopften Himmlischen wie eine gewisse Gattung Rüsselthiere zusammengepfercht hausen, den Läden voll mit tartarischem Krimskram, den unappetitlichen Schlächterbuden und der in den Gassen und Höfen sich drängenden ausländischen Bevölkerung jeden Fremden in Erstaunen.

In jenem unsauberen Stadttheil herrscht stets ein Gedränge, als befände man sich auf einem Jahrmarkt. Eine unbeschreibliche Atmosphäre herrscht in diesem Quartier. Wer die Chinesen als fleißige Arbeiter, als saubere Dienstboten kennen gelernt hat, möchte kaum seinen Augen trauen, wenn er sie hier in Massen zusammengeschaart wieder schaut. Wie eine Pestbeule vergiftet das Chinesenquartier diese blühende Goldstadt. Seine Bewohner bilden eine Kolonie für sich, wie kein Seitenstück dazu in irgend einem anderen Platze Amerika's gefunden werden kann. Die gemeinsten Laster und ein bienenartiger Fleiß, sonst die stärksten Gegensätze, finden sich bei diesem Volk auf eine Weise vereint, die den Begriffen von einer europäisch-amerikanischen Civilisation geradezu entgegen laufen.

Einen erfreulichen Gegensatz zu dem unsauberen Chinesenviertel bilden die Hauptgeschäftsstraßen und diejenigen Stadttheile, wo die wohlhabendere Klasse der weißen Bevölkerung ihre Privatwohnungen hat. Die Straßen sind nach amerikanischem Stil geradlinig angelegt. Die breite Marketstraße durchschneidet die Stadt in schräger Linie, wodurch zahlreiche Straßen entstanden sind, welche in einem spitzen Winkel in jene einmünden; von der entgegengesetzten Seite laufen die Straßen wieder rechtwinklig in die Marketstraße, welche einem großen Strome ähnlich sieht, dem die Seitengassen das lebendige Menschengewühl zuführen. Diese Straße wird immer mehr und mehr die Hauptgeschäftsstraße von San Francisco und macht der Kearny- und der Montgomerystraße Concurrenz. Die von der Hafenfronte in die Stadt führenden Straßen steigen eine, quer durch dieselbe laufende ansehnliche Hügelreihe empor, von deren höheren Punkten man eine entzückend schöne Aussicht über die Stadt und die weiten Gewässer der Bai bis nach Oakland hinüber genießt. Fuhrwerke aller Art und prächtige Pferde sind in San Francisco sehr zahlreich und geben dem Getriebe in den Straßen ein außerordentlich mannigfaltiges Bild. In der Kearnystraße ist zu jeder Tageszeit bis spät in die Nacht ein Leben, wie in einer Weltstadt ersten Ranges. Die breiten Asphalttrottoire dieser Straße sind der Lieblingsspaziergang der schönen Welt. Interessant ist es, inmitten des Sommers neben Damen, die in Sammet und Seide einherrauschen, andere zu sehen, welche mit Jacken aus kostbarem Pelz bekleidet sind, was in dem sich hier fast an jedem Tage unangenehm fühlbar machenden starken Witterungswechsel seine Ursache hat.

Durch die meisten Straßen der Stadt führen mehrgeleisige Schienenwege, deren elegante theils durch Pferde, theils mittelst Drahtseil gezogene Waggons bei der großen lokalen Ausdehnung des Platzes für den Personenverkehr unschätzbar sind. Nicht nur erklimmen mehrere Drahtseilbahnen die bereits erwähnten, im Innern der Stadt liegenden bedeutenden Höhenzüge, mittelst einer neuen Lokomotive, die zuerst in San Francisco vor jeder anderen Stadt der Welt zur Verwendung gekommen und sich auf dem hiesigen hügeligen Terrain als sehr praktisch bewährt hat, sondern auch die ebene Marketstreet und obere Querstraßen besitzen mehrere dieser überaus praktischen Kabelbahnen. Die Triebkraft von den auf diesen Bahnen laufenden Waggons liegt in einem unter der Erde hinlaufenden doppelten ununterbrochenen Stahlkabel, das von einer mächtigen Dampfmaschine in Bewegung gehalten wird. Vor jedem Waggon befindet sich ein offener Triebwagen, der auch von Passagieren benutzt wird, und in dessen Mitte ein eisernes Drehwerk aufgestellt ist. Durch eine gerade über dem Drahtseil an der Oberfläche der Bahn befindliche Rinne faßt der auf dem Triebwagen aufgestellte Mechanismus das im Boden fortlaufende Kabel, wodurch sich selbstverständlich der Wagen in derselben Geschwindigkeit wie das von ihm festgeklammerte Seil fortbewegt. Läßt das Triebwerk den Draht wieder los, so kommt

der Wagen durch Bremsen fast augenblicklich zum Stillstand. Ein Mann versieht den Dienst am Triebwerk mit der größten Leichtigkeit. Die den Berg hinauf- oder herabfahrenden Wagen werden an beiden Enden der Kabelbahn durch eine Weichenstellung oder Drehbrücke auf das andere Geleise gebracht. Bei den Bahnlinien der Marketstreet bilden Triebwagen und Waggon einen einzigen langgestreckten Wagen.

Diese Art Fahrzeuge laufen an dem in einer Länge von mehreren englischen Meilen stetig fortlaufenden Kabel ruhig entlang, ob auf ebener Fläche, oder bergauf und bergab, und nur das gedämpfte Rauschen des im Boden sich stetig fortbewegenden Stahlkabels deutet das Vorhandensein der bewegenden Kraft an. Für Solche, die auf den mehrere hundert Fuß ansteigenden Hügeln der Clay- und Californiastraße wohnen, auf welch' letzteren die Paläste der hiesigen Eisenbahnfürsten erbaut sind, haben sich diese Drahtseilbahnen als eine außerordentlich bequeme Einrichtung bewährt, da man jetzt von dort aus die unteren Geschäftsstraßen zu jeder Zeit binnen wenigen Minuten erreichen und ebenso schnell wieder heim gelangen kann. Die Kabelbahn an der Claystraße beförderte im ersten Jahre nach ihrer Eröffnung nahezu 2 Millionen Passagiere.

Auch der kahle, steile und felsige „Telegraph Hill", der sich 300 Fuß über der Uferfront der Bai erhebt, und der seinen Namen dem vormaligen Brauche verdankt, von seinem Gipfel mittelst Holzarmen die Ankunft des Dampfers von Panama zu signalisiren, hat unlängst eine völlig geräuschlose Kabelbahn eigenartiger Construction mit stets geradestehendem Waggon erhalten. In Verbindung damit ist ein Vergnügungslokal mit Ausschaustation (deshalb Observatory getauft) auf jener ansehnlichen Höhe, die eine prächtige Rundschau über Bai, Höhenzüge und Stadt bietet, angelegt worden. Von einem riesigen Mastbaum leuchtet hier allabendlich eine elektrische Sonne weit über Stadt und Bai, und von einem zweiten Mastbaum über dem Observatory fällt jeden Mittag, Punkt 12 Uhr, Sonnenzeit, eine Zeitkugel, um den Kapitänen der im Hafen ankernden Schiffe Gelegenheit zu geben, darnach ihre Chronometer zu reguliren.

Die Gebäude in den Geschäftstheilen der Stadt sind meistens aus Stein, die Privathäuser dagegen aus Holz erbaut. Neben vielen Prachtbauten gewahrt man oft unansehnliche Holzbaracken, die Ueberbleibsel des alten San Francisco, welche aber von Jahr zu Jahr mehr und mehr verschwinden und soliden Bauten Platz machen müssen. Die aus Holz errichteten Privatwohnungen der Reichen sind von außen so bemalt und cementirt, daß sie eleganten Steingebäuden täuschend ähnlich sehen. Der architektonische Anblick dieser Privatquartiere, besonders der älteren Stadttheile, ist oft höchst interessant. Die, die Eintönigkeit der Façade unterbrechenden Ausbaufenster, reich verzierten Gesimse, Säulenvorbaue, Eckthürmchen mit feiner Filigranarbeit kunstreicher Holzschnitzerei, hochumwallte Fundamente auf malerischen Terrassen vertreten



San Francisco aus der Vogelschau.

Baustyle, die uns bald an Italien, bald an Pariser Faubourgs erinnern. Dazu die chinesischen Behausungen, buntbemalte Restaurants in Chinatown, elegante Renaissanceschlösser auf stolzer Hügelkrone, unweit in kleineren Seitenstraßen halbverfallene Holzbaracken, dann wieder echt amerikanische mächtige Geschäftspaläste aus Holz, Eisen und Glas — All das bildet ein Stylgemisch und Bauconglomerat, das dem kosmopolitischen Charakter der Stadt sehr gut zu Gesicht steht. Das Innere der Wohnungen ist oft mit verschwenderischer Pracht eingerichtet. An der Van Ness Avenue, wo viele der in San Francisco lebenden reichen jüdischen Kaufleute wohnen, reiht sich ein solch' prächtiges Heim an das andere. Die in früheren Jahren übliche Bauart von niedrigen Häusern, welche in der Furcht vor Erdbeben ihren Grund hatte, ist in letzterer Zeit, seit man in San Francisco die Erdbeben als einen überwundenen Standpunkt betrachtet, in das Gegentheil umgeschlagen. Neue, vier und mehr Stockwerk hohe Gebäude, viele davon mit eisernen Fronten, sieht man jetzt in Menge in allen Stadttheilen.

Besonders hervorzuheben sind die prächtigen Bankgebäude an der Californiastraße und die an der Montgomerystraße liegende Nevada-Bank, welche letztere ein eingezahltes Kapital von fünfzehn Millionen Dollars Gold repräsentirt; das Safe Deposit-Gebäude, dessen Herstellung eine Million Dollars gekostet hat und welches, inmitten eines riesigen Stahlgewölbes, über viertausend einbruchsichere Eisenkasten zum Aufbewahren von Gold, Kostbarkeiten und Werthpapieren enthält; die im griechischen Stil erbaute neue Münze, wo die Schätze Californiens und Nevada's in Gold- und Silbermünzen umgewandelt werden; die neue Minenbörse, das Hauptquartier der nach Tausenden zählenden Spekulanten in Minenaktien u. s. w.

Unter den vielen prächtigen Privatwohnungen nimmt die von Leland Stanford, dem Präsidenten der Central-Pacific-Eisenbahn und derzeitigen Bundessenators in Washington, den ersten Rang ein. Dieser aus Holz erbaute Palast steht auf dem California-Hügel, er hat dem genannten Eisenbahnfürsten eine Million Dollars gekostet. An das Stanford'sche Palais auf „Nob-Hill" reiht sich das mit seinen Thürmen mittelalterlich gemahnende hölzerne Schloß des verstorbenen Eisenbahnmagnaten Hopkins, das neue elegante Braunsteinheim des Millionärs Flood u. v. a.

Die zahlreichen Hôtels in San Francisco, worunter das Occidental-, Lickhouse-, Baldwin's-, Grand- und Palace-Hôtel die bedeutendsten sind, stellen sich den berühmten Hôtels in den östlichen Unionsstaaten vollkommen ebenbürtig zur Seite. Baldwin's-Hôtel, dessen Herstellung anderthalb Millionen Dollars gekostet hat, enthält 500 Zimmer, auch eins der schön'en Theater San Franciscos innerhalb seiner Mauern. Das Palace-Hôtel hat dreieinhalb Millionen Dollars gekostet und ist eins der größten Hôtels der Welt. Dieser fast ganz aus Stein und Eisen konstruirte Palast erhebt sich mit sieben Stockwerken zu einer Höhe von 113 Fuß und hat eine Façade von 350 Fuß Länge, bei einer Tiefe von 275 Fuß. Vier „Elevators" machen den in den

oberen Stockwerken logirenden Gästen den Zutritt zu ihren Zimmern so bequem, als wohnten sie zu ebener Erde. Vom Dache des Riesengebäudes genießt man eine prachtvolle Aussicht über die Stadt und Bai. Der innere mit einem Glasdach bedeckte Hofraum ist von sieben, über einander wie die Ränge in einem Theater rings herum laufenden Gallerien eingefaßt. Es befinden sich außer den vielen, mit wahrhaft fürstlichem Luxus ausgestatteten Parlors, 755 Zimmer im Palace-Hôtel, und ist für die Unterkunft und Bewirthung von 1200 Gästen Sorge getragen. Schön ist der Bau, mit seinen in langen Linien ringsherum gleichsam angeklebten Vorbaufenstern, freilich nicht zu nennen, aber er imponirt durch seine riesigen Verhältnisse und durch die ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt entfaltete Eleganz von seinen kolossalen Räumlichkeiten. Das Hôtel dient vielen reichen Familien zum ständigen Aufenthalt, welche für eine Reihe prächtiger Zimmer und allen nur denkbaren Luxus und Comfort lieber tausend Dollars Miethe pro Monat zahlen, als sich in eigenen Wohnungen mit unzuverlässigen irischen und chinesischen Dienstboten abzuplagen. Als Kuriosität sei noch erwähnt, daß sich in diesem Riesenhôtel stets an 200 Pianos befinden, welche von hiesigen Pianohändlern den Gästen leihweise überlassen werden.

Unter den im Bau befindlichen Gebäuden nimmt das großartige mit hohen Thürmen geschmückte neue Stadthaus (New City Hall) den ersten Platz ein. Mit diesem Gebäude, dessen Herstellung mindestens sechs Millionen Dollars kosten wird, hat sich die Stadt im Uebermuthe ihres Reichthums einen Elephanten angeschafft, der für die hiesigen Steuerzahler noch auf viele Jahre eine nichts weniger als angenehme Acquisition ist. —

Die Einwohner San Francisco's haben bis auf den heutigen Tag dieselbe leidenschaftliche, leicht erregbare Natur in ihrem ganzen Denken, Thun und Handeln beibehalten, wie sie sich bei den Bewohnern von neuen Ländern kennzeichnet. Im geschäftlichen Leben herrscht hier zu Zeiten ein rastloser Eifer, der nicht vor den gefährlichsten Wagnissen zurückbebt. Glücklicherweise ist mit dem Niedergange der berühmten Comstockminen das gefährliche Spiel der Minenactienspeculation, der früher 99 Prozent der Bevölkerung gefröhnt hat, fast so gut wie verschwunden, und ist der Börsen- wie Geschäftsverkehr in geregelte Bahnen gelenkt worden.

Ein schöner Charakterzug der Bewohner von San Francisco ist ihre Gastfreundschaft, welche nicht minder wie ihre Freigebigkeit sprichwörtlich geworden ist. Es scheint etwas in der hiesigen Luft zu liegen, was selbst den verstocktesten Murrkopf veranlaßt, gesellig zu werden und dem Leben die heitere Seite abzugewinnen. Die europäischen Bewohner San Francisco's zeigen eine ebenso große Anhänglichkeit an ihre neue Heimath wie die Eingeborenen, nur in seltenen Fällen entschließt sich Jemand dazu, wieder von hier fortzuwandern. Das freilich im Sommer windige Klima behagt immer mehr, je länger man hier ansässig bleibt. Es giebt weder Frost noch

große Hitze, und die Regenzeit, der californische Winter, ist im allgemeinen die angenehmste Jahreszeit.

Das gesellschaftliche Leben kann in einer kosmopolitischen See- und Handelsstadt, wie San Francisco, natürlich nur ein außerordentlich mannigfaltiges sein. Selbstverständlich fehlt es hier nicht an Theatern und Concertsälen und jedes derselben erzielt als Regel allabendlich volle Häuser. Die Mehrzahl der hiesigen Bevölkerung betrachtet den Sonntag als einen Tag der Erholung und Freude, ja selbst in den englischen Theatern und Opernhäusern wird jetzt auch am Sonntag Abend gespielt, was sonst in Amerika nirgends geschieht.

Jede der verschiedenen Nationalitäten hat hier ihre Clublokale, ihre Feste und Picknicks für sich, und alle leben friedlich neben einander. Selbst während der aufregenden Tage, zur Zeit des letzten deutsch-französischen Krieges, blieb es hier bei unschuldigen Nörgeleien zwischen den erhitzten antagonistischen Parteien. Die etwa 30,000 Köpfe zählenden Deutschen sind im Goldland den geselligen Freuden der alten Heimath treu geblieben. Es giebt hier deutsche Gesang- und Turnvereine, Zeitungen und eine ganze Anzahl von prächtig eingerichteten Clublokalen. Im Frühling und Sommer ziehen die deutschen Gesellschaften und Militärcompagnien allsonntäglich mit klingendem Spiel und wehenden Bannern durch die Hauptstraßen nach den großen Dampffähren und fahren über die Bai nach den reizenden Landstädten Oakland, Alameda, das zum Theil an den Wurstelprater gemahnt, Saucelito u. s. w. um dort im Freien Picknicks abzuhalten und sich sonst nach vaterländischer Sitte zu erheitern. Gesellschaften anderer Nationalitäten stehen darin nicht zurück, und Tausende, welche nicht über's Wasser gehen wollen, besuchen die idyllischen Parks an der südlichen Pacificbahn und andere Vergnügungsorte in der Stadt, worunter Woodward's Garten der beliebteste Tummelplatz für die Deutschen ist.

Der interessanteste Vergnügungsplatz in der Nähe von San Francisco ist das Cliff House, welches nahe beim goldenen Thor und dicht am Ocean liegt. Eine Eisenbahn mit seitlich offenen Waggons und eine gute Straße führen aus der Stadt nach dem vor wenigen Jahren angelegten Golden Gate Park, aus dessen sandigem Boden bereits üppige Vegetation emporschießt. Auf vortrefflichen Kieswegen kutschirt man durch den Park nach dem Cliffhouse, dessen Hauptreiz in einer dort auf den Felsen im Meere angesiedelten Seelöwencolonie besteht. Frühmorgens und am Sonntag ist die Kliffhausstraße belebt von leichten Fuhrwerken und Reitern. In mondhellen Nächten dort hinaus zu kutschiren, ist die verwirklichte Poesie!

Von der breiten Veranda des Kliffhauses aus kann man das Familienleben der fremdartigen Meeresbewohner trefflich beobachten, die sich, kaum hundert Schritt entfernt, auf einer Anzahl von nackten und zerklüfteten Felseninseln niedergelassen haben. Es wimmelt dort förmlich von Seehunden und Seelöwen, deren weinerlich klingendes

Brüllen und Gekläff oft das Rauschen der nahen Brandung übertönt. Die größeren von den Thieren, welche an zweitausend Pfund wiegen, sind zugleich die Patriarchen



San Francisco: Die Sacramentostraße.

in der Kolonie. Sie halten die kleineren in guter Zucht und leben mit den oft ungenirt unter ihnen einherspazierenden langbeinigen Meeresvögeln in bester Freundschaft. Die Thiere schleppen ihre riesigen Leiber entweder höchst unbeholfen auf den

Felsen hin und her, oder halten ein Schläfchen in der Sonne, oder sie sitzen gemüthlich da und kratzen das Haupt mit den großen Schwimmflossen. Setzt sich ein großer Seelöwe mit hoch erhobenem Haupte hin, und reckt die mächtigen Schultern, so ist seine Aehnlichkeit mit dem Könige der Wüste einigermaßen treffend. Außerordentlich unterhaltend ist es, ihrem Treiben zuzusehen. Hier und da spielen die Alten mit den Jungen, die kaum zwei Fuß lang sind; andere versuchen es, mit ihren plumpen tatzenähnlichen Flossen aus dem Wasser auf die Felsen zu klimmen, was ihnen nur mühevoll gelingt; wieder andere stürzen sich von oben herab in die hochaufspritzenden Wogen oder schwimmen im Wasser umher.

Nie wird man müde, das Kliffhaus zu besuchen, welches in seiner Art kein Seitenstück in der Welt hat. Die Seelöwen-Colonie dicht vor den Thoren von San Francisco ist der Stolz jedes Bewohners dieser Stadt. Ungestört erfreuen sich die Thiere auf den sogenannten Seehundsfelsen (seal rocks) ihrer Freiheit. Niemand darf sie dort belästigen oder gar tödten, denn der Staat Californien schützt sie durch strenge Gesetze gegen jegliche Unbill.

Die Aussicht von der Veranda des Kliffhauses ist herrlich. Zum Horizonte erstreckt sich der schwellende große Ocean, mit zahlreichen weißen Segeln darauf, hochmastigen Klippern, kleineren Schiffen und mitunter einem mächtigen Dampfer. Rechts, nahe dem Kliffhause, liegt das geöffnete Bergportal des „goldenen Thores", der westlichen Eingangspforte von Amerika; an seiner Südseite Point Lobos und drüben im Norden Point Bonita mit dem weißen Leuchtthurm. Zur Linken zieht sich der von der schneeigen Brandung umrauschte Meeresstrand hin. Nach einem Sturme ist der Aufenthalt im Kliffhause namentlich über die Maßen anziehend, denn dann schlagen die Wogen des großen Oceans haushoch über den nahen Felsenklippen zusammen, unter dem Donner einer gewaltigen Brandung. Aber die schönste Zeit zu einem Besuche ist eine windstille, mondhelle Nacht. Wem es gelingt, alsdann in dem von Gästen leider stets überfüllten Hause ein einsames Plätzchen auf der Veranda am silberschillernden Meere zu finden, der wird sich bei dem fremdartigen Gebrüll der Seelöwen und dem ewigen Rauschen der nahen Brandung eines seltsamen, romantischen Gefühls nicht erwehren können, welche dort selbst das prosaischste Gemüth erfaßt.*)

*) Ueber die Bedeutung San Francisco's als kosmopolitische Großstadt und Welthandelsplatz dürften nachstehende Ziffern Ausweis liefern. Dem Census von 1880 gemäß waren 44,765 Stimmgeber eingetragen, wovon 10,467 Irländer, 6,704 Deutsche, 1,751 Engländer, und nur 2,527 eingeborene Californier waren. Im Vorjahre bezifferte sich die Waareneinfuhr auf 73 Millionen Dollars, die Ausfuhr, einschließlich der Edelmetalle, auf 79 Millionen Dollars. Von den drei Stapelproducten Weizen, Wein und Wolle wurden in 1884 ausgeführt 33 Millionen Centner Weizen, 15 Millionen Gallonen Wein, 37 Millionen Pfund Wolle. Ferner 23 1/2 Millionen

Hiermit wollen wir Abschied nehmen von dem jüngsten Kinde unter den Großstädten auf der westlichen Hemisphäre, dem äußersten Vorposten amerikanischer Cultur an dieser Seite des Continents. Es ist noch ein junger Riese, voll von Uebermuth, der frisch und fröhlich in die Welt hinausblickt, dessen Manieren freilich mitunter noch etwas rauh sind, der aber ein offenes, warmes Herz hat und jedem ein gastfreundschaftliches Willkommen bietet. Ein gesegnetes Klima, eine großartige Umgebung sind sein Erbtheil. Seine Zukunft, als Gebieter des Stillen Meeres und eines der gesegnetsten Länder der Erde, winkt ihm im rosigsten Lichte, ja er möchte das, was ein gütiges Geschick ihm bereits gegeben hat, gewiß nicht mit den Errungenschaften irgend eines Rivalen in der weiten Welt vertauschen.

3. Die Chinesen in Californien.*)

Neben der aus geborenen Amerikanern und fast allen Nationen Europas zusammengesetzten, außerordentlich zunehmenden weißen Bevölkerung der westlichen Küstenländer Nordamerikas, welche im Allgemeinen auf's beste mit einander harmonirt und sich schnell zu einer speciell californischen assimilirt, bilden die Chinesen, wie allgemein bekannt, noch immer einen nicht unbeträchtlichen Bruchtheil der Gesammtbevölkerung, der eine Kaste für sich ausmacht.

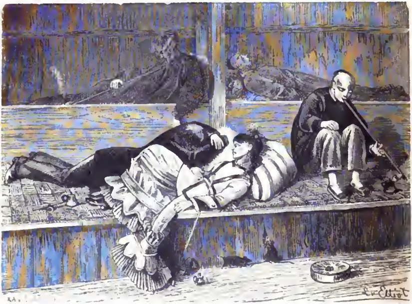
Die chinesische Einwanderung nach Californien, welche zuerst durch die Entdeckung des Goldes in's Leben gerufen wurde, stand ganz unter der Controlle von sechs großen chinesischen Handelsgesellschaften, welche die Namen Sam Yup-, Yung Wo-, Bong Chow-, Wing Yung-, Hop Wo- und Yan Wo-Compagnie führten. Die Art und Weise, wie die genannten sechs Corporationen die Einwanderung ihrer

Buschel Gerste; 39,000 Arbeiter stellen Fabrikate im Gesammtwerthe von 86 Millionen Dollars her. Aus fremden Häfen trafen ein 727 Segelschiffe = 825,000 Tonnen Gehalt, darunter die größten Klipperschiffe der Welt, und 227 Dampfer mit 318,000 Tonnen. Nach fremden Häfen gingen 761 Segelschiffe = 905,000 Tonnen Gehalt und 225 Dampfer = 530,000 Tonnen Gehalt. Der Umsatz in Grundeigenthum in 1884 betrug 15 Millionen Dollars, 1127 neue Gebäude im Gesammtwerthe von 6 Millionen Dollars wurden in 1884 aufgeführt. Die Steuerpflichtigkeit des Grundeigenthums San Franciscos beträgt 228 Millionen Dollars ($^2/_3$ des wirklichen Werthes). Zolleinnahmen 9 Millionen Dollars. Die 11 Handelsbanken der Stadt repräsentiren ein Actiencapital von 36 Millionen Dollars, mit 30 Millionen Dollars baar eingezahlt. Die 8 Sparbanken haben 50 Millionen Dollars Depositen. Die Münze in San Francisco hat 24,278,996 Dollars Gold- und Silbermünzen geprägt, seit 1854 im Ganzen 764,758,746 Dollars. Totalertrag der Minen der Pacific-Küste 2,503,016,797 Dollars.

*) Von Theodor Kirchhoff in San Francisco.

Landsleute — früher aus Macao, später aus Hongkong — vermittelten, war meist in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, welches zu lüften mittelst offizieller Untersuchungen nur theilweise gelungen ist.

Die Chinesen in Californien kamen fast alle aus der Provinz Canton und gehörten zu den niedrigsten Volksklassen der Bewohner des himmlischen Reiches. Die Annahme, daß die sechs Compagnien den Auswandernden das Reisegeld vorschößen, um diese dadurch in eine abhängige Stellung zu sich zu bringen, ist von den Compagnien stets entschieden in Abrede gestellt, allein amtlich mehrfach nachgewiesen worden.



San Francisco: Eine Opium-Hölle.

Die nach Californien kommenden chinesischen Frauen wurden dagegen ganz offen als Sclaven betrachtet. Man kaufte und verkaufte sie gleich nach ihrer Ankunft, für 400 bis 600 Dollars auf eine Reihe von Jahren, zu den schamlosesten Handelszwecken, und die Chinesen finden dies so natürlich, als ob sich das von selbst verstünde. War ihre Zeit abgelaufen, so waren sie doch immer noch der Gefahr ausgesetzt, aus irgend einem nichtigen Grunde auf's neue verkauft zu werden. Die Frauen lassen diesen schändlichen Handel mit ihrer Person mit einem stoischen Gleichmuth über sich ergehen und beanspruchen nur in ganz seltenen Ausnahmefällen

den Schutz der amerikanischen Gerichte. Ein Familienleben existirt unter den Chinesen San Francisco's fast gar nicht. Höchstens hundert verheirathete Chinesen befinden sich daselbst; alle anderen Frauen sind Prostituirte, unter denen die furchtbarsten Krankheiten in einer Menge und Intensität herrschen, die grauenerregend sind. Man muß diese Geschöpfe gesehen haben, um einen Begriff von der grenzenlos sittlichen und körperlichen Verkommenheit zu bekommen, deren ein menschliches Wesen fähig ist! Werden sie alt, krank oder hülflos, so werden sie von ihren Herren einfach auf die Straße geworfen, damit die Polizeibehörde sie ins Spital



San Francisco: Verpackung von Chinesenleichen.

bringe; oder man schafft sie in ein abgelegenes Zimmer, stellt eine Schale voll Reis neben ihr Schmerzenslager und verläßt sie dann, um sie dort sterben zu lassen.

Ein Spaziergang durch das Chinesenviertel in San Francisco ist genügend, um Jeden, der für chinesische Einwanderung geschwärmt hat, zum energischsten Widersacher derselben zu machen. Unsere Freunde im Osten, welche gelegentlich einmal ein paar Dutzend Chinesen zu sehen bekommen, die dort in Fabriken angestellt sind, begreifen nicht, was wir Californier an den charmanten Arbeitern auszusetzen haben, die so fleißig und so sauber sind! Könnten sie dieselben Asiaten an Plätzen sehen,

wo sie wie hier in Menge wohnen, so würde ihnen unsere Abneigung gegen die Herren Zopfträger wohl ohne weiteren Commentar begreiflich werden! — Der Schmutz in den Wohnungen, den düsteren Kellerlöchern mit ihrer verpesteten Luft, wo oft ein halbes Hundert und mehr Chinesen in einem Raume zusammen leben, der den bescheidensten Ansprüchen einer einzigen weißen Familie nicht genügen würde (die Lagerstätten sind weiter nichts als übereinander an den Wänden festgenagelte Bretter, ja es befinden sich unter den Straßen und Trottoirs Löcher von 6 Quadratfuß Bodenraum, in welchen sechs Asiaten ein recht gemüthliches Unterkommen finden). Auf dem kleinen Raum des aus wenigen Straßengevierten bestehenden Chinesenghettos, über und unter der Erde sind 30,000 Chinesen eingepfercht. Die mit betäubendem Dunst angefüllten Zimmer mit rußigen Wänden und schmierigen Fußböden, wo die ganz verthierten Opiumraucher auf den Pritschen daliegen und im Genusse der narkotischen Pfeife das Elend der Gegenwart zu vergessen trachten, (nicht weniger als 25 öffentliche Opiumhöllen sind amtlich festgestellt) die 102 scheußlichen Locale, mit zwei bis vier und mehr Prostituirten in jeder schmutzigen Kammer, die kaum groß genug ist, um sich darin umdrehen zu können; die 115 Spielspelunken, in denen die Geldgier allnächtlich ihre wüsten Orgien feiert, kurz, das ganze Ensemble der unsauberen Gassen und Wohnungen ist genug, um jeden civilisirten Weißen die Nerven erschüttern zu können. Das Hazardspiel namentlich ist ein chinesisches Nationallaster. Über den Thüren der Spielhäuser paradiren die Worte „Friede und Glückseligkeit“ — „Reichthum und Zufriedenheit“ in tartarischer Schrift, und in den Räumlichkeiten wird Tag und Nacht Hazard gespielt. Allnächtlich versammeln sich die Chinesen aus allen Theilen der Stadt in jenen Spielspelunken, in denen alsdann ein ganz unbeschreiblicher Bedlamsskandal herrscht. —

Das Getriebe in den Gassen und Gängen ist echt asiatisch. Wer aus der eleganten Kearnystraße in die Jackson- und andere Straßen des Chinesenviertels geräth, möchte wähnen, er sei plötzlich aus San Francisco nach Canton versetzt. Ein ganz unbeschreiblicher Geruch liegt dort stets in der Luft — eine Art Kelleratmosphäre, mit dem Dunste von verwesenden Fischen und verfaultem Obst geschwängert! — Das Chinesenquartier ist eine fortwährende Drohung von Epidemien für diese Stadt, und wir haben das Glück, bis jetzt davon verschont geblieben zu sein, nur den beständigen atmosphärischen Strömungen zu verdanken, welche hier die Luft das ganze Jahr hindurch reinigen. — Schwärme von bezopften Asiaten wandern die Gehwege (wo vor fast allen Thüren Lebensbedürfnisse für die Himmlischen ausgeboten werden) auf und ab und schnattern ihr Kauderwelsch; fast alle sind sie in vaterländischer Tracht, mit Holzpantoffeln, Zopf und blusenartigem Gewand — nur der Filzhut und hier und da eine Hose oder ein Paar Stiefeln sind von solchen Chinesen, die längere Zeit hier gelebt haben, als bequeme Neuerung adoptirt worden. — Die Frauen

tragen große Porzellanringe an Knöcheln und Handgelenken, sie nehmen sich in den oft fein gestickten Gewändern, den Pumphosen, dem zusammengekleisterten Schmetterlings-Haarputz ꝛc. höchst seltsam aus.

Die Häuser sind bunt von rothen und goldenen chinesischen Schriftzeichen und Schildern; in den Läden sitzen die Bezopften an jedem Fenster, schieben mit ernster Miene die Knöpfe auf den Rechenbrettern hin und her, lesen oder malen ihre Correspondenzen; aus den Theatern, wo dasselbe Stück mit Fortsetzung Wochen lang spielt, schallt der betäubende Lärm von Gongs und Tamtams; vor den Joschhäusern (Tempeln) brennen bunte Wachskerzen, und drinnen sitzen die dickleibigen Götzen, in ihrem Staat von Pfauenfedern und vergoldetem Krimskram, unter Drachen- und Ungeheuerköpfen, und schauen gar grimmig mit den schiefen Augen aus den rothen, mit riesigen Schnurrbärten gezierten Gesichtern den „Barbaren" (nämlich Weißen) an, der etwa die Frechheit hat, im Heiligthume herumzubummeln und dort (was öfters vorkommt) ungenirt seine Cigarre weiter zu rauchen. Und dann diese Schlachthäuser mit ihren in toto gebratenen, mit braunem Firniß überzogenen Schweinen, den Haufen von daumenlangen Fischen und unappetitlichen, regenwurmähnlichen Würsten, dem oft halb verfaulten Gemüse und Obst, den schmierigen hellgelben Kuchen, die Torten vorstellen sollen, und allerlei unbeschreiblichen Gerichten, die den Gedanken an Rattenschwänze und Hundefricassées wach rufen! — Die Kellerlöcher, in denen ein chinesischer Barbierkünstler die Köpfe seiner Kunden bis zum Scheitel glatt rasirt und ihnen elegant die Ohren ausspritzt; die Waschhäuser mit ihren fleißigen weißgekleideten Hemdenbüglern; die unterirdischen Gewölbe, wo Schaaren von Cigarren- und Pantoffelmachern thätig sind, und andere, wo an Hunderten von Nähmaschinen das Anfertigen von Kleidern fabrikmäßig betrieben wird: — das wogt und arbeitet und schnattert durcheinander und drängt sich in den schmutzigen Straßen und Gängen; die Johns mit stets grinsendem Lächeln, die Frauenzimmer mit den bemalten Gesichtern jeden ihnen begegnenden Weißen mit den Mandelaugen verschmitzt anblinzelnd. —

Indessen, man gehe in manche Privatwohnungen der wohlhabenderen Weißen, und man wird dort noch mehrfach Chinesen als Hausarbeiter angestellt finden (obwohl gute weiße Dienstboten, wenn deren nur genug zu bekommen wären, jetzt im Allgemeinen vorgezogen werden). Die chinesischen Hausdiener sind sauber gekleidet. Fleißig, ohne Widerrede und ohne viel Worte zu verlieren, kommen sie ihren Pflichten pünktlich nach. Was ihnen einmal gezeigt worden, verrichten sie mit ängstlicher Genauigkeit. In der Küche dienen sie als Köche, bei Tisch warten sie auf, sie putzen und reinigen Haus und Hof, sie sind mit einem Worte ganz vorzügliche Dienstboten. Geht man durch die verschiedenen Stadttheile, so wird man fast in jedem Häusergeviert ein chinesisches Waschhaus finden. Man mag dort vorbeigehen wenn man

will, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein sieht man die Chinesen fleißig beim Bügeln beschäftigt. In diesen Localen sieht es sauber und nett aus, es ist unbegreiflich, daß dies dieselben Menschen sind, die im Chinesenviertel, wo sie massenweise zusammenhocken, in Schmutz und Unrath fast verkommen. In vielen Fabriken, namentlich in den Wollenwaaren-, Cigarren-, Schuh- und Stiefel-, Kleider-Fabriken, ꝛc. überall, wo leichte Arbeit im Großen gethan wird, sind sie noch zu Hunderten thätig und als fleißige, zuverlässige und namentlich billige Arbeiter geschätzt. In den Agrikulturdistrikten ist es theilweise noch ebenso. Zur Erntezeit sieht man immer noch Chinesen auf Feldern in verschiedenen Gegenden thätig, und manche Landwirthe erklären, ebenso wie die Fabrikbesitzer, daß sie ohne die Chinesenarbeit gar nicht fertig werden könnten, da es ihnen nicht möglich sei, Arbeiter das ganze Jahr zu beschäftigen, und wenn sie solche massenweise zur Erntezeit plötzlich brauchen, so könnten sie die nöthigen weißen Arbeitskräfte auf so kurze Zeit nicht bekommen, und müßten den familienlosen, bedürfnißlosen Zopfträger aus San Francisco kommen lassen. Doch durch Ansiedlung ganzer weißer Arbeitercolonien wird dieser Uebelstand allmählig gehoben und dann der verhaßte Himmlische für die Landarbeit ganz entbehrt werden können.

Niemand traue übrigens der Ehrlichkeit der Chinesen zu viel zu! — Es ist eine traurige Erfahrung, daß der scheinbar ehrlichste Chinese, nachdem derselbe jahrelang treu in einer Familie gedient hat, plötzlich mit den silbernen Löffeln, mit Geschmeide u. s. w. verschwindet. Die Fabrikbesitzer machten wo möglich noch unangenehmere Erfahrungen. Mancher von diesen, der für Chinesenarbeit schwärmte, hat es später bitter bereut, die Asiaten beschäftigt zu haben. Sobald diese nämlich ein Handwerk erlernt, verließen sie meist ihre Arbeitgeber und fingen dasselbe Geschäft erst im Kleinen, dann im Großen (in Genossenschaften) an, hausirten ihre Waaren von Thür zu Thür, verkauften billiger als es den Weißen möglich war, und ruinirten die Preise. Die Fabrikation von Cigarren, die Waschanstalten, das Herstellen von Schuhen und Pantoffeln und von billigen Kleidungsstücken, das Anfertigen von Kisten, von Blechwaaren, Drechslerarbeit, Verfertigen von Tauen, Fußmatten, Frauen- und Kinderkleidern, Unterzeug u. s. w. war eine Zeitlang fast ganz in ihren Händen, bis die Arbeiteragitation und die Kearneyfraction Ende der siebziger Jahre darin allmählig einen Umschwung hervorbrachte, und es den weißen Arbeitern gelang, einen großen Theil des verlorenen Terrains zurückzuerobern. Die Chinesen scheinen sich stets vor harter Arbeit gescheut zu haben, welche hier zu Lande meistens die Irländer verrichten. Beim Häuserbau, in Quarzminen ꝛc. fanden die Chinesen nie Beschäftigung. Vor Pferden haben sie eine kindische Furcht, so daß die Kutscher und Fuhrleute vor der Concurrenz der Asiaten stets sicher waren. Ihr im Allgemeinen schwächlicher Körperbau verhindert sie, es bei harter Arbeit den kräftigen Irländern gleich zu thun.

Ihren ganzen Erwerb senden sie nach China. Alles, was sie zum Lebensbedarf nöthig haben, beziehen sie von dort. Ihre Kleidungsstücke, Reis &c., alles importiren sie selbst und kaufen von den Weißen fast gar nichts. Die geringen Abgaben, welche man ihnen abzwingen muß, belaufen sich nicht einmal auf so viel, um die Polizei, die sie unter Controle halten soll, damit besolden zu können. Nach Angabe des Steuereinnehmers der Stadt San Francisco haben sämmtliche hier wohnenden Chinesen kaum 600,000 Dollars Eigenthum zu versteuern, worunter nur 100,000 Dollars Grundbesitz, während das gesammte Steuercapital unserer Stadt, wie angeführt, 228 Millionen beträgt. Für das allgemeine Wohl, für öffentliche und wohlthätige Anstalten, für Verbesserungen und Verschönerungen in Stadt und Land, für alle höheren Zweige der Wissenschaft, Kunst und Industrie haben die Chinesen factisch gar nichts gethan.


Volkstypen: Chinesische Wäscher.

Der Chinese leugnet mit einer Gelassenheit und lügt mit einer Geläufigkeit, die Einen vor Staunen und Verwunderung nicht zu Zorn und Entrüstung gelangen läßt. Er lebt splendid von sage fünfzehn Cents pro Tag und führt ein behagliches Dasein von denselben Mitteln, bei denen ein Weißer umkommen müßte.

Der Leser wird mit Erstaunen fragen: Wie ist es möglich gewesen, daß die Californier diese Chinesenwirthschaft so lange in ihrem Lande geduldet haben? — Leider muß den weißen Bewohnern des gesegneten Goldstaats selbst der größte Theil der Schuld für die Ueberhandnahme der Chineseneinwanderung zugeschrieben werden, denn es liegt klar auf der Hand, daß diese nie solche Verhältnisse hätte annehmen können, wäre sie nicht zu Anfang von hier aus ermuthigt worden. Man fand in den Asiaten bequeme und billige Arbeiter, Hausdiener u. s. w., die man ohne Gewissensscrupel anstellte, man kümmerte sich damals wenig um den Schaden, den das Gemeinwohl durch die alle Moralität verpestende Nähe des Chinesenviertels in dieser Stadt erleiden mußte; das Capital, welches stets die billigste Arbeit sucht, war nur auf eigenen Vortheil bedacht; die Sanitätsbehörden der Stadt drückten seiner Zeit bereitwillig ein Auge zu, wenn es sich um die mit jedem Jahre schwieriger werdende Reinigung des Augiasstalles im Chinesenviertel handelte; der hochlöblichen Polizei

waren die Dollars der reichen sechs Compagnien von jeher ein Heilpflaster auf ihr Gewissen und auf ihre Pflicht, wenn die Municipalgesetze gegen chinesische Spielhöllenlocale, überfüllte Logirhäuser, geheime Gerichte, Frauenverkauf und anderen himmelschreienden Unfug ausgeführt werden sollten. Wurde es zu arg damit, so schleppte man allenfalls eine Zeit lang täglich ein paar Dutzend Himmlische bei den Zöpfen, zur Belustigung des Publicums, in's Gefängniß und schlug einen gewaltigen Lärm in den Zeitungen über die „Chinesenpest"; aber bald war wieder Alles beim Alten. Die größten Schreihälse gegen die Kuli-Einfuhr beschäftigten selbst die Asiaten; das Publikum kaufte die Waaren dort, wo sie am billigsten feil geboten wurden, Niemand frug darnach, ob sie von Weißen oder von Chinesen fabricirt seien. Die Chinesen machten sich selbstverständlich nichts aus den Fußtritten und dem Bewerfen mit Schmutz und Steinen, womit damals unsere „Hoodlums" (Straßengesindel) sie in diesem gelobten Lande empfingen, so lange ihnen nur der Eintritt in dasselbe frei stand; sie wußten daß hier Geld zu verdienen sei, und daß die Weißen sie trotz aller Schmähungen dennoch beschäftigen würden. Die Versuchung der chinesischen Arbeiter, welche daheim zehn Cents pro Tag verdienen, in Californien aber einen Tagelohn von fünfzig Cents bis zu anderthalb Dollars erhalten können, war zu verlockend, als daß die Furcht vor unseren „Hoodlums" sie von hier fortgehalten hätte.

Als die Chineseneinwanderung schließlich in bedenklicher Weise zunahm, versuchten es die Stadt- und Staatsbehörden, die Mongolenimmigration durch Antichinesengesetze zurückzuhalten und unseren unbeliebten asiatischen Gästen den Aufenthalt hier möglichst unbequem zu machen. Unter den damaligen Erlassen erregte das sogenannte Kubikfußgesetz, wonach jedem schlafenden Chinesen 500 Kubikfuß Raum gegeben werden mußte, bei den Weißen die meiste Zufriedenheit und bei den Chinesen die größte Bestürzung. Wäre das Edict damals in seiner ganzen Strenge durchgeführt worden, so würde damit das Zusammenhocken der Asiaten in ihren Kellerlöchern schon vor Jahren verhindert, dem ekelhaften Chinesenquartier eine seiner widerwärtigsten Institutionen genommen worden sein. Die Polizei schien zuerst wie besessen in der Ausübung ihrer Amtspflicht; man riß die Mongolen Nachts aus ihren Höhlen, band sie mit ihren Zöpfen zusammen und schleppte sie schaarenweise in die Gefängnisse. Die damaligen Municipalgesetze gegen die chinesischen Spielhöllen 2c., eine Taxe auf Waschhäuser 2c., wurden gleichfalls mit äußerster Strenge gehandhabt. (Die Specialia jener ersten Antichinesenbewegung habe ich im „Globus" 1873, Band XXIV, Nr. 15, 16 und 17 ausführlich behandelt.)

Die sechs Compagnien, welchen damals der Schrecken in die Glieder ging, beschränkten zeitweilig die Einwanderung ihrer Landsleute; aber bald war es wieder beim Alten. Die hochlöbliche Polizei wurde täglich lässiger. Was nützte es, den Asiaten einzusperren? Ein Quartier im Gefängniß war diesem ein Luxus, er

freute sich darauf, einmal ein paar Tage auf Staatsunkosten faullenzen zu können! Alle Uebelthäter einzusperren, ging nicht, denn es fehlte dazu an Platz in den Gefängnissen. Genug, man sah die Unmöglichkeit ein, das Chinesenquartier auf solche Weise zu civilisiren — vielleicht gaben auch die im Geheimen an der richtigen Quelle gespendeten Dollars der Compagnien schließlich die annehmbarsten Ueberzeugungsgründe.

Nach einer Zwischenpause von etwa drittehalb Jahren, während welcher Zeit sich der Strom der chinesischen Einwanderung hierher stetig vermehrte, ermannte sich die californische Staatsregierung von neuem und erließ ein Gesetz gegen die Importation von chinesischen Dirnen, sowie andere speciell gegen die Chinesen gerichtete Anordnungen, um diesen das Hierherkommen gründlich zu verleiden. Die sechs Compagnien appellirten gegen die Gesetze, als gegen den Burlingamevertrag verstoßend, und das hochweise Obergericht der Vereinigten Staaten zu Washington annullirte im März 1876 alle gegen die chinesische Einwanderung und speciell die gegen liederliche Frauenzimmer gerichteten Gesetze des Staates Californien als unconstitutionell. Gleichzeitig mit dieser unsere Menschenrechte gleichsam verhöhnenden Entscheidung des Oberbundesgerichts, welche uns der asiatischen Ueberschwemmung abermals hülflos überlieferte, meldete der Telegraph, daß alle chinesischen Dampfer während der Sommermonate zur vollen Capacität für den Transport von Kulis nach San Francisco im voraus gechartert seien, daß Extra-Dampfer und Segelschiffe für den Transport von chinesischen Einwanderern gemiethet wären, daß bereits 500 von diesen Hongkong verlassen hätten. Diese Nachricht warf gleichsam den Funken in's Pulverfaß, jeder Vernünftige in San Francisco sah ein, daß sofort Mittel ergriffen werden müßten, um die uns bedrohende asiatische Masseneinwanderung zurückzuweisen, und die allgemeine Antichinesenbewegung nahm damit ihren Anfang.

Im Jahre 1879 wandte sich dann die Bevölkerung Californiens durch ihre Vertreter das erste Mal direct an den Congreß, um die Chineseneinwanderung zu beschränken, gegen welche sich die Staats- und Municipalgesetze als ganz erfolglos herausgestellt hatten. Der zuerst formulirte Gesetzesvorschlag bestimmte, daß kein Schiff mehr als 15 chinesische Passagiere befördern und in irgend einem amerikanischen Hafen an's Land setzen dürfe. Diese sogenannte „15 Passagiere-Bill" wurde nach grimmigen Debatten von beiden Häusern angenommen, aber vom Präsidenten Hayes mit dem Veto belegt, weil, wie dieser sagte, der in Kraft stehende „Burlingame-Vertrag", durch welchen den Chinesen das Recht der Einwanderung nach Amerika und die Freizügigkeit in diesem Lande zuerkannt war, erst gekündigt werden müsse, ehe die Vereinigten Staaten einseitig in dieser Sache vorschreiten dürften. Die Regierung in Washington faßte infolgedessen den Beschluß, mit China Verhandlungen anzuknüpfen, um den Burlingame-Vertrag abzuändern und die Chineseneinwanderung zu beschränken.

Im Jahre 1880 gelang es den drei amerikanischen Bevollmächtigten Angell von Michigan, Swift von Californien und Trescott von Südcarolina einen neuen Vertrag mit der chinesischen Regierung abzuschließen, der den Vereinigten Staaten das Recht gab, die Chineseneinwanderung zu beschränken oder zu suspendiren, ohne dieselbe aber absolut verbieten zu dürfen. Die Beschränkung oder Suspension sollte sich nur auf chinesische Arbeiter erstrecken, andere Classen sollten nicht davon betroffen sein. Auf diesen Vertrag fußend, brachte der californische Bundessenator John H. Miller eine neue Antikulibill vor den Congreß, der trotz aller Anstrengung der östlichen Chinesenfreunde endlich doch von beiden Häusern mit großer Majorität angenommen wurde. Dieses Gesetz verfügte, daß allen chinesischen Arbeitern (laborers) die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten verboten sei; dagegen sollte Einwanderung für Studenten, Kaufleute und Händler, Vergnügungs- und Gesellschaftsreisende, chinesische Beamte und deren Diener gestattet sein. Alle chinesischen Arbeiter, die zu Besuch nach China reisen wollten, müßten sich vor ihrer Abreise in irgend einem Zollhause der Vereinigten Staaten registriren lassen, die bevorzugten Classen dagegen hatten eine consularische Beglaubigung und einen Erlaubnißschein ihrer Regierung vorzuweisen, um einwandern zu können. Das Gesetz sollte für einen Zeitraum von 20 Jahren Gültigkeit haben. Der Präsident Arthur belegte diese „Bill“ jedoch mit seinem Veto, indem er behauptete, daß die 20 jährige Klausel ein Vertrauensbruch sein würde und nicht als eine Suspendirung der Chineseneinwanderung angesehen werden könne. Die oben erwähnte Antikulibill wurde darauf von 20 Jahren auf 10 Jahre abgeändert und erhielt in dieser Form gesetzliche Gültigkeit (8. Mai 1882).

Die strikte Durchführung jenes Gesetzes hat sich aber leider als eine Unmöglichkeit herausgestellt. Das Paßsystem namentlich ist ganz unzulänglich, weil die Zopfträger für ein kaukasisches Auge alle einander so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern. Sollte ein Schwur die Identität feststellen, so ändert dies nichts an der Sache, denn nicht nur der Kuli selbst schwur das Blaue vom Himmel herunter, sondern Dutzende von hier lebenden Mongolen waren zu jeder Zeit bereit, einen Eid zu leisten, daß der Betreffende der richtige Mann sei. Die Neuankömmlinge standen auf den Pässen, die sie aus China mitbrachten, meistens als Kaufleute und Studenten verzeichnet, wenn man ihnen auch den Kuli auf hundert Schritte ansehen konnte. Wurden die Kulis von den Zollhausbeamten zurückgewiesen, so appellirten jene an den Schutz der Bundesgerichte, die sie unter einem Habeas-Corpus-Verfahren landen ließen und ihnen in neun Fällen unter zehn das Hierbleiben gestatteten. Die Certificate bildeten in China einen Handelsartikel, ein Mandarin in Canton trieb den Certificatsschwindel sogar geraume Zeit en gros ꝛc. ꝛc.; genug, es würde ein Buch füllen, um alle die genialen Schliche und Kniffe und falschen Eide der bei diesem Umgehen des Restrictionsgesetzes betheiligten Mongolen aufzuzählen.

Im Jahre 1884 nahm der Congreß ein Amendementsgesetz zu der Restrictionsacte an, worin bestimmt wurde, daß es keinem Chinesen gestattet sein solle, den Boden der Vereinigten Staaten ohne Paß zu betreten oder zu verlassen, daß jeder von China abreisende Mongole seinen Paß dort durch einen amerikanischen Consul bestätigen lassen müsse, und daß dieses Gesetz nicht nur auf Chinesen, die in China



San Francisco: Im Chinesen-Viertel.

wohnten, sondern auch auf solche aus allen anderen Ländern Anwendung finden solle. Der zuletzt genannte Passus bezog sich auf das unter englischer Oberhoheit stehende Hongkong, dem Einschiffungsorte aller nach Amerika reisenden Chinesen, in welchem Platze, wie erwiesen worden war, die meisten Schwindeleien mit den Certificaten stattfanden.

Aber auch diese Amendementsacte wurde bald auf alle mögliche Weise umgangen und von den Gerichten so beschnitten und ausgelegt, daß sie das Uebel der ungesetzlichen Einwanderung durchaus nicht beseitigte. Vor Allem wurde es den sogenannten durchreisenden Chinesen gestattet, das Gebiet der Vereinigten Staaten temporär zu betreten. Während ihres Aufenthaltes in San Francisco war es den z. B. nach Victoria in Britisch-Columbia reisenden Chinesen ein Leichtes, sich mit den hiesigen Verhältnissen bekannt zu machen und bei ihrer Rückkehr von dort ihre Eide so einzurichten, daß sie bei einem Habeas-Corpus-Verfahren den Richtern ein X für ein U vormachen konnten; oder sie kauften sich im hiesigen Chinesenviertel einen Retourpaß; wie er jedem zu Besuch nach China reisenden Zopfträger von dem Zollamt ausgestellt wird. Außerdem bescheinigte ein in Victoria wohnender amerikanischer Consul, der sich leicht überzeugen ließ, manchem schlauen Mongolen, daß dieser bereits vor der Annahme der Amendementsacte in Californien gelebt hätte, was dem Zopfträger dann den freien Eintritt in San Francisco sicherte, — und so ist es gekommen, daß sich die Asiaten mit Hülfe der Gerichte, durch ungezählte falsche Eide und durch ihre Freunde nach wie vor massenweise in das gelobte Land Amerika hineinschmuggeln.

Jetzt sollen nun nach Anordnung der San Franciscoer Stadtverwaltung abermals lokale Maßregeln zur Anwendung gebracht werden, um die Axt an die Wurzel des Uebels, das unbeschränkte Gewährenlassen dieses Barbarismus inmitten eines sonst völlig civilisirten Gemeinwesens, zu legen. Endlich wird es somit doch noch durch gesetzliche Mittel gelingen, das Chinatown der Goldstadt zu beseitigen, dieses Stück Asien hier verschwinden zu lassen, um so mehr, da fast die ganze Bevölkerung der Pacific-Küste wie Ein Mann die unwillkommenen Gäste los zu werden wünscht, und die Agitation für Verschärfung des Verbotgesetzes in jeder Congreßsitzung lebhaft betrieben wird.

* * *

Wenn irgend etwas in dem chinesischen Stadttheil San Franciscos einen Besuch verdient, so ist es eines der beiden Theater, welche die Bewohner des Himmlischen Reiches in der Jackſonstraße besitzen. Das populärste und ältere der beiden Gebäude ist das „Chinese Royal“. Ein langer, schmaler Thorweg, zu beiden Seiten mit schlitzäugigen Obst- und Kuchenhändlern besetzt, führt uns zu dem Eingang, an welchem uns das Entrée abverlangt wird. Die Höhe desselben richtet sich praktischerweise nach der Stunde des Kommens. Zu Beginn der Vorstellung wird den weißen „Barbaren“ etwa ein halber Dollar abverlangt, während den „Himmlischen“ die besten „Fauteuils“ und „Parquetsitze“ für einen viertel Dollar zur Verfügung stehen. Nach zehn Uhr, also in der Stunde wo die Ehemänner in Europa ihre Frauen abzuholen

pflegen, wird ihnen in dem chinesischen Theater rücksichtsvollerweise das Warten im Regen und Schnee dadurch erspart, daß man ihnen nur die Hälfte des Eintrittspreises abverlangt, eine Einrichtung, welche in Europa entschieden Nachahmung verdient. Uebrigens wird der schönste und interessanteste Theil des Dramas selten vor elf Uhr Nachts erreicht, und da das Stück häufig bis zwei oder drei Uhr Morgens dauert, so kann man sich hier viel billiger und viel länger langweilen, als in den europäischen Theatern.

Treten wir also ein. Im ersten Augenblick glauben wir uns in einem gewöhnlichen Theater zu befinden. Wir sehen dieselbe Einrichtung des Parquets, des im Halbkreis herumlaufenden erhöhten „Dress Circle" 2c. Oberhalb des letzteren befindet sich eine Galerie, an deren einem Ende wir zwei Logen sehen, während das andere Ende für die Damen reservirt ist, denn dem schönen Geschlechte ist das Zusammensein mit den Männern selbst im Theater untersagt. — Der ganze Zuschauerraum ist ohne Decoration, aus rohem Holze gezimmert, das durch das langjährige Herumwetzen mit den Sitztheilen der „Himmlischen" eine matte Politur erlangt hat.

Und die Bühne? — Obgleich ich noch vor dem Beginn der Vorstellung im Theater erschienen war, so konnte ich sie vom Zuschauerraum doch in allen Einzelheiten wahrnehmen, denn das chinesische Schauspielhaus besitzt keinen Vorhang. Im Allgemeinen erinnert die Bühnen-Einrichtung an jene, wie sie zu Zeiten Elisabeths in England gebräuchlich war, d. h. sie ist gar nicht eingerichtet. Von Decorationen, Seitencoulissen, Möbeln u. dgl. ist keine Spur vorhanden. Es ist eine einfache Plattform, in dessen Hintergrund das Orchester sitzt und fleißig darauf losfiedelt. Der Lärm, den diese Musikanten während der Pausen mit ihren Cymbeln, Tamtams, Fiedeln, Pfeifen u. s. w. hervorbringen, ist wahrhaft ohrenzerreißend; wenn mir etwas dabei unbegreiflich war, so ist es, wie die Musikanten diese verrückte Dudelsack-Pfeiferei selber anhören können, ohne das Gehör zu verlieren. Den komischsten Eindruck machte einer der langbezopften Geiger, dem es offenbar ungeheure Mühe machte, seine schwere Pfeife im Mund zu erhalten und gleichzeitig seinen Theil von der Violine herabzusägen. — Endlich beginnt die Vorstellung. Die Schauspieler kommen im Trabe aus einer Thüre, die sich zur Linken des Orchesters befindet und mit einem Kleiderfetzen verhängt ist. Zur Rechten des Orchesters ist eine ähnliche als Ausgang dienende Thüre. Die Möbel und Einrichtungsstücke, welche während des Spieles gebraucht wurden, standen zu beiden Seiten der Bühne, und die Diener, denen ihre Aufstellung oblag, spazierten gemächlich dazwischen auf und ab, um zuweilen hinter einer spanischen Wand zu verschwinden, welche die Toilette der Schauspieler den Blicken des Publikums entzieht. Natürlich konnte ich von der Handlung nur dann etwas verstehen, wenn irgend einer der Schauspieler erschlagen oder erstochen wurde. Dann blieb er gewöhnlich eine Minute unbeweglich liegen, stand dann auf und rannte

durch die Ausgangspforte davon, etwa wie Bottom im „Mid summer nights dream“ es vor dem Herzoge thut. Die ganze Vorstellung hatte überhaupt mit diesem Shakespeare'schen Lustspiele große Aehnlichkeit — selbst der Löwe fehlte nicht, ja man hätte in der That auf die Vermuthung kommen können, das Shakespeare'sche Meisterstück in chinesischer Sprache vor sich zu sehen.

Die Tracht der Schauspieler erinnerte an die billige Ausstattung mancher Vorstadt- oder Dilettanten-Theater Europas, sie zeichnete sich vor diesen nur durch die höhere Glut der Farben aus, die selbst einem sumatranischen Paradiesvogel Augenschmerzen verursacht hätten. — Wie in der erwähnten Zeitepoche in England, so fehlen auch hier die weiblichen Schauspieler, und die Frauenrollen werden von Männern gegeben, die sich mit bewundernswerther Geschicklichkeit in Frauengewänder kleiden und im Falsetto die weiblichen Stimmen nachahmen. Ich hätte geschworen, Chinesinnen vor mir zu haben, denn erst als die Chinesen selbst mir das Gegentheil versicherten, glaubte ich an die Verkleidung.

Die meisten zur Aufführung gelangenden Stücke sind historischen, man könnte sagen, vorsündfluthlichen Charakters: Komplote gegen die bestehende Regierung, Thronumstürze, Kriege; nur höchst selten sind es Liebesgeschichten und Kämpfe zwischen Rivalen, die jedoch sich ebenso auf mehrere Abende vertheilen, wie die Nibelungen-Trilogie oder die historischen Dramen Shakespeare's.

Der erste Theil der Vorstellung, welcher ich beiwohnte, war eine chinesische — Oper. Man erschrecke nicht! Eine Oper aus Rezitativen bestehend, die unter der Begleitung von Tamtams, Guitarren, Hongs und verschiedenen Streich- oder vielmehr Säge-Instrumenten abgesungen wurden. Die ganze Musikleistung war für nichtchinesische Ohren zum Davonlaufen, soferne diese nicht an den Köpfen von Wagnerianern saßen. Es war jedoch Methode darin. Der Kapellmeister hatte sein in Hemdärmeln dasitzendes, tabakrauchendes Orchester vollkommen in seiner Hand, das letztere, wie die Sänger folgen genau dem Takte, den er mit zwei Elfenbeinstäben auf einem kleinen Ambos so hörbar schlug, wie im Lortzing'schen „Waffenschmied“. Der Gesang war natürlicherweise ebenso höllisch wie die Instrumentalmusik, er erreichte seinen Höhepunkt in einem Triller, den die Hauptperson des Stückes, ein mit Federn und Seidengewändern geschmückter Mandarin zum Besten gab. Das Fürchterlichste war damit überstanden, die Krisis war für uns europäische Zuseher vorüber und wir bleiben. Die Vorstellung dauert ununterbrochen fort; alle zwei oder drei Minuten läuft einer der Schauspieler von der Bühne und kommt nach kurzem Fortbleiben bei der anderen Thüre wieder herein. In einigen Momenten waren mehr als zwanzig Darsteller gleichzeitig auf der engen Bühne beisammen, ihre bis an den Boden reichenden Haarzöpfe baumelten umher, wie Brunnenschwengel im Winde. Leider fiel hie und da einer der Darsteller aus seiner Rolle; so z. B. der König, der mit-

sammt seiner Krone häufig nach hinten eilte, um ein Täßchen Thee zu trinken, das er sich aus einer Art Samovar höchst eigenhändig einschenkte.

Das chinesische Publikum, etwa aus 700 bis 800 Personen bestehend, verhält sich während dieser theatralischen Vorstellungen gewöhnlich schweigend und anscheinend indifferent, nur selten giebt es Zeichen des Mißvergnügens oder der Freude. Der chinesische langbezopfte Theaterdirektor saß neben uns im Zuschauerraum, eine selbstgedrehte Havanna-Cigarre schmauchend; die Logenschließer standen theilnahmslos umher, kauten Zuckerrohr oder zermalmten Pea nuts (Erdnüsse). — Nur wenn die (in



Frauen-Procession vor einer Branntweinkneipe, zur Bekehrung von Trunkenbolden.

jedem Stück auftretenden) Clowns und Akrobaten erschienen und ihre komischen Kunststücke zum Besten gaben, gab sich das Auditorium ungezähmter Heiterkeit hin, die bei ernsteren Gelegenheiten wieder durch das laute Schluchzen der chinesischen Frauen auf der Galerie aufgewogen wurde.

Je weiter die Vorstellung vorwärts schreitet, desto theilnahmsloser wird das Publikum; Viele schlafen, die Mehrzahl raucht und gegen zwei Uhr Morgens ist der ganze Saal in eine Atmosphäre gehüllt, die selbst den Stärksten betäuben muß. Dann ist das Ende der Vorstellung erreicht, das Publikum entfernt sich schweigend, ohne den geringsten Lärm. In den chinesischen Straßen draußen herrscht noch Leben,

aber es ist geräuschlos. Die Fenster sind alle erleuchtet, auf den zahllosen Balkonen und in den Thorbögen sieht man einzelne Gestalten. Alles hat den Anschein der Solidität, des leidenschaftslosesten Lebens. Aber das ist nur in den Straßen so, die kalten Mauern verhüllen die Laster, denen zu dieser Stunde der Nacht in den labyrinthartigen Kellerlöchern, in den Prostitutionshäusern, den Opium-Höllen gefröhnt wird. Ein weißer Polizist öffnet uns auch zu diesen die Pforten. Wir wollen eine der letzteren besuchen.

Die Chinesen haben das Laster des Opiumgenusses aus ihrer Heimath mit herüber nach Amerika gebracht, sie fröhnen hier wie dort dieser verzehrenden, schrecklichen Leidenschaft. Ebenso zahllos wie die Spielhöllen sind in dem Chinesen-Quartier San Franciscos auch die Opiumhäuser, und leider muß es gesagt werden, daß es nicht die Mongolen allein sind, welche sich dem Opiumrauchen hingeben. Unter den Amerikanern ist das Laster beinahe ebenso verbreitet, ja es ist erwiesen, daß unter je hundert Amerikanern sich mindestens zwei Opiumraucher befinden.

Es ist eigenthümlich, daß fremde Racen oder selbst Nationen bei ihrer Vermischung sich stets zuerst ihre schlechten Eigenschaften gegenseitig ablernen.

Der Opiumgenuß ist den Chinesen in San Francisco von den Stadtbehörden ebenso erlaubt, wie den Weißen das Tabakrauchen, allein den Nichtchinesen ist er auf das Strengste verboten. Noch vor einem Jahre hatte das Laster unter den Weißen derartig überhand genommen und so große Verheerungen angerichtet, daß sich die Stadtbehörde im Interesse des öffentlichen Wohles zu dem genannten Verbote genöthigt sah. Den Wirthen der Opiumhäuser wird gegenwärtig eine Strafe von 100 bis 500 Dollars auferlegt, falls sie den Besuch eines Weißen gestatten, diesen letzteren wird der Aufenthalt in den Opiumhäusern als Verbrechen angerechnet. Seit der Einführung dieses Gesetzes machen die Opiumhäuser bedeutend schlechtere Geschäfte, denn sie sind gegenwärtig auf die schlechtzahlenden Chinesen angewiesen, die allerdings auch häufigere Besucher sind. Ihnen dient der Opiumgenuß als Arznei für jedwede Krankheit, die sie heimsuchen sollte; das Uebel wird in der That in den meisten Fällen momentan gelindert, um jedoch später einer vollständigen Erschlaffung und Abtödtung der Nerven Platz zu machen.

Wie bei den Restaurants, so giebt es auch von Opiumhöllen verschiedene Klassen, für die verschiedenen Grade der chinesischen „Gesellschaft“ von San Frisco (dies ist die in Californien gebräuchlichste Bezeichnung der Stadt). Glücklicherweise kann man sich das Opium nicht in die Pfeife stopfen oder Cigaretten daraus drehen, sonst wäre das Laster vielleicht ebenso verbreitet, wie das Tabakrauchen. Der Genuß des Opiums ist mit einer gewissen Umständlichkeit verbunden, welche der Verbreitung der Leidenschaft einen wirksamen Damm entgegensetzt. Betrachten wir die Einrichtung einer „Opium Den“ für die vornehmste Klasse. In dem niedrigen engen Raum befindet

sich ein etwa $2^1/_2$ Fuß hoher, 8 Fuß langer und 5 Fuß breiter Tisch, mit feinen Matten und Teppichen bedeckt. In der Mitte des Tisches stehen auf einem Gestelle die Opiumpfeifen, Opiumbehälter und eine kurios geformte Lampe mit kleiner Flamme. Die Pfeifen bestehen aus einem dicken, circa 2 Fuß langen Ebenholz- oder Mahagonyrohr mit weiter Bohrung. Wie bei allen chinesischen Pfeifen, so ist auch hier der Kopf nicht am Ende des Rohres, sondern sitzt beiläufig sechs Zoll oberhalb auf einem messingenen Verbindungsgliede. Die Pfeifenköpfe kommen alle aus China und sind aus einer Art feuerfestem Thon in sonderbarer Gestalt angefertigt. Der obere Theil ist nämlich bis auf eine kleine Oeffnung in der Mitte vollständig geschlossen, und uns war es ein Räthsel, auf welche Weise die Pfeife gebraucht wird. Der Wirth des Opiumhauses ließ sich deshalb herbei, eine Pfeife zum Rauchen herzurichten. Er nahm hiezu mittelst eines spitzigen, netznadelähnlichen Eisenstäbchens aus einer Hornbüchse etwas Opium, legte sich neben der Lampe auf den Tisch und begann das Opium über der Flamme durch Hin- und Herdrehen des Stäbchens zu erweichen. Hierauf nahm er die Masse von der Stabspitze herab, formte sie zu einem kleinen, der Patrone eines Revolvers nicht unähnlichen Cylinder und steckte diesen in die Pfeife. Hierauf durchstach er den Cylinder durch die vorerwähnte kleine Oeffnung in dem Pfeifendeckel, um ihm Zug zu geben. Damit war die Pfeife zum Rauchen hergerichtet. Die ganze Operation hatte etwa drei Minuten in Anspruch genommen. Unser Wirth schien während seiner Beschäftigung unsere Gegenwart gänzlich vergessen zu haben, denn er legte sich nun auf den Teppichen, die über den Tisch gebreitet waren, zurecht, lehnte seinen Kopf auf ein hölzernes Kissen und begann zu rauchen, indem er die Pfeife gegen die Lampe hielt und lange, tiefe Züge daraus that. Nach jedem Zuge zog er die Pfeife vorsichtig von den Lippen, um den Strom des Opiumrauches im Pfeifenrohre nicht zu unterbrechen. Sollte dies dennoch geschehen, so wird die Pfeife mit dem vorerwähnten spitzigen Eisenstäbchen wieder geöffnet.

Es gehört jedoch nicht wenig Geduld zum Opiumgenusse, denn die Pfeife, zu deren Stopfen man drei Minuten Zeit braucht, ist nach zehn bis zwölf Zügen wieder ausgeraucht und man muß sie auf's Neue füllen. Da nun der Opiumraucher gewöhnlich erst mit sechs bis zwölf Pfeifen befriedigt ist, so kann man sich leicht einen Begriff von dieser Geduldprobe machen.

Die Chinesen huldigen, wie bemerkt, dem Laster des Opiumgenusses in schreckenerregender Weise. Gegenwärtig rauchen die Chinesen das Opium als sorgen- und schmerzstillendes Mittel. Nach dem Opiumgenusse tritt bald eine Erschlaffung aller körperlichen Funktionen, eine wunderbar erquickende und behagliche Ruhe des Geistes ein. Unempfindlich für Schmerz und Kummer, aller Sorgen und Angst ledig, überläßt sich der Geist einem träumerischen Wohlbehagen, und kennt für den Augenblick kein anderes

Gefühl, als das eines unsagbaren Glückes, das allmälig einem sanften Schlummer Platz macht. Dieser Zustand des Träumens währt gewöhnlich acht bis zehn Stunden. Dann erfolgt die unangenehme Reaktion, die sich in Uebelkeiten, Kopfschmerzen, Zittern der Glieder u. s. w. zu erkennen giebt und sich erst allmälig wieder legt.

Der Opiumgenuß hat in Amerika wie in England in der letzten Zeit sehr überhand genommen, aber es wird hier nicht geraucht, sondern gegessen — nur die Chinesen und einige kalifornische Weiße sind Opiumraucher. Es dürften bei dieser Gelegenheit wohl einige Bemerkungen über den Genuß des Opiums von Seite der Weißen gestattet sein. In Amerika wird dem Laster von allen Ständen der eingeborenen (nicht der eingewanderten) Bevölkerung gefröhnt. Man findet die Opiumesser in den höchsten Gesellschaftskreisen, wie in den niedrigsten, und sonderbarerweise ist das Laster gerade in den höchsten Kreisen am verbreitetsten. Die Anforderungen, die in Amerika, dem Lande des rastlosen Vorwärtsdrängens, an die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit des Einzelnen gestellt werden, bilden eine nie versiegende Quelle der Versuchung, sich dem Genusse des so verlockenden und doch unbedingt zerstörenden Reizmittels zu überlassen. Ganz besonders sind es Schriftsteller, Journalisten, Aerzte, Staatsmänner und Advokaten, die in der Armee der Opiumesser vertreten sind. Das Opium belebt ihre erschöpfte Kraft, es giebt ihnen, wenigstens auf Augenblicke, die frühere Energie und Spannkraft zurück, es läßt sie ihre körperlichen und geistigen Leiden vergessen, es versetzt sie in einen Zustand der Ruhe und Behaglichkeit, die so gänzlich außerhalb ihres gewöhnlichen Lebens liegt. Allen Leidenden und Heimgesuchten bietet das Opium für kurze Augenblicke scheinbares Glück, die Versuchung dieses Glückes theilhaftig zu werden ist gewöhnlich zu groß, um ihr zu widerstehen.

Wer sich einmal dem Opiumgenusse überlassen, dem ist es unendlich schwer, sich davon wieder loszureißen. Ob Chinese oder Weißer, sie befinden sich in der Gewalt eines Dämons, der sein Opfer mit eisernen Banden festhält, aus dessen Klauen das Entrinnen schwer möglich ist. Unaufhörlich muß die Gabe verstärkt werden, nicht um angenehme Empfindungen zu erregen, sondern nur, um die Qualen wieder los zu werden, welche die Entbehrung des zum Bedürfniß gewordenen Reizmittels bereitet. Elend im Besitze seines Betäubungsmittels und noch elender ohne dasselbe, wird der Opiumesser zum Urbild menschlicher Verkommenheit und Verzweiflung, sehnsuchtsvoll harrt er des Todes, der allein ihn von seinen Leiden zu befreien vermag. —

Trotzdem giebt es gerade in Amerika manche Fälle, wo sich Opiumesser, allerdings mit unglaublicher Willenskraft, von dem verderbenbringenden Uebel losgerissen haben, aber im Vergleich zu der großen Zahl der dem Opiumgenusse Ergebenen verschwinden sie. Bei den Chinesen kommt es äußerst selten vor, daß sie, einmal dem Opiumrauchen ergeben, denselben wieder entsagen.

Der Gesammtwerth des durch das Zollamt in die Vereinigten Staaten eingeführten rohen Opiums beträgt in einem Jahre über eine Million Dollars, jener des Rauchopiums der Chinesen 1 Million Dollars, also 2 Millionen jährlich zur Befriedigung einer Leidenschaft, die den körperlichen und geistigen Ruin der ihr Ergebenen zur Folge hat! —

8. Das Santa-Clara-Thal.

Die Stadt San Francisco ist in einem weiten Halbkreise, dessen offene westliche Seite das Stille Meer bildet, von einem Kranze überaus fruchtbarer Thäler umgeben, welche beim Goldenen Thor ihren natürlichen Ausgangspunkt finden. Nach Norden, an die Ufer der San-Pablo-Bai grenzend, liegen die Thäler von Sonoma und Napa, berühmt geworden durch ihren Weinbau; am östlichen Ufer der großen San Francisco-Bai lagern sich um den Fuß des Mount Diablo die anmuthigen Thalgründe von Contra Costa, geschmückt mit endlosen Obstgärten, wohlcultivirten Farmen und reizenden Hainen, und jenseits jener Hochwarte des Goldlandes erstrecken sich die Hunderte von Meilen langen, breiten Thalebenen von Sacramento und San Joaquin, deren unerschöpflicher Alluvialboden den Flotten von Klipperschiffen, welche alljährlich den Hafen von San Francisco verlassen, ihre nach Hunderttausenden von Tonnen zählenden Ladungen von Weizen liefert, womit das gesegnete Californien zur Kornkammer von Albion geworden ist. Im Süden liegt das an Cerealien nicht minder reiche Santa-Clara-Thal, dessen Verzweigungen — die fruchtbaren Thäler des Salinas und Pajaro — sich bis nach der Bai von Monterey erstrecken und das man passend als den Garten der californischen Handelsmetropole bezeichnen kann.

Der Reisende, welcher San Francisco verläßt, um eines jener Thäler zu besuchen, wird bereits nach einer Fahrt von wenigen Meilen in ein so verändertes Klima gelangen, als sei er von den Gestaden der Atlantis plötzlich nach Syrien versetzt worden. Die Inlandthäler Californiens, durch ansehnliche Höhenzüge von den Küstenstrichen getrennt, in denen feuchte Nebel und kalte Seewinde das ganze Jahr über vorherrschend sind, erfreuen sich nach der Regenszeit des Winters einer milden Durchschnittstemperatur, dagegen sind sie im Sommer intensiv heiß und trocken. Während nach dem Eintritt der trockenen Jahreszeit häufig dichte Seenebel über die auf einer sandigen Halbinsel erbaute große Handelsstadt am Goldenen Thore wolkenähnlich hinfliegen und unangenehme kalte Winde den Staub und feine Sandtheile in Menge durch die Straßen wirbeln, breitet sich über das Inland ein reiner Azurhimmel aus, es herrscht dort eine milde, wahrhaft italienische Luft. Die in der Ferne liegenden Gebirgszüge sind in ein duftiges Blau gehüllt; in der parkähnlich mit Eichen ge-

schmückten Landschaft liegen grüne, schwellende Hügel und meilenbreite, wogende Weizenfelder, und die fast tropische Farbenpracht der Flora — die mit duftenden weißen Blüthen förmlich bedeckten Mandelbäume, die Pfirsichbäume ihn ihrem lieblichen rosigen Gewand, Heliotropen und Geranien, 6 bis 10 Fuß hoch, die mit bunten Blumen förmlich beladenen und kleinen Bäumen zu vergleichenden Fuchsien, die Pracht der Rosen und von Hunderten anderer Blumenarten, die in Deutschland nur in Treibhäusern gedeihen — entzückt das Auge. Wer nach der Regenzeit die romantischen Vorberge (foot hills) der Sierra Nevada oder die kaum minder herrlichen, prächtig bewaldeten Küstengebirge durchstreift hat, wo die rauschenden Bäche durch blühende Thalgründe herabbrausen, und die laue, und doch die Nerven stählende Luft eingeathmet hat, wird gewiß Californien als eines der schönsten Länder auf diesem Erdball preisen. Besucht er jedoch dieselben Gegenden nach wenigen Monaten wieder, so wird er in der alsdann in ein monotones Braun gekleideten Landschaft, wo ihn eine glühende Sonne versengt, sein früheres Paradies schwerlich wieder erkennen.

Californien ist ein Land der Contraste und derselbe Wechsel des Klimas, der in fast jeder Jahreszeit zwischen San Francisco und dem Innern herrscht, findet hier wiederum sein specielles Gegenstück. Daß sich unter so bewandten klimatischen Abnormitäten die Reisenden, welche Californien zu verschiedenen Jahreszeiten besucht haben, in ihrem Urtheil über dieses Land schnurstracks widersprechen, ist nicht zu verwundern. Selbst auf die Stadt San-Francisco findet dies seine Anwendung; denn bleiben dort, was häufig vorkommt, die Seewinde und Nebel einige Tage aus, so ist das Wetter daselbst ebenso schön wie in den geschützten Innenlandthälern.

Wir wollen das Santa-Clara-Thal, jenen herrlichen im Süden von Californien gelegenen Fleck californischer Erde im Frühjahre besuchen, um die Fruchtbarkeit in jenen Länderstrichen besser beurtheilen zu können.

Hinter uns liegen die Häuser von San-Francisco, weit zerstreut über die schwellenden Hügel, und ein Blick nach rückwärts zeigt uns den langgestreckten dunkeln Bergrücken des **Tamalpais**, dessen waldige Höhe mit einer Erhebung von 2600 Fuß von Norden her direct auf das Goldene Thor herabschaut. In den von den Winden geschützten Thalgründen haben sich nahe an der Eisenbahn italienische und chinesische Gemüsegärtner zahlreich angesiedelt. Zwischen den grünen Beeten blinken die Irrigationsgräben, denen das Wasser aus artesischen Brunnen durch kleine Windmühlen zugeführt wird, um den Pflanzen die für ihr Gedeihen hier so unentbehrliche Feuchtigkeit auch in der trockenen Jahreszeit zukommen zu lassen. Spargel, Blumenkohl, Radies, Erbsen, Bohnen, Tomaten u. s. w. bringen die fleißigen Gartenbesitzer auch im Winter täglich auf die Märkte von San Francisco und ziehen hier im Freien zu jener Jahreszeit Gemüsearten, die in Deutschland noch im Mai des Schutzes von glasbedeckten Wärmebeeten bedürfen. Zwischen den

vielfach sattelähnlich eingeschnittenen Höhenzügen blinkt zur rechten Hand ein Stück vom Ocean zu uns herüber, verschwindet aber bald wieder vor unserm Blick; zur Linken begleiten uns die seeähnlichen Gewässer der großen San Francisco-Bai, die von den weißen Segeln leichter Fischerbote und Küstenfahrer belebt ist. Jenseits derselben, die grünen Hügel von Contra Costa überragend, streckt der 3900 Fuß hohe Mount Diablo seine in ein duftiges Blau gehüllte Doppelkuppe hoch empor in den sonnenklaren Aether. Aber bald sind wir aus der Sphäre der californischen Hauptstadt heraus und mitten im offenen Lande. Wir fliegen an reizenden Städtchen mit prachtvollen Sommersitzen und schattigen Parks vorüber, erblicken durch lange Alleen von Eichen hin und wieder die schimmernden Fluthen der Bai und erfreuen uns an den von bläulichem Duft umlagerten Höhen der Coast Range (der Küstengebirge) in ihrem dunklen Mantel von Rothholztannen. Gegen Abend passiren wir das Städtchen Santa Clara, und bald darauf begrüßt uns der von den Strahlen der sinkenden Sonne beleuchtete Kuppelthurm des Stadthauses von San José, der californischen Gartenstadt.

Die Stadt San José ist von allen Binnenstädten Californiens die freundlichste, und jeder Fremde, der dieselbe besucht hat, ist entzückt von ihrem freundlichen Aussehen. An den breiten Straßen, die mit Asphaltgehwegen versehen sind, stehen schmucke Häuser, worunter Bankgebäude in großstädtischem Stile. Die Privatwohnungen sind von grünen Bäumen umschattet und die Stadt liegt wie in einem großen Garten. Die an den mit Blumen förmlich überladenen hohen Fuchsien auf und ab summenden Kolibris sind dem Fremden eine besonders liebliche Erscheinung. Der Ort hat einen vorwiegend südlichen Charakter, dem aber der rührige Geschäftssinn der Amerikaner den Stempel neueren Fortschritts, wie er vorzugsweise nördlichen Ländern eigen ist, aufgedrückt hat. Die arbeitsunlustigen Spanier und Mexikaner, welche bis zum Jahre 1846 in San José das vorherrschende Volkselement bildeten, haben den rastlos thätigen Angloamerikanern und den Deutschen vollständig das Feld räumen müssen. Die wenigen stehen gebliebenen Adobehäuser nehmen sich neben den eleganten Neubauten wie Denkmäler einer tausendjährigen Vergangenheit aus. Aehnliche Culturbilder, und in noch viel grellerem Contraste als hier, gewahrt der Reisende in allen südcalifornischen Städten. Die träge spanisch-mexikanische Race muß vor der sich in frischer Jugendkraft tummelnden neucalifornischen verschwinden. Im Laufe weniger Jahrzehnte wird von den bereits in Staub fallenden Mauern der alten Adobe-Wohnungen keine Spur mehr zu sehen sein und nur die uralten, solider gebauten Missionskirchen werden längere Zeit als Denksteine einer dann ganz verschollenen Race übrig bleiben. In einem so rapid wie Californien sich entwickelten Lande ist ein Stehenbleiben des Alten, des sich Ueberlebthabenden gerade so undenkbar als die Möglichkeit, den Zeiger der Weltgeschichte nach rückwärts zu schieben.

Spanier, Mexikaner und Indianer, ihre Gebräuche und Sitten, ihre Sprache und Wohnungen u. s. w. sind in diesem Lande dem Untergange geweiht. Angloamerikaner und Deutsche, welche das reiche Erbe jener verlotterten Nationalitäten angetreten haben, wirken jetzt in einem kurzen Jahre mehr für die Kultur von Californien, als jene während Jahrhunderten fertig brachten.

Die Stadt San José, welche gegenwärtig an 14,000 Einwohner zählt — worunter etwa 1500 Deutsche — bildet den Sommeraufenthaltsort für viele reiche San Franciscaner, die das herrlich milde Klima hierher lockt. Die mit allem neueren Comfort eingerichteten Hotels sind im Sommer stets von Fremden überfüllt, in den breiten chaussirten Straßen fahren Pferdebahnwagen und elegante Equipagen auf und ab, der Platz hat alsdann fast das Aussehen eines fashionablen Curortes.

Ein halbes Dutzend stattlicher Schulhäuser, zwei schöne Markthallen, das Courthaus und andere öffentliche Gebäude gehören der Stadt. Der Ort hat Gas- und Wasserwerke, Dampffeuerspritzen, ausgezeichnete Schulen — worunter die „Normal-School" (Lehrerseminar), die „University of the Pacific", die „Academy of Notre Dame", deren Anlage eine halbe Million, die Staatsnormalschule, deren Gebäude 200,000 Dollars gekostet haben, und sieben Freischulen; ferner ein Dutzend Kirchen, drei Banken mit prachtvollen Bauten, tägliche und Wochenzeitungen, eine Wollenwaarenfabrik, fünf Wagenfabriken, drei Mehlmühlen, drei Brauereien, eine bedeutende Handschuhfabrik und verschiedene andere Manufacturen. In unmittelbarer Nähe der Stadt sind 20,000 Acker mit Obstbäumen beflanzt, über 500 artesische Brunnen liefern das zum Berieseln nothwendige Wasser zu jeder Jahreszeit im Ueberfluß.

Das Städtchen Santa Clara, die ältere Schwesterstadt von San José, ist mit diesem durch die sogenannte „Alameda" verbunden, eine prachtvolle Allee von riesigen knorrigen Weiden und Pappeln, welche vor nun circa hundert Jahren von den alten Padres angepflanzt wurden. Früher verbanden sich die Kronen der mächtigen Bäume oben zu einem Laubengange. Um jedoch die alternden Bäume vor zu frühem Absterben zu schützen, ist man genöthigt gewesen, die Zweige theilweise abzuschneiden und die Kronen hier und da zu kappen, wodurch jene Allee einen Theil ihrer ehemaligen Pracht eingebüßt hat. Aber immer noch ist dieselbe eine „grüne Avenue", die in Amerika einzig in ihrer Art dasteht. Durch die ganze Länge der „Alameda" läuft eine häufig befahrene Pferdeeisenbahn und etwas abseits reihen sich Villen, schmucke Farmen, Lust- und Blumengärten an einander, von San José bis nach Santa Clara. Der Stolz von dem etwa 2000 Einwohner zählenden Städtchen ist das „Santa Clara College", eine von Jesuiten geleitete Schule und eine der besten an der pacifischen Küste. Die Schüler werden dort sowohl in classischen Studien als in den technischen Fächern unterrichtet.

Eine der Haupterwerbs-Quellen der Stadt wie der Bewohner des ganzen Thales ist die Versendung des californischen Obstes nach den östlichen Theilen der Union. Besonders sind es Trauben, Erdbeeren, Pfirsichen und Birnen, die hier in den unglaublichsten Massen und in ungewöhnlicher Größe und Pracht gedeihen.

Der im Santa-Clara-Thale für Ackerbauzwecke geeignetste Boden ist lehmiges sowohl wie das „Adobeland" (schwarzer schwerer Thonboden), welches bei reichlicher Bewässerung unerschöpflich zu sein scheint. Dem Mangel an natürlichen Wasserläufen hat man durch zahlreiche artesische Brunnen abzuhelfen gewußt. Mit dem Pflügen beginnt man hier, wie überall in Californien, in der Regel nach dem ersten Regenfall im October, da der Boden sonst zu hart ist, um von der Pflugschar leicht durchbrochen zu werden. Auf noch nie geackertem Boden ist das Pflügen fast so leicht als auf solchem, der bereits unter Cultur gebracht wurde, da es hier keine schwere Grasdecke giebt, wie auf den westlichen Prairien. Weizen wird vom November bis April gesäet; die Ernte beginnt im Juni. In trockenen Jahren pflegt man Weizen, Gerste und Hafer in den Halmen als Heu zu schneiden, weil dieses alsdann einen größern Marktpreis bringt, als sich durch eine voraussichtlich geringe Körnerernte erzielen ließe. Maschinen sind in Californien beim Ackerbau in ausgedehntestem Gebrauch. Da im Sommer zur Erntezeit keine Gefahr vor Regengüssen ist, so pflegt man den auf den Feldern durch Dreschmaschinen ausgedroschenen Weizen dort oft wochenlang in Säcken liegen zu lassen, ehe er in Speicher gebracht, oder nach San Francisco verschifft wird. Die auf den Stoppelfeldern in Menge daliegenden weißen Säcke geben einer californischen Landschaft zu jener Jahreszeit einen ganz eigenthümlichen Anstrich. Das Klima des Santa-Clara-Thales ist ein solches, wie es sich der verwöhnteste Südländer nicht angenehmer wünschen könnte. Frost ist im Winter (hier die Regenzeit) eine Seltenheit. Wegen seiner Nähe an San Francisco und der ausgezeichneten Communicationswege — zu Wasser durch die Bai, zu Lande durch die es in seiner ganzen Länge durchschneidende Eisenbahn — hat das Santa-Clara-Thal eine im Vergleich mit anderen Landstrichen Californiens hohe Cultur. Während Farmen von 1000 Acres in anderen Theilen dieses Staates klein genannt werden, gehört eine Farm von 200 Acres im Santa-Clara-Thale schon zu den größeren. Eine sorgfältigere Bodencultur ist hier die natürliche Folge der mehr gleichmäßigen Vertheilung des Landes unter kleinere Ansiedler gewesen, und der Werth des Bodens ist verhältnißmäßig hoch. Farmen in einer Entfernung von fünf englischen Meilen von San José haben z. B. einen Werth von 150 bis 300 Dollars pro Acre. Das Landschaftsgemälde mit den breiten Feldern und schwellenden grünen Hügeln und den parkähnlich darauf zerstreuten Eichen und Hainen, mit dem Duft einer südlichen Zone darüberliegend, in der Ferne die bewaldeten Höhen der Küstengebirge, ist entzückend schön. Eine etwas eingehendere Besprechung verdienen

noch die etwa dreizehn englische Meilen in südlicher Richtung von San José im Gebirge liegenden Quecksilberminen von Neu-Almaden.

Die Hauptausbeute derselben datirt vom Jahre 1850, als ein einfacher Grobschmied einen neuen Reductionsproceß erfand, und man gußstählerne Retorten einführte. Die Quecksilberdämpfe werden bei diesem Proceß in einer Kammer, die durch eine durchlöcherte Mauer mit den Heizungsöfen in Verbindung steht, condensirt. Eine solche Kammer ist jedesmal in sechszehn Räume getheilt, welche durch Wände getrennt sind, die abwechselnd nicht ganz bis an die Decke und nicht ganz bis an den Boden reichen. Die Quecksilberdämpfe, welche aus dem Schmelzofen durch die durchlöcherte Scheidewand in die Condensirkammer dringen, steigen in der ersten Abtheilung in die Höhe und treten, durch einen Luftzug fortgetrieben, durch die obere Verbindungsöffnung in den zweiten Raum; hier fallen sie wieder zum Boden herab, dringen von unten in die zweite Abtheilung, steigen aufs Neue empor und gelangen durch die nächste obere Oeffnung in den dritten Raum und setzen so ihren langsamen Zickzacklauf bis zur letzten Kammer fort. Auf dem Wege kühlen sich die Dämpfe ab und das Quecksilber setzt sich wie Thau an den Wänden fest oder tröpfelt in Kügelchen auf den Boden. Durch kleine Röhren wird es in einem langen Trog aufgefangen, der seinerseits in einem Kessel mündet, welcher das flüssige Metall aufnimmt. Die Dämpfe läßt man schließlich hinter der letzten Condensirkammer über einen mit Wasser gefüllten Behälter streichen und kühlt sie durch einen zerstäubten Wasserstrahl völlig ab. Hierdurch verdickt sich der letzte Rest von Quecksilber, ehe die ganz von ihm entblößten Dämpfe durch die Schornsteine ins Freie entweichen können. Gelegentlich werden die Wände in den Kammern vollständig reingebürstet und Ruß und Zinnober sorgfältig davon entfernt. Das so gewonnene Quecksilber wird in eiserne Flaschen von je 67½ Pfund verpackt und gewinnt man im Durchschnitt 153 Pfund gereinigten Mercurs aus einer Tonne (= 2000 Pfund) Zinnobererz. Es sind in Neu-Almaden vierzehn solcher Reductionsöfen im Gange. Das Erz wird aus einem über 1000 Fuß langen Tunnel, der eine Breite und Höhe von 10 Fuß hat und in den ein Gewirr von kleinen Schachten und Stollen mündet, gewonnen. Die Grubenarbeiter (tenáteros) transportiren das Erz in ledernen Säcken, die mit einem Riemen um die Stirn befestigt sind, ähnlich wie die Indianerfrauen Holzscheite und Mehlsäcke zu tragen pflegen, aus den Stollen und Schachten nach dem Haupttunnel, von wo es auf Eisenbahnkarren zu Tage geschafft wird.

Die Ausbeute der Quecksilbergruben ist indessen in stetem Abnehmen begriffen, und beträgt gegenwärtig nur noch ca. 20,000 Flaschen pro Jahr, aber immer noch liefert Neu-Almaden die Hälfte von dem in Californien und fast den vierten Theil von dem auf der ganzen Erde gewonnenen Quecksilber. Die Minenarbeiter von Neu-Almaden bestehen aus einem Conglomerat von vielen Nationalitäten, unter denen

Mexikaner und Cornishleute vorwiegend sind, eine uncultivirte und zanksüchtige Bevölkerung, die in einer aus rohen Holzhäusern erbauten Stadt oben auf dem Berge zusammenwohnt und ihr sauer erworbenes Geld am Zahltage so schnell als möglich mit Spielern, Bummlern und schlechten Weibern zu verjubeln pflegt.

9. Das Yosemite-Thal und die Riesenbäume von Mariposa.*)

Yosemite (sprich Josemmeti) ist ein Zauberwort, nicht nur in Californien, sondern überall in Amerika, ein Name, der bei jedem Reiselustigen auf dem weiten Continente als das Mekka seiner Wünsche gilt. Was die Schweiz für das große Touristenheer in Europa geworden ist, das bedeutet Yosemite für die Wanderfrohen Amerikas. Ja sogar bis über die Meere ist schon der Ruhm jenes Wunderthales gedrungen, und aus den entlegensten Ländern — namentlich aus England — pilgern jährlich bereits viele Hunderte dorthin, ohne die enormen Kosten einer Reise um den halben Erdball nebst einer mit großen Anstrengungen verknüpften zehntägigen Gebirgstour zu scheuen. In deutschen Landen ist jener fremdklingende Name dagegen wohl noch ziemlich unbekannt geblieben, und es wird, mit Ausnahme von Geographen und Reisenden, nur ein verhältnißmäßig geringer Kreis von Gebildeten davon gehört haben. In San Francisco und den übrigen Städten Californiens ist Yosemite, dessen Bilder uns dort zu Hunderten in Schaufenstern, in Privatwohnungen und sogar auf Theatervorhängen entgegentreten, längst etwas alltägliches, wenn auch der ziemlich zeitraubende und kostspielige Ausflug nach dem Wunderthale selbst noch nicht so häufig unternommen wird.

Der Besuch des Yosemite-Thales wird gewöhnlich in Madera, einem 185 Meilen von San Francisco entfernten, an der südlichen Pacific-Bahn in Californien gelegenen Städtchen begonnen, von dem das Thal noch weitere circa 90—100 Meilen entfernt ist. Die Monate Mai und Juni sind die günstigsten zu diesem Ausfluge, weil zu dieser Zeit die vielen Katarakte im Thale am wasserreichsten und großartigsten sind. (Früher führte die Hauptroute über Merced etwas nördlicher.) Diese interessante Route führt über Mariposa, das mit Calaveras den Ruf theilt, die größten Mammuthbäume der Sierra Nevada, und damit der Welt zu besitzen.

Die erste Tagereise legen wir in einer bequemen Stagekutsche zurück und fahren zunächst über die scheinbar endlosen Fluren der großen San-Joaquin-Ebene,

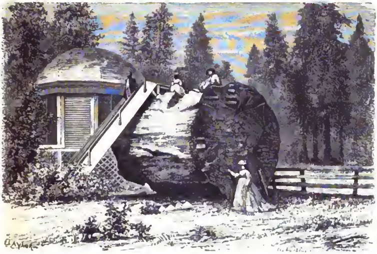
*) Von Theodor Kirchhoff.

dann durch die bewaldeten Vorberge der Sierra, passiren die alten jetzt ganz verwahrlosten Goldminenlager von **Hornitos** und **Mariposa**, wo Fremont in den fünfziger Jahren sein „Eldorado“ hatte, und erreichen beim Dunkelwerden Clark's Ranch, die Karawanserei der Yosemite-Reisenden, 67 engl. Meilen von Merced und ca. 4000 Fuß über dem Spiegel des Stillen Oceans. Der folgende Tag ist dazu bestimmt, die nur 6 Meilen von Clark's Ranch entfernten Mammuthsbäume zu besuchen, und wir sitzen nach erfrischender Nachtruhe im Sattel, um auf dem schmalen Pfade in's Gebirge zu traben.

Wie herrlich das Stück saftig grünen Wiesenlandes dort unten im waldumbauten Thalgrund, wie schlank und stolz die bis zu 175 Fuß aufragenden Fichten, Cedern, Pechtannen und Kieferbäume, deren hohe Wipfel im Morgenwinde über uns rauschen! Die Fernsichten auf die dicht bewaldeten Gebirgskuppen sind überaus malerisch, und dabei begünstigt uns ein wunderbares Wetter, wie es schöner nicht gedacht werden kann. Die Vögel singen im Waldesgrün, hier und da glänzen die wie aus hellrothem Wachs geschnittenen schlanken „Schneeblumen“ (snow plant; Sarcodes sanguinea) auf dem mit riesigen, oft einen Fuß langen Tannenzapfen besäeten Grunde, aus dem sie ja als rothe Flammen hervorzuwachsen scheinen; selbst die mit hellgrünem Moos bekleideten abgestorbenen Zweige der himmelanstrebenden Kiefern scheinen es darauf abgesehen zu haben, das heitere Bild des Waldgebirges nicht durch starre Nacktheit zu stören.

6541 Fuß über dem Meeresspiegel erreichen wir den sogenannten **Mariposa-Hain** der Mammuthbäume (Mariposa Grove of Big Trees), die dort aber keine abgesonderte Baumgruppe bilden, sondern, etwa 600 an Zahl, im Urwald zerstreut sind. Die Riesenbäume kommen nur in einer Höhe von 4800 bis 8000 Fuß über dem Meere, im Gebirgszuge der Sierra Nevada vor. Sie gehören zur Species der Rothtannen und der für sie angenommene botanische Name ist Sequoia gigantea. Der ihnen zuerst von den Engländern beigelegte Name Wellingtonia wurde von den Amerikanern mit Stolz zurückgewiesen und der eines Cherokee-Indianers erhielt den Vorzug vor dem des Siegers von Waterloo. Außer im Mariposa-Hain findet man die Sequoias noch an anderen Punkten auf der Sierra Nevada, und ist der etwa 100 engl. Meilen nördlich von der Mariposagruppe liegende bereits genannte Calaverashain der bekannteste Rivale des ersteren. Aber im Calaveras-Grove macht sich die neuere Cultur mit Hôtels, Tanzboden und Kegelbahn auf einem Riesenstamm, Theater, Comptoirs u. s. w. breit, wogegen im Mariposa-Hain alles Natur ist. Der Mariposa-Hain, sowie das Yosemitethal wurden dem Staate Californien von den Vereinigten Staaten als „Nationalparks“ geschenkt mit der Bedingung, daß nie etwas an den dortigen Naturwundern geschädigt werden darf. Eine von der californischen Legislatur eingesetzte Commission bewacht die strenge Ausführung dieses vortrefflichen Gesetzes.

Der erste von den Riesenbäumen, den wir zu Gesicht bekommen, ist ein gefallener Koloß. Vermittelst einer Leiter ersteigen wir seinen gewaltigen Stamm und wandern wie auf einer Straße oben auf seinem Rücken hin, der breit genug ist, daß ein Fuhrwerk ihn entlang fahren könnte. Dieser Koloß, der den passenden Namen „Mammuth of the forest" (der Waldriese) führt, hat über der Wurzel eine Dicke von 34 Fuß, mit einem Umfange von 102 Fuß. Vom Stamm ist nur noch ein Stück da, 150 Fuß lang, und die Rinde, $1^1/_2$ Fuß dick, ist fast ganz von ihm verschwunden. Das fehlende Ende vom Stamm ist durch Feuer zerstört worden, aber die Höhlung, welche der fallende Riese einst im Boden gemacht hat, läßt sich heute noch erkennen.



In Californien: Block eines Riesenbaumes.

Als er in seiner Vollkraft aufrecht im Urwalde dastand, muß er ca. 40 Fuß dick gewesen sein, mit einem Umfang von über 120 Fuß. Seine ursprüngliche Höhe wird auf 400 Fuß geschätzt; das wäre nur 56 Fuß niedriger als das Straßburger Münster! Das Alter dieses Urwaldsriesen wird auf 3400 Jahre angenommen, was ungefähr bis in das Zeitalter von Sesostris zurückreicht. Diese Zahlen scheinen so unglaublich zu sein, daß man beim Aussprechen derselben unwillkürlich zaudert. Aber ein Irrthum ist nicht wahrscheinlich, da die Jahresringe im Stamm dessen Alter ziemlich deutlich bestimmen. Ein anderer von Agassiz gemessener Riesenbaum hat nach seinem Ausspruche das Alter von 1810 Jahren. Das ehrwürdige Alter der größeren

Sequoias reicht unstreitig bis weit über Christi Geburt hinauf und bis über den Zeitpunkt, wo der Name Germania in der Geschichte vorkommt. Ihre Jugend fällt in die Zeit, als Moses gelebt haben soll und Salomo den Tempel in Jerusalem erbaute. —

Zum Erstaunen ist es, wie leicht man sich in der scheinbaren Höhe jener Baumkolosse, namentlich wohl infolge ihres ungeheuren Umfangs, täuscht. Wir hätten sicherlich keinen derselben nach seinem Aussehen auf höher als 200 Fuß geschätzt; aber die größten unter ihnen sind oft gemessen worden, und ihre Höhe ist so genau festgestellt wie die irgend eines ansehnlichen Bauwerks von der Welt. Die Dicke der Riesenbäume ist weit mehr in die Augen fallend als ihre Höhe. Die kleinere Sorte hat einen Umfang des Stammes von 28 bis 50 Fuß; die dickeren variiren von 60 bis 100 Fuß und darüber. Ihre faserige Rinde ist 12 bis 18 Zoll stark. Von der Größe dieser Bäume erhält man durch bildliche Darstellungen keinen rechten Begriff, da sie alsdann wie alle anderen Bäume aussehen; man stelle sich bekannte Bauten neben ihnen vor, und man wird ihre Größe besser würdigen. In Mariposa giebt es Dutzende von Riesenbäumen, welche eben so hoch und höher sind als Kirchthürme, die sich 250 Fuß erheben. Ein nicht übles Unternehmen ist es, sich am Fuße eines jener Waldkolosse auf den Rücken am Boden hinzulegen und langsam am Stamm emporzublicken, der sich dann wunderbar in die Länge ausdehnen wird. Das Aussehen der Sequoias, deren Stämme in fortschreitender Höhe viel weniger als es bei anderen Bäumen der Fall ist an Dicke verlieren, läßt sich passend mit mächtigen hellbraunen Säulen vergleichen, die zerstreut im grünen Urwald dastehen, denn das ist die Farbe ihrer Rinde. „Es ist, als ob sie Sonnenschein in das Urwaldsdunkel brächten," hat ein Amerikaner poetisch gesagt. Ihre Zweige sind aber nicht so malerisch wie die von anderen Nadelhölzern und haben etwas Massiges, Gedrungenes. Oft haben die Aeste, von denen die niedrigsten in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß aus dem Säulenstamm herauswachsen, die Mächtigkeit von ganz ansehnlichen gewöhnlichen Bäumen. Die Wipfel sind nicht selten, vielleicht schon vor Hunderten von Jahren, von den über den Urwald hinbrausenden Stürmen abgebrochen, und viele Sequoias sind durch furchtbare Waldbrände versengt worden, was ihre Schönheit sehr beeinträchtigt.

Langsam reitet unsere Cavalcade mehrere Meilen weit durch den stolzen Urwald und staunt die bald näher bei einander, bald zerstreut darin stehenden hellbraunen Säulen der Riesensequoias an. Mitunter führt der Weg uns quer durch einen halbausgebrannten Mammuthbaum, durch den wir, aufrecht im Sattel sitzend wie durch einen hohen Thorweg hindurchreiten. Die größeren Sequoias tragen Namen, die, meistens in Goldbuchstaben, auf Marmortafeln am Stamm paradiren. Ohne Zweifel hat die Benennung dieser Bäume ihre Berechtigung, weil man sonst

nicht von ihnen im Einzelnen oder vergleichsweise zu reden vermöchte. Aber die Namen sind meistens sehr unglücklich gewählt. Reiche Emporkömmlinge unter den Amerikanern und eitle Yankee-Frauen, die sich gern verewigen möchten, bilden die Hauptmasse von Namen auf jenen Marmortafeln. Unter den Namen an den Mammuthbäumen bemerkte ich die der Eisenbahnmagnaten Scott und Stanford, den „Emperor Norton" (dieser, der bekannte in San Francisco residirende Kaiser der Vereinigten Staaten und Protector von Mexico, liegt finnreicher Weise auf der Erde), Fräulein Emma, Fräulein Mary, Brigham Young und seine Frauen u. s. w.

Jene Urwaldsriesen, welche zur Zeit der Pharaonen dem Boden entsproßten, mit solchen Namen zu taufen, ist entschieden lächerlich und die Benennungen nach Staaten wie Ohio, Illinois u. s. w., und selbst die „Drei Grazien", viel passender. Die letztgenannten drei, etwa 527 Fuß hohen prächtig schönen Bäume stehen in malerischer Gruppe nicht weit von einander.

Wir wollen nun diesem Vorhofe des Yosemite-Thales mit seinen tausendjährigen Baumkolossen Lebewohl sagen und auf einer sicheren, schönen Bergstraße, die an der Seite der dicht bewaldeten Gebirge durch malerische Gegenden zieht, uns nach dem Thale selbst begeben. Die Felsen und Bergrücken werden wilder, höher und romantischer, je mehr wir uns dem Ziele unserer Reise nähern. Unversehens gelangen wir auf ein hohes, felsiges Vorgebirge, den sogenannten „Inspiration Point", und von dort aus erschließt sich unserem staunenden Auge zum ersten Male das waldumgürtete Yosemite-Thal in seiner ganzen wilden Herrlichkeit. —

Dieser erste Blick in das etwa 7 Meilen lange und $^1/_2$ bis 1 Meile breite Wunderthal der Sierra Nevada ist unvergleichlich schön. Allerdings fehlen dem Bilde die Schneegipfel und Gletscher der Alpen, kein Vierwaldstätter See spiegelt neben malerischen Bergen anmuthige Städte und grüne Gelände in blauer Fluth uns entgegen; keine Rheinlandschaft mit Schlössern, Burgen und tausendjährigen Culturstätten entzückt hier das Auge. Vor uns haben wir nur wilde, großartige Natur. In wunderbar scharfen Contouren treten unter dem klaren wolkenlosen Blau des californischen Himmels die nackten ungeheuren Felswände von Yosemite wie eine lange Vista in mächtiger Doppelreihe uns entgegen: auf der Nordseite zuerst der graue El Capitan, eine breite, fast viereckige, senkrechte Granitmauer, die mit einem Flächenraum von beinahe einer Quadratmeile, direkt aus dem grünen Thalgrunde aufsteigt. Neben dem El Capitan schlängelt sich das 1000 Fuß hohe Silberband des Virgin's tears-Falls (Jungfrauenthränen-Falls) poetisch zwischen den Felsen herunter; jenseits desselben blicken hinter einander die orginellen Felshörner der three Brothers (drei Brüder) hervor, und im Hintergrunde steht der hellgraue, kuppelförmige, himmelanstrebende Norddom. Dem El Capitan gegenüber wallt der Bridal-Veil-Fall (Brautschleier-Fall) zwischen grünen Tannen zauberisch in den tiefen Thal-

grund hinab, die Granitzacken und schroff aufsteigenden Klippen der Kathedral-Felsen und -Thürme und des einer riesigen Warte ähnlichen Sentinel-Rock bilden auf der Südseite die hervorragendsten Punkte einer scharf crenellirten Felslinie, welche ihren Abschluß in der dem Norddom gegenüberliegenden kolossalen Halbkuppe des Süddoms findet. Alle jene Felsgipfel erheben sich von beinahe 3000 bis zu 5000 Fuß über das Yosemite-Thal, das seinerseits 4060 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Zwischen diesen großartigen Granitbauten schlängelt sich der Merced wie ein Silberband durch ein grünes, herrlich bewaldetes Thal. Der Duft des Hochgebirges über den fernen Domen umhüllt dieselben mit magischem, durchsichtigem Schleier, während sich die näheren Granitmauern und Felshörner in scharfen Umrissen aus dem grünen Thalgrund emporbauen, — ein wunderbar großartiges Bild wilder Naturschönheit. Von dem himmelhohen Katarakte des Yosemite-Falls und den prachtvollen Vernal- und Nevada-Fällen erblickt das Auge nichts auf dem Inspiration Point; aber trotzdem bleibt dieser erste Blick in das Wunderthal der Sierra jedem Besucher desselben unvergeßlich, kein anderer vermag die Erinnerung daran zu verwischen. —

Die Zeit drängt und wir eilen weiter. Auf einem bequemen Fahrweg geht es nun nach dem Thalgrund hinab. Der Weg führt nach dem noch 4 Meilen entfernten Hôtel, unter der nackten Felsmauer des El Capitan hin, die sich in wahrhaft kolossaler Form 3100 Fuß lothrecht über uns emporbaut. In der Mitte der hellgrauen Granitwand befindet sich in ziemlich deutlichen Umrissen das natürliche Bild eines riesigen Mannes mit schwarzem, fliegendem Haar und ernst thalaufwärts blickendem Antlitz. An dieses Bildniß, das jeder Vorüberpassirende, auch ohne viel Phantasie leicht erkennt, knüpft sich eine interessante indianische Sage. Der indianische Name des El Capitan ist Tutokanula, der zugleich als der Herrscher des Thales gilt. Lange ehe die Bleichgesichter ins Land gedrungen waren — so erzählt die Sage — lebten hier die Rothhäute, für deren Unterhalt Tutokanula väterlich sorgte, in friedlicher Abgeschiedenheit. Aber ihr Glück nahm ein Ende, als die liebliche Göttin Tissaak dem Tutokanula auf dem Gipfel des damals noch nicht gespaltenen Süddoms erschienen war und jenen zu sich winkte. Der nur noch an Liebesfreuden denkende Tutokanula verbrachte fortan all seine Zeit in der Nähe der reizenden Tissaak, er kümmerte sich nicht mehr um die Menschen und ließ die Ernten aus Mangel an Regen verderben, so daß eine Hungersnoth im Thale unausbleiblich schien. Das weiche Herz der Göttin ward jedoch von dem Elend der verhungernden Indianer gerührt, die sich, um Rettung flehend, an sie gewandt hatten. Sie riß sich aus den Armen des Tutokanula und rief den Großen Geist um Hülfe an für ihr Volk. Er zersplitterte den Süddom und ließ die Fluthen des Hochgebirgs durchs Thal rauschen, Regen strömte vom Himmel, die Ernten waren gerettet und alle Angst vor der Hungersnoth hatte ein Ende. Tissaak aber, die sich dem Großen

Geiste als Opfer dargebracht hatte, war auf immer verschwunden. Als Tutokanula seinen Verlust entdeckte, verließ auch er das Thal, wo er ohne seine Geliebte nicht



In Californien: Das Yosemite-Thal.

länger leben wollte. Ehe er fortging, meißelte er noch ihr Antlitz in die Felswand des zerborstenen Süddoms (wo dasselbe in schwachen Umrissen zu sehen ist) und sein

eigenes mächtiges Bildniß in die Granitmauer des El Capitan, von wo aus es immer noch ernst und traurig thalaufwärts, nach der ehemaligen Wohnung seiner verschwundenen Göttin hinüberblickt. —

Im Yosemite-Thale werden die Sagen der Urbewohner und die Namen, welche sie allen hervorragenden Felsen und Katarakten gegeben haben, fortleben, wenn der letzte von den Rothhäuten längst verschwunden sein wird. Yosemite bedeutet auf indianisch „der große graue Bär". Der dem El Capitan schräg gegenüberliegende Bridal-Veil-Fall wird von den Indianern Pohonó, d. h. der Geist der bösen Winde, genannt. Keine Rothhaut wagt sich gern dorthin, und Niemand von ihnen würde um alle Schätze der Welt eine Nacht am Katarakte verbringen. Die durch die herabstürzenden Fluthen in seiner Nähe stets heftig erregte Luft scheint den Indianern voll böser Geister zu sein.

Die Entdeckung des Yosemite-Thales im Jahre 1851 hatte schrecklicher Weise die fast gänzliche Vernichtung der dort wohnenden Indianer zur unmittelbaren Folge. Eine Abtheilung Milizen und Grenzler verfolgte eine Schaar vor ihnen flüchtender Rothhäute, die sich des Pferdediebstahls und Mordthaten an einigen Minern schuldig gemacht hatten, bis in ihre damals noch unbekannte Bergfeste und tödtete den ganzen Stamm bis auf einen kleinen Ueberrest. Die letzte Schlucht, in welcher die Indianer Schutz suchten und wo die meisten von ihnen niedergemetzelt wurden, führt noch heute den Namen „Indian Canyon". Durch ihre ungezügelte Raubgier und Mordlust hatten die Rothhäute selbst das Verhängniß gegen sich heraufbeschworen, — einen Feind, der kein Erbarmen kannte. Fürwahr ein wehmüthiger Gedanke, daß sich die Entdeckung des herrlichsten Felsthales in der Neuen Welt mit dem tragischen Untergange seiner alten Bewohner verknüpfen mußte! Heute sieht man nur noch wenige Indianer im Thale, kaum ein paar Dutzend, die vom Fischfang leben und in ihrer zerlumpten Kleidung einen traurigen Eindruck hinterlassen. Noch wenige Jahre und dieser kleine Rest des einst zahlreichen Yosemite-Stammes wird verschwunden sein; keiner wird alsdann noch die Geister am Pohonó fürchten und Tutokanula's Riesenbild wird vergebens von der Felsmauer des El Capitan nach den alten Bewohnern des Thales ausschauen.

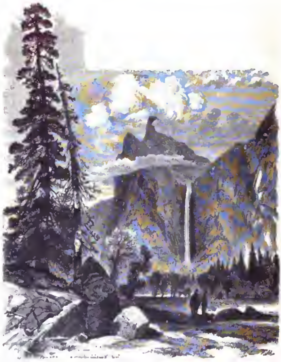
Der Bridal-Veil-Fall (Brautschleierfall), den wir bei unserem Eintritt ins Yosemite-Thal ganz in der Nähe sehen, wird oft als der Staubbach der Sierra Nevada bezeichnet. Aber er ist weit wasserreicher und viel imposanter als sein Bruder in den Alpen. Die Höhe der beiden Wasserfälle ist fast dieselbe; der Staubbach ist 925, der gegen 70 Fuß breite Brautschleierfall 940 Fuß hoch. Während der Staubbach seine weiche milchige Fluth unaufhörlich über den Abhang in die Tiefe drängt, nur als ein diamantener Sprühregen die grünen Matten des Lauterbrunnerthals erreicht, rast der Pohonó mit donnerndem Brausen auf mächtige Granitblöcke in den waldum-

gürteten Thalgrund herunter. Wie leuchtende Raketen schießen die Fluthen hier und da aus dem vom Winde zertheilten Katarakte herab, der, aus der Ferne gesehen, einem riesigen silberdurchwirkten wehenden Schleier ähnlich ist — daher sein Name. Wenn die Sonne am hohen Nachmittage einen farbigen Bogen auf die sprühenden Fluthen des herrlichen Wasserfalls malt, über den sich die 3750 Fuß hoch ansteigenden Granitgipfel der sogenannten „Drei Grazien" (Three Graces) stolz erheben und auf die der kolossale El Capitan ernst hinüberschaut, so ist das ein Gesammtbild von wunderbarer, wilder Schönheit, gegen welches das des Staubbachs fast unbedeutend erscheint.

Wie wir am grünen Ufer des etwa 70 Fuß breiten klaren Merced zwischen zerstreut wachsenden Eichen und prächtigen Coniferen langsam weiterreiten, begrüßen uns zunächst an der Rechten die 2660 Fuß hoch aufstrebenden kolossalen Mauern der Kathedrale, neben deren steilen Klippenwänden zwei isolirte, sich ca. 500 Fuß über das Felsgesims erhebende Granitpfeiler (die Kathedral-Spires, d. i. Kirchthürme) seltsam in die Lüfte ragen. Dann treten uns an der Nordseite die 4300 Fuß hohen schrägen Gipfel der Three Brothers entgegen (von den Indianern die Pompompasus, d. h. die sprungfertigen Frösche, genannt), die aussehen, als ob sie jeden Augenblick in das Thal herabstürzen könnten, zu rechter Hand der furchtbar steile Sentinelfels, von den Indianern Loya, d. h. Schildwache, genannt. 3270 Fuß baut er seinen obeliskähnlichen Granitgipfel, der oben nur 300 Fuß breit ist, über das grüne Thal empor, das zu seinen Füßen mit prächtigen 150 bis 175 Fuß hohen Fichten geschmückt ist. Hinter dem Loya liegt die hellgraue Kuppe des 4500 Fuß hohen Sentineldoms.

Aber mehr noch als vom gewaltigen Sentinelfels wird das Auge von dem in drei Cascaden herabstürzenden Yosemite-Fall (2634 Fuß) gefesselt, dem höchsten bekannten Wasserfall auf der Erde. Unter den Fällen der Schweiz kommen nur die bei Reichenbach ihm an Höhe ziemlich nahe; aber es sind dies sieben aufeinanderfolgende unterbrochene Cascaden, keine von ihnen kann sich im entferntesten an Wasserfülle und Größe mit dem oberen Yosemite-Fall messen. Dieser ist 1600 Fuß hoch, oben einige 30 Fuß breit, und erweitert sich nach unten bis auf 300 Fuß. Der durch einen Felsenvorsprung von ihm getrennte mittlere Fall ist 600 Fuß hoch und stürmt über eine steile, rauhe Granitfläche herab, der untere, gleich auf ihn folgende, macht seinen Riesensprung von 434 Fuß direct in den Abgrund. Der obere Yosemite-Fall schwebt wie der Brautschleier-Fall im Winde hin und her. Sein laut hörbares Brausen und der Anblick der gleichsam vom Himmel herabstürzenden mit unzähligen blitzenden Tropfen und Wassergarben sich drängenden Fluth gab den schroffen Contouren der umliegenden Granitgipfel ein lieblicheres Aussehen, denen ohne den riesigen Katarakt gleichsam das pulsirende Leben fehlen würde.

Im Thale drunten — in den vom Merced-Fluß durchzogenen Hainen — entstanden in den letzten Jahren mehrere vorzügliche und wohlfeile Hôtels, in deren bestem wir unser Absteigquartier nehmen. Die mit jedem Jahr zunehmende Zahl der Besucher ließ sogar in diesem, inmitten der wilden Sierra verborgenen Thale östlichen Comfort entstehen, der sich in vortrefflicher Kost, einer schönen Badeanstalt, guten Schlafzimmern und eleganten Parlors äußert. Touristen-Cavalkaden von Herren und Damen

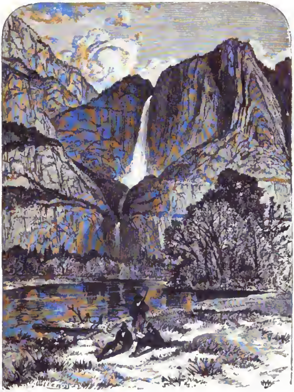


Im Yosemite-Thal: Der Brautschleier-Fall.

jagen häufig auf den nunmehr vielbetretenen Wegen vorüber. Spaziergänger kommen und gehen, und man könnte sich in der That ebenso gut in einen Kurort der Schweiz versetzt fühlen, wie hierher, eine Stelle die 7000 Meilen von der letzteren entfernt liegt.

Wir benutzen die letzten Stunden des Tages zu einem Besuche des nur eine halbe Wegstunde vom Gasthause entfernten unteren Yosemite-Falles. Durch einen

idyllisch grünen Thalgrund mit herrlicher Aussicht auf den großen Katarakt, den Nord- und Süddom, die Granitzacken des gewaltigen Loya und der Kathedral-Felsen und -Thürme führt der Weg über eine Brücke des Merced und durch ein Stück Wald von Weiden, canadischen Pappeln, Fichten, Eichen und rothstämmigen Manzanitabüschen an ein reizendes, lauschiges Plätzchen, mit bunten Wiesenblumen



Im Yosemite-Thal: Die großen Yosemite-Fälle.

geziert, wo der große Yosemite-Fall aus der Ferne das Orchester in grandiosem Stil aufführt. Das dort sich kesselartig erweiternde Felsthal macht mit seinen nackten zackigen Gipfeln den Eindruck, als befänden wir uns auf einer grünen Oase inmitten eines ungeheuren ausgebrannten Kraters.

Der von einem Sprühregen umgebene, auf mächtige Granitquadern aus einer Höhe von 434 Fuß herabstürmende untere Yosemite-Fall giebt ein prachtvolles Bild

des entfesselten Elements, das wir zu betrachten nicht müde werden. Von einem Punkte aus gesehen, scheint der untere Fall mit dem oberen eine ungeheure Linie von 3000 Fuß hoch herabtobenden Wassern zu sein, und hier überraschen uns die in Menge wie blitzende Raketen durch den Wasserschwall gleichsam vom Himmel herabsausenden getrennten Fluthengüsse, wie wir dieselben bereits am Bridal Veil bewunderten. Dieses eigenthümliche Schauspiel hat seine Ursache in der Cohäsion des aus so bedeutender Höhe herabfallenden Wassers. Beim Herunterstürzen setzen jene Raketenströme, die einander förmlich zu jagen scheinen, ihre Flucht in die Tiefe als getrennte Caskaden fort, ehe sie sich in weißen Schaum auflösen und ganz in einander verschmelzen. Das Getöse des Katarakts ist nicht dem Donnern eines Gewitters, sondern eher dem Niederprasseln von Schloßen auf Dächern ähnlich; mitunter nimmt das Geräusch bedeutend an Heftigkeit ab, bis es, auf's Neue anschwellend, wie das dumpfe Brausen eines durch den Urwald rasenden Orkans erschallt. —

Am folgenden Morgen unternehmen wir vor Allem einen Ausflug nach dem wildromantischen Tenaya-Cañon, um dort am sogenannten Mirror-Lake (dem Spiegelsee) die Sonne aufgehen zu sehen. Am Eingange des Cañon hält der aus hellgrauem Granit bestehende 3725 Fuß hohe Norddom (indianisch Tokoya) majestätisch Wacht, an dessen unterer Felswand sich mächtige, concentrisch geformte Bogen, die Royal-Arches, wie die 2000 Fuß hohe gewaltige Washington-Säule emporbauen. Der dunkelgrüne Mirror Lake (von den Indianern Awiya genannt), welcher jedoch mehr den Namen eines Teiches als den eines Sees verdient, liegt am Grunde des senkrecht gegen das Thal abfallenden Süd-Halbdoms (4990 Fuß) und ist von Sträuchern und hohen Bäumen malerisch umgeben, die sich mit den naheliegenden steilen Granitgipfeln in seiner stillen Fluth klar wiederspiegeln. Am frühen Morgen ist der Reflex seltsam scharf. Von hier aus gelangen wir nach kurzem Ritt zu dem Vernal- und Nevada-Fall. Diese zwei prächtigen Wasserfälle bildet der Merced am oberen Thalende, das sich vom Tenoya-Canyon in südöstlicher Richtung abzweigt. Der Yosemite- und der Brautschleier-Fall werden von Bergströmen gespeist, die von Norden und von Süden her das Hauptthal im rechten Winkel treffen. Der Weg nach dem Vernal-Fall führt durch einen dicht bewaldeten Thalgrund, unter der mächtigen Felsmauer des Glacier Point und am Ufer des sich über gewaltige Granitquadern brausend herabtummelnden Merced hinauf. Nach rechts hin schließt die Schlucht mit einem steilen Felsen ab, über den sich ein 600 Fuß hoher Wasserfall, der „South Fork Katarakt", hinabstürzt. Wir folgen jedoch dem brausenden Merced aufwärts nach der Felswarte des Mount Broderick hinüber. Die Fichten, welche sich hier und da an den himmelhohen Felswänden eingenistet, haben dort augenscheinlich eine zweifelhafte Existenz, und es ist wunderbar, wie sie es möglich machten,

an den schroffen Abhängen Fuß zu fassen. Von unten sehen die höher stehenden Bäume wie ganz kleine Tannenreiser aus, die an den Felshängen festkleben.

Am „Recordhouse“, so benannt nach einem glatten Felsen, der die Rückwand eines Zimmers bildet, wo Touristen, die sich gern verewigen möchten, ihre Namen hinzukritzeln pflegen, gehen wir eine kurze Strecke zu Fuß in die Schlucht des Merced, um den berühmten Vernal-Fall in Augenschein zu nehmen. Dieser wunderbar schöne Wasserfall, von den Indianern „Piwaak“, d. h. der Katarakt der blitzenden Krystalle, genannt, stürzt sich, 400 Fuß hoch und 60 Fuß breit, über eine die Thalschlucht quer durchschneidende senkrechte Felswand in eine prächtig bewaldete Kluft donnernd hinab. Auf seiner grünlichen Fluth spielt im Sonnenlichte ein kreisrunder, bunter Regenbogen, dessen immer wechselnde, bald hellere bald verschwimmende Farben wie in einem Kaleidoskop bald erlöschen bald sich neu beleben. Die den waldigen Thalkessel einschließenden und ihn hoch überragenden Felswände bilden einen Rahmen zu dem wilden Katarakte, wie er romantischer kaum gedacht werden kann. Nur eine kurze Strecke reiten wir auf schmalem Saumpfade höher ins Gebirge hinauf, als uns plötzlich der etwa eine halbe englische Meile oberhalb des Vernal-Falls 700 Fuß über eine schräge Felswand herabstürzende mächtige Nevada-Fall in großartigem Panorama entgegentritt. — Ein steiler, sich volle 2000 Fuß über das Thalniveau erhebender Granitkegel, die „Freiheitsmütze“ (Cap of Liberty — ein von Amerikanern sehr bewunderter Name) genannt, steht links nahe an dem prächtigen Wasserfall, und der dem Matterhorn an Gestalt ähnelnde riesige Halb-Süddom ragt mit seinen nackten, hellgrauen Felswänden nicht weit von der „Freiheitsmütze“ himmelan: ein grandioses Bild, dessen Vordergrund ein prächtig bewaldeter Thalkessel bildet.

Von dem Nevada-Fall rast der Merced zwischen glatten an dreißig Ellen breiten Granitplatten in furchtbarer Eile (250 Fuß Fall auf die Strecke von einer halben englischen Meile) thalab, als sehnte er sich danach, beim Vernal-Fall seinen zweiten Riesensprung zu machen. Wir überschreiten den wilden Bergstrom auf einer aus rohen Fichtenstämmen erbauten primitiven Brücke, ehe wir Snow's Gasthaus, das auf einem Felsplateau am Fuße des Cap of Liberty-Felsgipfels erbaut ist, erreichen, um dort unser Nachtquartier zu nehmen und noch einmal den majestätischen Anblick des Wassersturzes beim abendlichen Mondlicht zu genießen. Wir bedürfen der Ruhe, denn der folgende Morgen ist dem Besteigen der acht Meilen von Snow's Gasthaus entfernten Cloud's Rest (Wolkenruhe) gewidmet.

Cloud's Rest, 6450 Fuß über der Thalsohle und 10,510 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, ist der höchste Berggipfel in der Umgebung des Yosemite-Thales. Wir befinden uns hier in einer schrecklich öden Gebirgswüste, in deren Mitte sich das aus mächtigen halbverwitterten Granitquadern aufgebaute Felsgerüste der Wolkenruhe wie eine natürliche Festung erhebt. Die fast wie von Menschenhand auf-

gehäuften Felsplatten geben dem Grat, der sich wie ein Vorgebirge weit hinausthürmt, eine seltsame nie gesehene Gestaltung. Vor Jahrtausenden, als hier noch der ewige Schnee sein Reich hatte, muß die Aussicht von diesem isolirten Felskamme eine ähnliche wie die vom Gornergrat gewesen sein. Aber jetzt fehlt ihm die winterliche Pracht, welche das Panorama von jener Hochwarte der Alpen so ergreifend macht. Das Bett des von kolossalen Felshängen eingeschlossenen riesigen Gletschers, der sich in längst vergangener Zeit am Fuße der Cloud's Rest hinzog, ist jetzt von dem lebendigen Eisstrome verlassen; die gespaltene Kuppe des gewaltigen Süddoms trägt heute nicht wie das Matterhorn einen blitzenden Eismantel: nackt und aller Vegetation bar, strebt sein bis vor Kurzem noch nie von Menschen betretener grauer Granitgipfel himmelan. Die Merced Range der Sierra Nevada, vom Mount Clark und den Minarets bis zum Mono Paß und Mount Hoffman, läßt den Beschauer kalt, mit ihren grauen, nur hier und da mit spärlichen Schneefeldern und dünnen Fichtenwäldern bedeckten Abhängen und kahlen Gipfeln, ja selbst der von ihr herüberblinkende Spiegel des Tenaya-Sees vermag nicht die Einförmigkeit dieses dabei doch großartigen Panoramas zu mildern. Die anderen in der Riesenrundschau hervortretenden Berge sind heute keine leuchtenden Schneegipfel mehr, wie die Monte-Rosa-Kette, sondern nackte Granitkuppen, wie z. B. der kuppelförmig gestaltete 5600 Fuß aufsteigende Mount Starr King, und das grüne Yosemite-Thal liegt in zu weiter Ferne, um dem todten Bergpanorama Anmuth zu verleihen.

Die bisher geschilderten Naturschönheiten sind die besuchtesten und anziehendsten Punkte des Yosemite-Thales; allein demjenigen, dem genügend Zeit zur Verfügung steht, bietet die Umgebung des Thales bis weit hinaus in die Berge und Schluchten der sagenhaften, romantischen Sierra Nevada ein reiches Feld von seltenen Genüssen. Wir selber müssen das Thal verlassen.

Auf steilem Saumpfade reiten wir in langer Reihe langsam an der Südseite des Thales bergan, blicken von dem 1800 Fuß hohen Felsvorgebirge des Union Point hinunter auf die uns lieb gewordenen, unter parkähnlichen Baumgruppen liegenden Gebäude, und erreichen endlich nach zweistündigem Ritt den Gipfel der sich 3700 Fuß jäh über den Thalgrund erhebenden Felswand des Glacier Point, auf dessen breitem Plateau ein herrliches Fichtenwäldchen steht. Die Aussicht von diesem erhabenen Standpunkt ist nächst der vom Inspiration Point unstreitig die großartigste über das Yosemite-Thal. Von einer überhängenden Felsplatte sehen wir direct unter uns in das Thal hinab, ohne die zu unseren Füßen aufstrebende gewaltige Felswand erblicken zu können. Wie auf einer Landkarte liegt das grüne Thal mit seinen ganz zierlich scheinenden Bäumen, Wiesen, Anlagen und Häusern tief unter uns, durchschlängelt von dem hellen Bande des Merced und umschlossen von den gewaltigen hellgrauen Felswänden und himmelanstrebenden Domen. Wie ein kleiner Spiegel blinkt der

Mirror Lake zu uns herauf aus dem Waldesgrün. Gerade uns gegenüber schwebt der große Yosemite-Fall wie ein im Winde flatternder Silberschleier an der mächtigen Felswand hin und her, und von rechts herüber grüßen uns die scheinbar dicht über einander liegenden, weiß schäumenden Katarakte des Vernal- und des Nevada-Falls aus einem anmuthigen Thalgrund, auf den die in duftiges Gewand gehüllte hohe Warte von Cloud's Nest aus weiter Ferne herabblickt. Es ist dies ein Panorama, wie es kaum ein zweites ihm ähnliches in der weiten Welt gibt: jener idyllische Thalgrund, umrahmt von den stolzen Granit-Mauern und -Domen, geschmückt mit den herrlichsten Wasserfällen!

Da die Legislatur des Staates kürzlich eine bedeutende Geldbewilligung zur Herstellung eines prächtigen großen Hôtels im Yosemitethal und schöner Anlagen gemacht, so wird die Beliebtheit der „Californischen Schweiz" als Zielpunkt der Sommertouristen noch zunehmen, um so mehr, als auch eine Bahn bis in's Thal gebaut werden soll.

---

10. Im nördlichen Californien.*)

Während die von San Francisco nördlich liegenden Küstencounties Lake, Mendocino, Humboldt — die beiden letzteren mit schroffen Gebirgen und kostbaren Rothholzwaldungen, — sowie das minenreiche Trinity noch keine Eisenbahnverbindung besitzen, führen in das Innere von Nordcalifornien, durch das circa 200 Meilen lange Sacramentothal in nördlicher Richtung, zu beiden Seiten des Sacramentoflusses, sogar zwei Eisenbahnen, die sich in Tehama, etwa 100 Meilen nördlich von der Stadt Sacramento, an die der Vollendung nahe Oregonbahn anschließen. Vor uns dehnt sich bei einer Bahnreise nordwärts von Sacramento das weite gleichnamige Thal mit seinen 5 Millionen Acres fruchtbaren Landes aus, östlich begrenzt von der Sierra Nevada, westlich von dem Küstengebirge. Beide Ketten sind von den, ungefähr die Mitte des Thals durchschneidenden Bahnstrecken aus sichtbar, in weiter Ferne die Schneekuppen der Sierra Nevada, und in unmittelbarer Nähe die lachenden Thalgründe, bestreut mit breitschattigen immergrünen Lebenseichen, zahlreichen Ansiedelungen und Dörfern, in dem schön profilirten Gebirgsrahmen ein überaus fesselndes Landschaftsbild. Nur fehlt es noch an hinreichender Bevölkerung, und wo jetzt noch vorwiegend die berühmten Riesenweizenfarmen nach dem Raubbausystem betrieben werden und unabsehbare Viehweiden sich noch

*) Von Theodor Kirchhoff und Paul Oeker in San Francisco.

ausdehnen, da werden im Laufe der Zeit vielleicht Hunderttausende fleißiger Farmer, Obstzüchter, Weinbauer, bei der großen Fruchtbarkeit des Landes und rastlosen Triebkraft des winterlosen Klimas glückliche Heimstätten und gedeihliches Fortkommen finden. Von gleicher Wichtigkeit für die stetig zunehmende Einwanderung und Ansiedlung, wie für das Sacramentothal selbst, sind die dasselbe östlich besäumenden „Foothills", oder Vorberge, die westliche Basis und die Gehänge der Sierra Nevada. Diese besitzen bis zu einer Höhe von 1500 bis 2000 Fuß über dem Meeresspiegel fast die gleiche Temperaturhöhe wie die Thallagen, ja im Winter noch wärmere Temperatur als jene, und überdies hinlänglichen Wasserreichthum. Der Boden ist hier wie in einem großen Theil des Sacramentothals von ziegelrother Farbe, reich an Eisentheilen und überaus productiv. Millionen Goldes sind in der Aera der Goldentdeckung Californiens bis auf die neueste Zeit aus diesem Boden gewaschen worden. Ueberall ist hier historischer Boden. Lag doch zwischen Sacramento und Marysville, unweit der ersten Stadt, das alte Fort des geborenen Badensers General Sutter, des Mitentdeckers der Goldminen; und unfern Marysville, 50 Meilen nordwärts, sieht man heute noch Sutter's Farm und die von ihm gepflanzten mächtigen Feigenbäume. Im Thale wie in den Foothills wächst das prächtigste Obst, und die Hügellehnen ergeben die schönsten und ertragsreichsten Weinberge des Staates.

Doch nicht allein mit Tröstungen auf die Zukunft braucht sich der vorüberziehende Tourist hier zu begnügen. Das beinahe 9000 Einwohner zählende Marysville, an dem Feather- und Yubaflusse gelegen und gegen das durch früheres hydraulisches Miniren verursachte Austreten der Wasser durch hohe Dämme festungsartig umwallt, die älteste Stadt des Thals, erinnert mit vielen schönen Orangen- und Palmenbäumen an Los Angeles. Die alte Goldstadt Oroville östlich in den Foothills ist gleicherweise von halbtropischen Obsthainen ganz überwuchert. Und das reizende Chico etwas weiter nördlich birgt sogar eine echt fürstliche Herrschaft, General Bidwell's herrlichen Rancho Arroyo Chico, das großartigste, schönste Gut Californiens und der Stolz des Staates, der sich mit den reichsten Gütern Europa's zu messen vermag. Und von Jahr zu Jahr verschönert und vergrößert sich dieses, über 23,000 Acres umfassende Rittergut, wovon der größere Theil sich in höchster Kultur befindet. Dieser Riesenrancho erstreckt sich von den Foothills östlich bis zum Sacramentoflusse westlich. Gegen 1300 Acres sind mit Obstbäumen und Weinbergen bepflanzt, die ein ungeheures Einkommen gewähren. Hier findet man fast alle Früchte und Nüsse der tropischen oder halbtropischen Länder: Orangen, Citronen, Oliven, Persimons, Pfirsiche, Pflaumen, Birnen, Aepfel, Aprikosen, Zwetschen, Mandeln, Englische Wallnüsse, Pecannüsse, Italienische Kastanien 2c. Kleinobst, wie Erdbeeren, Brombeeren, Himbeeren u. s. w., wird ebenfalls in Hülle und Fülle gezogen.

Aus den Bidwell'schen Obstplantagen gelangten im Vorjahre folgende Fruchterträge auf den Markt: 98,000 Pfund Kirschen, 100,000 Pfund Aepfel, 36,000 Pfund Aprikosen, 150,000 Pfund Pflaumen, 50,000 Pfund Pfirsiche, 14,000 Pfund Zwetschen, 55,000 Pfund Birnen, 45,000 Pfund Weintrauben, 60,000 Pfund Rosinen, 30,000 Pfund Brombeeren, 58,000 Pfund Mandeln 2c. 2c.

In den weiter nördlich gelegenen Counties muß der Reisende allerdings noch auf die Annehmlichkeiten einer Fahrt mit der Eisenbahn Verzicht leisten. Statt des eisernen Rosses, welches sonst fast überall in Californien längst ein alter Bekannter geworden, ist der Reisende dorthin auf die primitive Reisekutsche, die „Stage-Coach“ angewiesen, falls er es nicht vorzieht, sich mit einem Reitpferde zu versehen oder seine Wanderung zu Fuß anzutreten, welche letztere Art der Fortbewegung hier zu Lande jedoch ein Privilegium der biederen Goldgräber zu sein scheint und fast nie von Touristen angewandt wird.

Zwei Straßen führen von dem nördlichen Endpunkt der California- und Oregon-Eisenbahn (derzeit Delta) nach der alten Minenstadt Yreka (Weirika), im äußersten Norden des Staates gelegen; die directe nördliche Linie läuft das obere Sacramento-Thal hinauf und am Fuße des Mount Shasta vorüber, die westlichere durch das Trinity-Thal, über Jones und die Scott's Gebirge. Es wäre schwer zu sagen, welcher von diesen Linien der Vorzug an Schönheit gebührt, denn beide sind reich an wunderbar pittoresken Landschaftsbildern.

Der Reisende, welcher die zuerst genannte Route wählt, hat vom Sacramentofluß aus einen überaus prachtvollen Anblick der Sierra Nevada, wo der über 11,000 Fuß hohe „Lassen's Butte“ sich mit blendend weißer Kuppe mächtig in den blauen Aether erhebt und mit seinen gleichfalls schneebedeckten niedrigeren Gebirgsausläufern ein wahrhaft schweizerisches Bild giebt. Der breite Sacramentostrom, dessen von waldigen Ufern eingeschlossene meilenlange Ansicht von jenem prächtigen Bilde des californischen Hochgebirges in weiter Ferne querüber abgeschlossen wird, tritt bei Redding dann in die große Thalebene, welche seinen Namen führt.

Die erste Tagereise bis zur Mündung des Pitt River, des größten Nebenflusses des Sacramento, führt durch die nördlichen Ausläufer jener Thalebene. Jenseits des Pitt-Flusses beginnt eine Gebirgsstraße, die an wilder Schönheit ihresgleichen sucht. Bergauf und bergab jagt die Reisekutsche, zuerst am Ufer des Mc. Cloud-Flusses entlang, eines Bergstroms, der in rasender Eile innerhalb gewaltiger nackter Sandsteinmassen im felsigen Bette hinbraust. In seinen klaren Gewässern ist in den letzten Jahren die künstliche Fischzucht in großem Maßstabe mit Erfolg eingeführt worden. In den Fischbrutanstalten werden meistens Indianer beschäftigt, welche jenem Geschäfte mit großer Umsicht und Zuverlässigkeit obliegen. Am jenseitigen Ufer des Mc Cloud-Flusses liegen mehrere Indianerdörfer in romantischer Umgebung,

und leichte Canots schaukeln sich, an Weiden befestigt, in der klaren Fluth. Es ist erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit die Indianer in diesem reißenden Gewässer ihre gebrechlichen Boote handhaben, man sollte glauben, daß ein Canote keine Minute in den tosenden Wasserwirbeln vor dem Umschlagen geschützt werden könnte.

Auf gewundener Bergstraße, bald nahe am Ufer, bald auf der Höhe entlang, geht die Fahrt weiter, am linken Ufer des Sacramento hinauf, der seine wilden Fluthen brausend und schäumend daherjagt. Oft führt die Straße dicht an steilen Abhängen hin, an deren Rande das muthige Sechsgespann sorglos fort galoppirt. Für Reisende mit schwachen Nerven wäre diese Stagefahrt allerdings nicht sehr empfehlenswerth, denn ein Blick in die felsige Tiefe, in welche ein Fehltritt der Rosse das Gefährt rettungslos hinabreißen würde, zeigt uns die Größe der drohenden Gefahr. Nebenbei sind kleine Schießaffairen zwischen den bis an die Zähne bewaffneten Schatzagenten der großen Transport-Gesellschaft „Wells, Fargo & Compagnie" und den Straßenräubern in dieser Gegend durchaus keine Seltenheit. Obgleich die Reisenden nur in seltenen Fällen von den Banditen ausgeplündert werden, welche es meistens nur auf die von den Minenplätzen nach den Eisenbahndepots in den „Stages" beförderten Goldtransporte abgesehen haben, so ist doch ein derartiges Rencontre nicht gerade angenehm.

Bei der Weiterfahrt entzücken den Reisenden die prächtig bewaldeten pittoresken Bergzüge, welche gleich jenseits des Flusses aufsteigen, während der „Mount Shasta" mitunter sein Silberhaupt über die grünen Baumwipfel in den blauen Aether emporhebt. Zahlreiche Lachswehre liegen im Flusse, an dessen Ufer sich hin und wieder eine alte Goldwäscherei zeigt. Die Fernsichten in das dichtbewaldete Felsthal des Sacramento sind oft von geradezu entzückender Schönheit, wenn die Straße eine höher gelegene Felsenbank erklimmen muß, während der wilde Bergstrom in der Tiefe zwischen mächtigen Steinblöcken tost und schäumt.

Eine herrliche Gebirgsscenerie überrascht den Reisenden etwa fünfzig englische Meilen von Yreka, wo sich die vielgezackte Felsmasse des Castle-Rock am jenseitigen Ufer des Sacramento imposant emporbaut. Die vielfach zerklüfteten schwarzen Felszacken zeigen uns ein Bild schauerlicher Zerstörung, als hätte ein gewaltiger Blitzstrahl das Gebirge dort zerrissen. Das Auge wird nicht müde, jene riesige zersplitterte Felsenburg zu betrachten und die kolossalen Mauern anzustaunen, welche von ihr aus in den wild daherbrausenden Sacramento abfallen. Die majestätischen Fichten, welche die Höhenzüge auf beiden Seiten des Flusses krönen, geben dem Bilde einen Rahmen, wie er herrlicher nicht gedacht werden könnte.

Einige Meilen weiter gelangt die Straße in einen dichtbewaldeten, hochromantischen Thalkessel, in welchem mehrere eisenhaltige Sodaquellen liegen. Ein daselbst errichtetes ansehnliches Gasthaus findet im Sommer viele Besucher, welche Mineral-

wasser trinken und in dieser herrlichen Gebirgs- und Waldgegend umherschwärmen. Mitten durch den Thalkessel fließt der Sacramento, hier ein schäumender, direct vom Mount Shasta herkommender Bergstrom, der im jugendlichen Uebermuthe mit seinen krystallhellen Fluthen thalab eilt.

Durch eine romantische Waldgegend weiter rasselnd, erreicht die Stagekutsche acht engl. Meilen von dort das „Hôtel Mount Shasta", ein von Touristen viel besuchtes Gasthaus, das nur sechs englische Meilen vom Fuße jenes prächtigen Schneebergs entfernt liegt. Der alte Bergriese, gewöhnlich Shasta Butte genannt, welcher uns schon öfters auf unserer Fahrt mit seinem schneeigen Haupte begrüßt hat, präsentirt sich hier plötzlich in aller Majestät. Ein Gebirge für sich, kolossal in den Aether empor strebend, den breiten Gipfel von riesigen Schneefeldern umkränzt und den Fuß von dunklen Urwaldungen umschlungen, die sich bis zur Schneegrenze emporziehen, steht der gewaltige Bergkoloß vor uns da, — der Stolz Californiens. 14,440 Fuß über den Meeresspiegel erhebt sich sein breiter Gipfel. Die relative Höhe des Mount Shasta, d. h. die über unserem Standpunkte, beträgt mehr als elftausend Fuß, ist also fast dieselbe wie die des Mont Blanc über Chamouny. Die isolirte Lage des Shasta Butte läßt diesen aber weit imposanter als den Mont Blanc erscheinen. Zur linken Hand ist unter seinem Gipfel eine Gebirgsmasse wie eine gewaltige Bastion gleichsam aus dem Berge herausgewachsen, — der sogenannte Krater. Eine breite Schneemulde verbindet den Krater dieses erloschenen Vulkans mit dem höchsten Gipfel, von dem sich eine lange gezackte Linie von schwarzen Felsen wie ein Riesenpfad am Bergabhange herabsenkt.

Den Anblick des nahen Shasta Butte muß der Reisende, welcher die Straße über Fort Jones und das Scott-Gebirge einschlägt, entbehren, denn er kann den gewaltigen Schneeriesen von dort aus nur gelegentlich und in größerer Ferne gewahren. Aber kaum minder schön sind daselbst die herrlichen Wald- und Gebirgslandschaften am Trinity-Fluß, einem wilden Bergstrome, der durch malerische Thalgründe seinen Weg nimmt. Ich möchte die dortige Scenerie mit der sächsischen Schweiz vergleichen, während die Umgebungen des Mount Shasta mehr den gewaltigen Charakter einer Alpenlandschaft tragen.

Die Stadt Yreka, der Ausgangspunkt beider Stagelinien, ist immer noch der Hauptminenplatz im nördlichen Californien, obgleich gegenwärtig nur noch ein Schattenbild seiner ehemaligen Größe. Der Goldertrag der dortigen Placerminen, welcher zur Zeit des Glanzes etwa acht Millionen Dollars pro Jahr betrug, hat sich auf kaum eine halbe Million Dollars im Jahr reducirt; die Stadt selbst, welche nur zwölf Mal seit ihrem Bestehen fast total niederbrannte, gewährt jetzt einen traurigen Anblick. Nach den großen Feuersbrünsten von 1852 und 1854, bei denen sogar die eben angekommenen und kaum von den Packthieren abgeladenen Waaren-

güter mitten in der Straße verbrannten, entstand Yreka jedesmal schnell wieder aus der Asche; im letzten Decennium wurden dort aber nach einer Feuersbrunst jedesmal nur die nothwendigsten Gebäude wieder aufgebaut. Der früher hier concentrirte Handel hat sich nach vielen neueren kleinen Minenplätzen vertheilt, die Miethe ist auf ein Zehntheil ihres früheren Betrags gefallen, Grundbesitz findet kaum noch Käufer zu wahren Spottpreisen. Unter den etwa anderthalbtausend Bewohnern sind die langzöpfigen Chinesen besonders stark vertreten, ein sicheres Zeichen, daß der Platz auf dem Aussterbeetat steht. Wenn die Weißen eine californische Minenstadt zu verlassen beginnen und John Chinaman dort einzieht, so sind die Aussichten auf eine Erneuerung der „guten Zeiten" dort sicherlich unter Pari angelangt.

Die eigentliche Goldgrube von Yreka, das berühmte Yreka Flat, ein ausgedehnter Minengrund in unmittelbarer Nähe der Stadt, wo in früheren Jahren Goldstaub im Werthe von durchschnittlich hundert Dollars aus einer Wagenladung Erde gewonnen wurde, sieht wie eine unterst zu oberst gekehrte Sand- und Steinwüste aus, sie ist mehr als zwanzig Mal überarbeitet worden. Diese Goldlager wurden von Fuhrleuten, welche ihr Vieh auf dem ehemaligen Wiesengrunde grasen ließen, zufällig entdeckt. Ein besonders hungriger Ochse soll einmal dort ein ganzes Grasbündel ausgerissen haben, dessen Wurzeln voll von Goldkörnern hingen, die lieblich in der Sonne funkelten. Jetzt durchwühlt hier und da ein vereinzelter Chinese diese verarmte Goldwüste und begnügt sich mit dem Ertrage von einem oder von anderthalb Dollar pro Tag.

Von dem Bilde der Zerstörung auf dem Yreka Flat und den verwahrlosten Geschäftsstraßen der alten Goldstadt sind es nur wenige Schritte nach den Nebenstraßen, wo die freundlichen Privatwohnungen stehen, welche meistens den verheerenden Feuersbrünsten entgangen sind. Vor jedem dieser ländlich-hübschen Häuser liegen reizende, mit weißen Stacketen umgebene Blumengärten, voll von blühenden Rosensträuchen, prachtvollen Georginen und hundert anderen Blumen; Weinreben mit saftigen Trauben beladen, ranken an den Birnbäumen empor; auf den von Epheu und anderen Schlingpflanzen umkränzten Verandas hängen niedliche Käfige, in denen Kanarienvögel ihr lustiges Liedlein singen; die reinlichen Wege sind von prächtigen Laubbäumen beschattet: — das Ganze ein Culturbild, wie es der Besucher am wenigsten an einem solchen Orte erwartet. Die verschiedenartigsten Bilder drängen sich in dieser Minenstadt durch einander. Hier ein vom Feuer verheerter Stadttheil mit geschwärzten Ruinen, neuen Bretterschuppen, die sich an die stehen gebliebenen Steinmauern der ausgebrannten Häuser angesiedelt haben, verbogene eiserne Thüren und Fensterläden, Schutt und Trümmer in chaotischem Durcheinander; dort die idyllischen Privatwohnungen und dicht dahinter die wüsten „Goldplacers"; verfallene Gebäude und elende chinesische Waschhäuser neben eleganten „Stores"; in den Straßen Kauf-

leute und Fremde in modischen Stadtkleidern und sonnverbrannte Miner, kräftige Gestalten, in Blousen und rothen Hemden und breitkrämpigen Hüten, große Frachtwagen, welche Waarengüter mitten in der Straße abladen. —

Eine staubige Stagekutsche, „Jones Flat and Yreka" steht in flammenden Lettern darauf gemalt, jagt die Straße entlang und hält vor dem „American Hôtel". Hier ist ein Schauspiel, wie es eben nur eine echte Minenstadt vor Augen führt! Der Wagen ist innen und oben mit Goldgräbern überfüllt, Weiße und Chinesen durcheinander, und die auf dem hohen Kutschendache zwischen den Postsäcken und Gepäck Sitzenden lassen die Beine seitwärts herunterbaumeln; der Staub liegt fingerdick auf den Kleidern und Gesichtern der Neuangekommenen. Bald ist die Stage von einer dichten Menge der Stadtbewohner umlagert. „Hatto, Chartey! Struck it rich?" — „Wat's the news in the diggings, Jimmy?" — „How goes it, Bob?" — etc., so ungefähr lautet der gewöhnliche Gruß. Die wilde Gesellschaft springt vom Wagen, Postsäcke werden herabgeschleudert, bestaubte Koffer unsanft auf die Erde gesetzt, und aus der Stage kommen alte Mantelsäcke, Bündel von Wolldecken, Flinten, Pistolen u. s. w. zum Vorschein, als wäre ein Trödlerladen und ein Arsenal zugleich darin verladen, — während einzelne Glückliche, von Freunden umgeben, mit ihren schweren Goldtaschen an dem Arm langsam die Straße entlang schlendern. Hier tritt einer von jenen wild aussehenden, vom Glücke gesegneten Minern in ein elegantes Schenklocal, — tractirt sofort alle Anwesenden und ruft, da die Gesellschaft ihm nicht zahlreich genug ist, noch ein Dutzend Fremde von der Straße herein; das Gläschen, die Cigarre je einen Viertel-Dollar, dabei Champagner für Jeden, der ihn trinken mag! — Wie gewonnen, so zerronnen! —

Während so die Zeit zerstörend über die alternde Goldstadt hinweggeschritten ist, welche nur noch gelegentlich ihre glänzende Vergangenheit, wie in dem soeben gezeichneten Bilde, wieder vor den Blicken des Beschauers aufthut, ist die Natur dort, wo der Mensch nicht in ihr Heiligthum eingedrungen ist, dieselbe geblieben; in derselben Majestät schaut der Silberdom des Shasta in die herrliche Landschaft hinaus, wie die ersten Goldjäger ihn bewunderten, als sie sich, einer wilden Hochfluth ähnlich, über das Land ergossen, dasselbe zu Geröll und Schutt zerwühlend.

Von einem östlich in der Nähe von Yreka liegenden Berge hat man eine großartige Rundschau auf den Shasta Butte und seine Umgebungen, ein Panorama, welches von ergreifender Schönheit ist, und, namentlich beim Sonnenuntergange, einen unauslöschlichen Eindruck auf den Beschauer zurückläßt. Eine weite Landschaft, Shasta Valley, übersäet mit grünen Hügeln, dehnt sich im Vordergrunde aus, jenseits derselben zieht sich eine lange Kette von malerischen Bergzügen hin, unter denen der Schneeriese Shasta Butte sich gewaltig, wie ein Herrscher, himmetan emporthürmt. Fünfundvierzig englische Meilen liegt der Koloß von jenem Aussichts-

punkt, obgleich die Entfernung kaum halb so weit erscheint. Um seinen Fuß haben mächtige Urwälder einen dunkelgrünen Mantel geschlungen. Der dieser Richtung direct zugewendete breite Kratergipfel wird von der Hauptkuppe des Silberdomes hoch überragt, — ein wunderbar großartiges Bild! — Zu beiden Seiten des Mount Shasta liegen niedrigere, nur hier und da mit Schneefeldern gekrönte Bergzüge, die sich nach rechts und nach links in weitem Halbbogen erstrecken; eigenthümlich geformte Gipfel darunter der einer Pyramide ähnliche „Kleine Shasta" und der hochaufstrebende, dicht bewaldete „Zuckerhutberg".

Unter den Strahlen der sinkenden Sonne kleidet sich das Prachtpanorama in Violett und Purpur. Der Gipfel des Shasta Butte ist noch von röthlichem Schimmer übergossen, wenn sich die niedrigeren Berge und weiten Thalgründe bereits in die Schatten der Nacht gehüllt haben. Wahrlich! Californien hat ein Recht dazu, stolz zu sein auf seinen silbernen Shasta, der wie ein König in blitzendem Geschmeide an der Nordmark des Goldstaates thront. Seine unterirdischen Feuer sind längst erloschen und keine Lavaströme rollen mehr von dem gewaltigen Krater verheerend ins Flachland herunter. Aus nie versiegenden Schneequellen sendet er jetzt nur brausende Fluthen herab, die der derzeitigen Ackerbauperiode Californiens zu unschätzbarem Segen gereichen, und durch eines der reichsten Thäler auf diesem Continente meerwärts nach Süden, nach dem fernen „Goldenen Thore" von San Francisco strömen.

11. Monterey.*)

Nicht groß ist die Zahl der Seebäder an der Küste des Stillen Ozeans, die sich alle auf den californischen Ufersaum beschränken. Aber es giebt wenige an der Atlantischen Küste, die sich mit den wundervollen Meeres-Baien und -Buchten des Goldstaates zu messen vermögen, deren größter Vorzug ohne Frage darin besteht, daß zwischen ihrer Winter- und Sommer-Temperatur nur wenige Grade Differenz sind, und manche — wie beispielsweise Monterey, — sich vom Januar bis December fast ununterbrochenen Besuches erfreuen. Ist doch der Winter, abgesehen von etwas kühleren Nächten und gelegentlichen Regen-Tagen, nach denen die Natur in neuer Glorie prangt, ebenso schön, wie der Frühling oder Sommer. Kein Eis, kein Schnee deckt Land und Binnengewässer, keine wilden Orkane umtosen diese halbmondförmigen Buchten, die Natur stirbt nicht in den ewigen Blumen-Gärten und Rosen-Parks, und stolz wehen im Januar, wie im Juli die immergrünen Wipfel klassisch schöner Pinien

*) Von Paul Oeker.

und die schattigen Kronen breiter Lebenseichen unweit des sonnenbeschienenen Strandes des blauen Oceans!

Unter den wenigen Seebädern Californiens: Monterey und Pacific-Grove an der Bai von Monterey; Santa Cruz, Aptos und Camp Capitola an der Bai von Santa Cruz; Pescadero in San Mateo County; Santa Monirca, Los Angeles County, — ist Monterey, 125 Meilen südlich von San Francisco, das schönstgelegene, das fashionabelste und komfortabelste: das „Newport" der Pacific-Küste, wie es gleichfalls das amerikanische „Mentone" für die Winter-Saison ist. Das Floridaer Küsten-Klima mit seinem 45 bis 50 Zoll Regenfall von November bis April muß vor diesem nur 12 bis 14 Zoll alljährlich erhaltenden sonnigen, trockenen Klima der Bai von Monterey die Segel streichen, und selbst Mentone bleibt mit seinen Witterungs-Ziffern hinter Monterey zurück.

Monterey ist seit langer Zeit wegen seiner gleichmäßigen Temperatur und kräftigenden Luft rühmlichst bekannt, wurde es doch schon vor 115 Jahren von den spanischen Franziskaner-Missionären besiedelt. Die Regentage im Winter kommen nur spärlich; kaum ist die Wolkenspende gefallen, so lacht die Sonne wieder warm und strahlend aus heiterem Himmel, und es giebt nur wenige Tage im December, Januar, Februar, die der schwächste Patient nicht im Freien zuzubringen vermag. In dieser Thatsache allein, in der Einathmung so warmer, reiner, stärkender Luft im Freien, bei mehr oder minder Sonnenschein das ganze Jahr über, der Erlösung aus der durch Heizung verschlechterten, abgesperrten Stubenluft liegt schon das bedeutsamste Moment der Heilung.

Außerdem ist Monterey einer der schönsten Orte Californiens, — mit seiner wunderbaren Bai, der Fernsicht auf den unermeßlichen Ocean, reizenden See- und Fluß-Partien und Canyons, malerischen Gebirgszügen, schroffen Riffen und Vorgebirgen, lachenden Thälern und fruchtbaren Ebenen, mächtigen Eichen- und Cypressen-Hainen, alten spanischen Ruinen und historischen Reminiscenzen, und — last, but indeed not least, — dem palastartigen Kur-, Winter- und Sommer-Hôtel del Monte. Stolz ragen die Thürme desselben empor aus einem herrlichen, recht südlich gemahnenden Natur- und Kunst-Park, dessen Rosen-Parketts, Blumen-Arabesken, lauschige Bosquets und labyrintische Irrgänge in Cypressen-Pflanzungen, Spielplätze für die große und kleine Jugend (vom Lawn-Tennis bis zu Kegelbahnen), Rennbahn, schattige Gänge, Klubhaus, Bogen-Schießstand, Terrassen, Durchsichten, Lagune mit Fahrzeugen, und viele andere Annehmlichkeiten im Winter, wie im Sommer eine Fülle von Genüssen bieten, wie unter gleichen klimatischen Bedingungen wohl kein anderer Ort in Amerika. Kein Wunder daher, daß fast allwöchentlich im Mittwinter Extra-Fahrten von Boston an der unwirthlichen atlantischen Küste direkt bis Del Monte (dies gleichzeitige Bahn-Station) an der winterlosen pacifischen Küste unternommen werden, und Hunderte von Winter-Flüchtlingen aus allen Gegenden des Ostens, Nordens und Mittel-Westens daran Theil nehmen.

Del Monte ist einfach eine fürstliche Schöpfung, — das Hôtel, die Anlagen, die Bade-Einrichtungen am Strande, die Wasserleitung vom Gebirge, die Fahrwege auf zwanzig Meilen in der Runde, — all das zusammen hat bis jetzt ein paar Millionen Dollars verschlungen. Und zwar sind es die Eisenbahn-Fürsten der Pacific-Küste, die Millionäre der Süd-Pacificbahn, die im Interesse des Bahnverkehrs diese wunderbaren Anlagen ins Leben gerufen haben, und die Leitung des großartigen Ganzen von einer ihrer Zweig-Gesellschaften, der „Pacific Improvement Company", besorgen lassen. Immer weitere Strecken des Hôtel-Parks werden von deutschen Landschafts-Gärtnern zu den kunstvollsten Partieen gestaltet, oder neue Rosengärten hervorgezaubert, oder kostbare bunte Blumen-Teppiche und Arabesken gewoben. So sind diese Anlagen, der Stolz und Ruhm Del Monte's, ein Blumen-Paradies, ein Triumph der Landschafts-Gärtnerei, wie er in solcher Vollkommenheit nur in einem halbtropischen Klima möglich ist. Während an sonnigen Tagen die Farben-Harmonieen der ganzen Umgebung das Auge und die Seele entzücken, sind die Mondscheinnächte unter den hohen, an Italien und Griechenland gemahnenden Pinienkronen, durch deren geheimnißvolles Dunkel die Sternenpracht dieses südlichen Himmels bezaubernd herabstrahlt, und in dieser berauschenden, reinen Luft, in der man des Daseins ganze Wonne zu athmen vermag, von einer träumerischen Poesie, die uns der nüchternen amerikanischen Alltags-Wirklichkeit weltenweit entrückt!

Nie werde ich den überwältigenden Eindruck vergessen, den ich wieder kürzlich bei einem Besuche Del Montes beim Eintritt in das Hôtel erhielt. Eine Lichterfülle strahlte uns aus der mächtigen Vorhalle entgegen, und ein Schönheitskranz junger Californierinnen in reichsten Abend-Toiletten, die Freunde und Verwandte aus San Francisco erwarteten, umringten die Ankömmlinge. Blumenduft, Kerzenglanz, herrliche Frauen, elegante Räume, — gewiß ein bestechendes Ensemble, eine wohlthuende Abwechselung von der staubigen Schnellfahrt in noch so bequemem Waggon!

Das Innere dieses Muster-Hôtels läßt uns gleich seinen Charakter als Familien-Quartier im angenehmen Kontrast zu den großen Karawansereien Saratoga's im Osten erkennen. Wie die amerikanische „Bar" sich in einem eigenen Gebäude im Garten befindet, so haben auch die Damen, ebenso wie die Herren, von sämmtlichen gemeinschaftlichen Hôtelräumen Besitz. Selbst in der Office sitzen und promeniren sie; im Lesezimmer, im Billardzimmer nehmen sie an den Spielen Theil, während im schönen, großen, geschmackvollen Parlor und Musikzimmer am Samstag Abend „Soiree Musicale" ist, mit mehr oder minder freiwilligen Beiträgen, woran sich dann oft in einem besonderen, prachtvollen Ballsaal ein gemüthliches Tanzkränzchen schließt.

Das Hauptereigniß jedes Morgens ist natürlich das Seebad, und die Beach, der Strand, bildet das allgemeine Pilgerziel für Jung und Alt, männlich und weiblich. Doch der größere Theil unserer Najaden und Tritonen tummelt sich nicht draußen

im offenen Reiche Vater Neptuns, sondern zieht den am Strande errichteten, überdachten, bequemen Bade-Pavillon mit seinen vier großen Schwimm-Bassins vor, von denen zwei oder drei vermittelst eines überaus praktischen Röhren-Systems und Dampf-Apparats gerade genug erwärmt sind, um eine angenehm laue Temperatur des frisch eingepumpten Seewassers auf gleichmäßiger Wärme-Höhe zu erhalten. Auch Einzel-Badezellen sind vorhanden. Die Einrichtung des Pavillons ist elegant und geschmackvoll. Tropische Gewächse umlauben die Wände, und für jede nur denkbare Bade-Bequemlichkeit sind Vorkehrungen getroffen. Das zuschauende Publikum ist nicht minder zahlreich vertreten, als das badende. Die Schönen im Hôtel, die wir gestern Abend in feinster Toilette bewunderten, plätschern heute zu Dutzenden, in weniger kleidsamen Büßer-Gewändern, welche dennoch manche Reize entschleiern oder ahnen lassen, in den grünen Fluthen, ihren Anbetern Gelegenheit bietend, sie in verschiedenen Kostümen kennen zu lernen, was die schöngestaltete Californierin ja ungestraft thun kann.

Das Programm für den Nachmittag ist vor Allem „die Ausfahrt" über eine etwa 18 Meilen lange Strecke auf prächtiger Chaussee, eigens für diesen Zweck hergestellt, und ein Terrain, das immer noch zur ungeheuren Domäne der Herrschaft Del Monte gehört. Der Weg führt uns zuvörderst durch die sich jetzt auch allmählich modernisirende alte spanische Stadt Monterey mit ihren historischen Adobe-Bauten, an den Strand, dann wieder durch dichte Waldungen nach dem „Pacific Grove Retreat". Dies ist eine ganz eigenartige Anlage, eine Zeltstadt im Walde, ursprünglich ein frommes Methodisten-Camp oder Feldlager, wo sich aber auch „Heiden" den Sommer über aufhalten dürfen, wenn sie sich nur hübsch sittsam betragen und besonders öffentlich sich geistiger Getränke enthalten. Denn strenge Temperenz-Prinzipien sind in dieser Sommerstadt mit circa 2000 Einwohnern und regelmäßigen Straßen-Anlagen, eingeführt, obwohl gewiß Niemand darnach schnüffelt, was in verschlossenen Koffern in das Innere der niedlichen Leinwandhäuschen geschmuggelt und dort zum Durstlöschen vertilgt werden mag. Sonst geht es hier sehr ehrbar und tugendsam her, Tanz und Lärm sind verpönt, nur fromme Weisen ertönen des Abends durch die Waldstille, keine weltlich frivolen Charaktere dürfen ihren Launen freien Lauf lassen, und Nacht-Patrouillen durchstreifen die Avenuen und halten Wacht, daß keine profanen Eindringlinge den Schlaf der gerechten Methodisten-Jungfrauen zu stören wagen. Trotz all' diesen Beschränkungen dürfte sich für einen stillen Landaufenthalt zu mäßigen Preisen hier gute Gelegenheit bieten, denn der weite Seestrand liegt vor, und der große Wald hinter dem „Grove", das Klima ist kühl und angenehm, und prächtige Ausflüge lassen sich von hier in die interessante Umgegend unternehmen.

Bald gelangen wir im Lauf unserer Ausfahrt wieder an die Seeküste, sehen im Ocean die Pelikan-Felsen aus schäumender Brandung aufragen, machen bei

Point Pinos, einer schroffen Felsspitze, eine Biegung, die Bai von Monterey verlassend, und fahren jetzt nahe dem Strande des offenen Oceans grad südwärts. „Moß-Beach“, so genannt wegen der farbenbunten feinen spitzenartigen Seemoose, die man nebst buntschillernden großen Avallona-Muscheln hier findet, ist der nächste Punkt von Interesse. Noch eine kleine Bucht, wieder ein Stück Waldfahrt und wir befinden uns am berühmten „Cypreß-Point“, einem wild romantischen Fleck und schroffem Fels, jäh in's Meer abfallend, von tosender Brandung umspült, und gekrönt von den Monterey-Cypressen in gebogener, phantastischer, durch die Oceanwinde gestalteter Form, mit dachartig breitem Wipfel, gleich riesigen Regenschirmen, die der Sturm gefaßt und nach oben umgestülpt. An diese Cypressen-Vorposten schließt sich landeinwärts ein großer Hain, dessen an geschützten Stellen stehende, meist moosverschleierte Bäume dagegen von edelgeformter Regelmäßigkeit und Geradheit schöner aufwärts streben, als jene. Diese Cypressus makrokarpa — „mit großen Früchten“ — ist von der orientalischen Cypresse Italiens wesentlich verschieden. Sie erreicht oft einen Umfang von über 18 Fuß — 5 bis 6 Fuß vom Boden gemessen, — und kommt in Amerika nur im kalifornischen Küstengebirge südlich von San Francisco und in Unter-Kalifornien vor.

Südlich von Cypreß Point bieten sich einem Maler bei hellem Wetter und blauem Himmel manche interessante Vorwürfe für Marine-Studien. Abermals eine Biegung auf diesem halbinselartigen Landvorsprung, und die liebliche kleine blaue Carmel-Bai liegt vor uns, während die felsigen Spitzen von Point Lobos und das kühn geschwungene Profil der Sierra Santa Lucia am fernen Horizonte auftauchen. Drüben in den Hügeln aber liegt die Carmel-Mission, die 115 Jahre alte Kirche und Stiftung der Entdecker und frühen Erforscher dieses Landes, der Franziskaner-Padres, die erst vor Kurzem ihre Renaissance gefeiert hat.

Dies führt uns in die historische Vergangenheit von Monterey zurück. Das moderne Monterey mit seinem Hôtel Del Monte bildet zu längst vergangenen Tagen einen ebenso starken Kontrast, wie das heutige Newport mit seinem Kasino. Newport stand bereits vor 200 Jahren in Blüthe und war das erste Seebad dieses Kontinents. Monterey war die erste Hauptstadt Californiens und das erste Seebad in früher Zeit auf dieser Seite des Kontinents. Das Haus, in dem Washington und Rochambeau 1780 sich begegneten, steht noch wohlerhalten in Newport; ein Kreuz, 1769 errichtet von Gouverneur Portala, befindet sich heute noch in Monterey nahe der Stelle, wo ein Jahr später die spanischen Missionäre, die muthigen „Pilgerväter“ der Pacific-Küste, landeten. Das Gotteshaus, in welchem Berkeley 1725 in Newport predigte, steht noch unverändert; die Adobe-Kirche Monterey's, in der nur 50 Jahre später, Padre Junipero Serra die Hochmesse celebrirte, ist heute noch in Brauch nachdem sie vor einem Jahre zur Feier des hundertjährigen Todestages Serras, dessen Gebeine dort beigesetzt, wieder aus einer Ruine zu festem Gefüge ausgebessert worden

Doch die früheste Geschichte Monterey's greift noch weiter zurück. Nachdem der kühne spanische Seefahrer Juan Rodriguez Cabrillo schon in 1542 diese Küste umsegelt, erschien im December des Jahres 1602 zum zweiten Mal ein spanisches Schiff in diesen Gewässern. Der Befehlshaber desselben, Don Sebastian Vizcayno, landete in der Bai von Monterey, mit zwei Priestern und seinen Soldaten, pflanzte die Fahne seines Landes sowie ein großes Kreuz am Strande auf und ließ im Schatten einer mächtigen Lebenseiche vor einem improvisirten Altar Messe lesen. Diese Stelle taufte er Monterey (auf Deutsch „Königsberg" oder „Königshain") zu Ehren von Gaspar de Zuniga, Grafen von Monte Rey, dem damaligen Vicekönig von Mexiko und Veranstalter dieser Expedition. 167 Jahre vergingen nach Vizcayno's Besuch, ehe wieder der Fuß eines Weißen den Boden Montereys betreten sollte, und zwar gelangte zuerst hierher, im Jahre 1769, Gouverneur Portala auf einer Forscher-Expedition, und zum zweiten Male im darauf folgenden Jahre, wieder zu Land, diesmal im Interesse der Gründung einer Missions-Station. Acht Tage später traf zu Schiff Padre Junipero Serra, der neue Präsident sämmtlicher Californischen Missionen in Monterey ein.

Am 3. Juni 1770 gründete Vater Serra die San Carlos- oder Carmelo-Mission, von den 21 Missionen Californiens die zweite, dem Datum der Errichtung nach, während San Diego die erste gewesen. Es war ein edler Bau von großartigen Dimensionen, mit zwei imposanten Kuppelthürmen, von dem heut nur ein kleinerer Theil wieder hergestellt ist, mitten in einer lieblichen Landschaft und üppig fruchtbaren Gefilden, die bewässert vom Karmelfluß, in kurzer Zeit die herrlichsten Früchte trugen. Die zeitliche Wohlfahrt der Mission erreichte im Jahre 1825 ihren Gipfelpunkt. Damals bezifferte sich das Eigenthum der rührigen Padres auf 90,000 Rinder, 50,000 Schafe, 2000 Pferde, 2000 Kälber, 370 Joch Ochsen, Waaren im Werthe von $ 50,000 und über $ 40,000 in Silber. — 1835 ließ der Kongreß der unabhängigen mexikanischen Republik dieses Eigenthum, wie alle andern Kirchengüter in Californien, konfisciren, und die Missionen, die frühesten Kultur-Stätten des Goldlandes, waren dem Verfall preisgegeben. Im verwitterten alten Friedhofe der Mission ruhen die Gebeine von fünfzehn Gouverneuren der Provinz und des Staates. Monterey war die Hauptstadt von Alta California während der mexikanischen Aera, und blieb es in den ersten Jahren der amerikanischen Okkupirung bis 1849, wo Californien die Würde eines Mitgliedes der Union erhielt, und die Hauptstadt verlegt wurde. Das letzte politische Ereigniß von Bedeutung, das in Monterey stattfand, war die Abhaltung des Konvents, der die Verfassung des Staates Californien entwarf, — worauf die alte Adobe-Kapitale in das süße Nichtsthun versank, aus dem sie erst wieder der Pfiff der Lokomotive und der Bau des modernen Kur-Hôtels Del Monte weckte. —

12. Bilder aus Süd-Californien.

Vielleicht giebt es irgendwo auf der weiten Erde ein Land, das an Schönheit und mannigfacher Abwechselung jener Strecke von Süd-Californien gleichkommt, welche sich zwischen San Francisco und der „Stadt der Engel" ausdehnt, und allmählig vom Stillen Ocean zu den schneegekrönten Ketten der Sierra Nevada emporsteigt. Aber hier auf dem Kontinent von Nordamerika ist dieses Land einzig. — In wenigen Minuten hat unser großes prachtvolles „Ferry Boot", der „Oakland" auf der Fahrt dahin die Bai von San Francisco gekreuzt, und während wir am jenseitigen Ufer landen, zeigt sich uns noch ein letzter Ausblick auf diese Metropole des Stillen Oceans und die schmale Meeresstraße, welche zum „Goldenen Thor", der Einfahrtspforte in den Ocean führt. Hier in Oakland besteigen wir den Zug der Südpacificbahn, um durch das Gartengebiet von San Mateo, Santa Clara und San José, die berühmten Quecksilbergruben von Neu-Almaden zur Seite lassend, nach dem weiten Thal des San Joaquin-Flusses zu fahren. Der erste Theil der Reise nach Süd-Californien ist allerdings nichts weniger als entzückend, denn das weite, an zweihundertfünfzig englische Meilen weite Thal ist flach wie ein Tisch und dabei trotz der berühmten Fruchtbarkeit des Bodens auch so vollständig baumlos, als läge es nicht auf der Westseite der Sierra Nevada, im goldenen Lande, sondern als bildete es einen Theil der großen amerikanischen Wüste, östlich der genannten Felsengebirgs-Kette. Der wunderbare pacifische Baumwuchs, der ja in den berühmten Wäldern von Mariposa und Calaveras die höchsten und mächtigsten Bäume der Welt aufzuweisen hat, verlangt hier die höheren Regionen des Berglands. In der Tiefebene, welche wir eben durchfahren, eine Art kalifornischer Puszta, vermag er sich nicht zu entfalten. Auch von der sprichwörtlichen Fruchtbarkeit des San Joaquinthales bekommt der Reisende während des größeren Theils des Jahres nur wenig zu sehen. Gegen Osten zeichnen sich in weiter Ferne die scharfen schneebedeckten Gebirgszacken der Sierras ab, und im Westen erheben sich die dunklen Massen des Monte Diablo, sowie der „Coast Range", die uns auf dem ganzen Wege bis nahe Los Angeles begleiten. Wir passiren die Stationen Merced und Madera, von welchen aus man gewöhnlich die Reise nach den Wundern des Yosemite-Thales und der majestätischen Sierra Nevada unternimmt, und gelangen nach mehrstündiger Eisenbahnfahrt in die Ebene des Tulare-Sees, der indessen der öden Landschaft auch keinen höheren Reiz verleiht. In der langen trockenen Jahreszeit ist der über siebenhundert englische Quadratmeilen große See kaum mehr als ein ungeheurer Sumpf, dessen ihm entströmende Feuchtigkeit allerdings hinreicht, um wenigstens bei der Station Tulare ein paar Gruppen großer stattlicher Eucalyptus-Bäume zu erhalten. Nur wenige Meilen weiter südlich tritt die scheinbare Oede wieder unge-

schmälert in ihre Rechte, obgleich die Süd-Pacificbahn, auf welcher wir hineilen, hier das äußerst fruchtbare Gebiet des Kernflusses und Kern-Sees streift, welches, in wahrhaft großartiger Weise durch Kanäle, artesische Brunnen und Windmühlpumpen bewässert nächst der Mormonen-Oase am Salzsee vielleicht den größten aller bekannten Triumphe künstlicher Bewässerung darstellt.

Die bisher in blauer Ferne dämmernden Bergmassen der Sierra Nevada sind uns auf ihrer westlichen Schwenkung gegen den Stillen Ocean immer näher gerückt, und bald nachdem wir die Region des Kernflusses verlassen haben, müssen wir die Bergkette übersteigen, um in das jenseits derselben liegende eigentliche Südcalifornien zu gelangen. Wir stehen vor dem St. Gotthard Californiens, denn jenseits der Berge liegt das Land der Palmen und Orangen, das vielgepriesene Italien Amerikas. Die Sierra Nevada und die längs der Stillen Oceanküste hinziehende Coast Range treten hier dicht aneinander und bilden den felsigen Cañon des Tchachapi-Passes, den eigentlichen Abschluß des San Joaquin-Thales. Die Bahn steigt fast unmerklich aus der Tiefebene empor, führt durch den Cañon, später an Abgründen entlang, über Schluchten hinweg und durch eine Anzahl von Tunneln, unter welchen sich auch die bekannte Tchachapi-Schlinge, ein vollständiger Spiralentunnel nach Art des Gotthard-Tunnels, befindet.

Von der Höhe des Tchachapi-Passes haben wir den ersten Ausblick auf das subtropische Californien. Los Angeles County liegt vor uns, aber auch hier werden wir noch immer enttäuscht, wollten wir die subtropische Vegetation zu sehen verlangen, welche sich in Los Angeles selbst in solcher Ueppigkeit zeigt. Nur das milde Klima der Subtropen meldet sich sofort in seiner ganzen, allen Sinnen des Reisenden schmeichelnden Milde, und die verschiedenen mexikanischen Kaktusarten, sowie die stachlichen Yuca-Palmen treten immer zahlreicher auf. Die Atmosphäre ist von wunderbarer Klarheit; die fernen Schneeberge zeichnen sich scharf vom Horizont ab und gegen Süden und Westen schweift das Auge über braune, öde, sonnverbrannte Flächen von unmeßbarer Ausdehnung — die berüchtigte Mojavewüste. Drei lange Stunden durcheilt unser Zug dieses trostloseste Stück des „goldenen Landes" und die einzige Abwechslung, die sich hier zuweilen zeigt, sind die Fata morgana, die Wälder, Seen und Gärten, welche die Luftspiegelung über die heiße trockene Sandfläche hinzaubert. Am äußersten Westrande der Mojavewüste steigt der Zug mühsam über die Berge der Sierra San Gabriel und durcheilt dann donnernd die wilde Schlucht des Soledad-Passes abwärts nach Newhall, um einige Meilen weiter durch den 7000 Fuß langen San Fernando-Tunnel fahrend, auch die letzte der Los Angeles von der Wüste abschließenden Gebirgsbarrieren zu überwältigen. Jenseits des Tunnels liegt das vielgerühmte californische Paradies mit seinen Palmen-, Orangen- und Citronenhainen, seinen Obst- und Blumengärten und den blühenden, freundlichen

Städtchen Annaheim, San Gabriel, San Bernardino u. s. w. Der wichtigste Ort dieses Küstenstriches ist jedoch das Pueblo de los Angeles, die Stadt der Engel, unter welchem Namen die spanischen Jesuitenpadres im Jahre 1771 die hier errichtete Mission nicht dem Schutze eines einzigen Heiligen, sondern ganz gegen spanischen Brauch, gleich dem Schutz sämmtlicher geflügelten Heerschaaren empfahlen. Und diese Letzteren haben sich des in sie gesetzten Vertrauens in der That würdig erwiesen. Hunderte und Hunderte von kleinen und großen Orangenhainen, daneben Oliven-, Granaten-, Wallnuß- und Feigenpflanzungen, hin und wieder unterbrochen von dem rothbeerigen Pfefferbaum, der schlanken Fächerpalme oder gut tragenden Dattelpalmen, erheben sich überall, wo die nothwendige Bewässerung stattfindet, gleich saftgrünen Oasen aus der im Sommer kahl und braun gebrannten Ebene.

Und dennoch kann man nicht sagen, Los Angeles zeige sich dem von dieser Seite ankommenden Fremden in günstiger Weise. Man bekommt darin bei der Ankunft überhaupt nur wenig zu sehen, denn der Bahnhof und die sich ihm anschließende, hölzerne Vorstadt liegt ziemlich isolirt draußen auf der Ebene, wohin die Schönheit und Pracht des amerikanischen Nizza noch nicht gedrungen sind. — Anders ist es, wenn man von der Seeseite kommt, von dem etwa 24 englische Meilen entfernten Wilmington, dem Hafen von Los Angeles. Lange ehe man die letztgenannte Stadt erreicht, befindet man sich inmitten ihrer, von hohen Weidenhecken abgegrenzten Gärten und gewahrt mit dem freudigsten Erstaunen die dunklen Orangen-Alleen, die mit mattleuchtenden Früchten behangenen Granatgruppen, die Feigen- und Olivenbäume, die vereinzelten Palmen und die hohen, trotzig wuchernden Kaktusgruppen und vor allen Dingen die unabsehbaren Weingärten, von denen man sich von allen Seiten umgeben findet.

Das heutige Los Angeles zählt gegen 20,000 Einwohner. Ungeachtet der Eisenbahnen, der zahlreichen Neubauten und modernsten Anlagen, hat die Stadt doch etwas von ihrem spanischen Charakter bewahrt. Allerdings nur in ihrem ältesten Theil. Breite und unregelmäßige Straßen, lange, niedrige Adobehäuser mit flachen Dächern und hölzernen Vorbauten, geben demselben jenes Ansehen, welches uns in den Ortschaften des südlichen Arizona und Texas, in eine ganz neue Welt versetzt.

Dunkelbraune Kinder spielen in den sandigen Wegen; spanische Schilder — darunter eines, welches den Leichenbesorger unter dem wunderbar bezeichnenden Namen „Empresario" empfiehlt — markiren die Hütten der verschiedenen Handwerker; lebende Mumien von alten Senoras kauern neben ihrem schmutzigen Kram von Früchten, spanischem Pfeffer und mächtigen Zwiebeln. Ueber dem Allem die hellste Sonne und die grellste Beleuchtung, in welcher selbst die schwarze Gewandung einer vorüberschreitenden Nonne oder eines Padre zu dumpfem Grau wird. Wer Doré's Bilder zum „Don Quixote" kennt, würde sich durchaus nicht wundern, wenn, um-

geben von dieser Scenerie, plötzlich der hagere Ritter, seinen Unsterblichkeitsgefährten Sancho Pansa hinter sich, heran getrottet käme. Aber dies ist nur die alte Stadt. Sie verliert sich nach allen Seiten hin in unendliche Gärten, und es wäre ein hübscher Tagesspaziergang, sie in ihrer ganzen Ausdehnung zu umwandeln. Nach dem Bahnhof zu aber ist, wie schon gesagt, eine ganz neue, echt amerikanische Holz- und Ziegelstadt entstanden, und auch in der eigentlichen Stadt hat der „Americano" bereits auf Schritt und Tritt die einstige Alleinherrschaft des Adobe-Baues durch stattliche Fluchten eiserner und steinerner Bankgebäude, Handelshäuser, Hôtels und moderner Cottage-Bauten gebrochen. Und an diesem neuen Los Angeles, welches in dem alten auf- und darüber hinwegwächst, treten nicht nur englische, sondern auch zahlreiche deutsche Namen an die Stelle der spanischen, vollzieht sich namentlich in Betreff des ausgewanderten Germanen der Beweis, daß er auch hier, im Süden, ebenso gut gedeiht, wie im Norden, und daß der Weingarten und der Orangenhain Süd-Californiens ihm ebenso willig ihre Ernten bieten, wie das Kornfeld von Illinois und der Weizenacker von Dakota.

Der Weinstock hat im mittleren und südlichen Californien ein solches Gebiet üppigsten Gedeihens gefunden, daß man kaum begreifen kann, warum er hier nicht schon einheimisch war, ehe die Eroberung und die Civilisation der alten Welt von der californischen Küste Besitz ergriffen. Erst mit den Mönchen kam der Wein nach Californien, und zwar war es zunächst die Malagarebe, welche sie in ihren Missionsgärten pflanzten, weshalb auch die sogenannte „Missionstraube" in der That außerordentliche Aehnlichkeit mit der Malagatraube hat. Aber erst nach der modernen Eroberung Californiens durch die anglosächsische Civilisation kam der Weinstock zur richtigen Geltung, und fand rationellen Anbau sowie fachmännische Ausbeute. Ueber die Hälfte der achtzig Millionen Weinstöcke Californiens sind von jener Missionsrebe. Die von der Phylloxera und ähnlichen ungebetenen Gästen bisher verschont gebliebenen californischen Stöcke wachsen auf völlig ebenen Ackerflächen unaufgebunden, und erfordern reichliche Beschneidung. Läßt man sie sich frei entwickeln, so bilden sie in wenigen Jahren baumartige Stämme und jene riesigen Laubendächer, welche die Zierde jedes spanischen Gehöftes sind. Die mittelgroßen, lose sitzenden Beeren sind braunroth, mit flüssigem, wahrhaft honigsüßem Inhalt und das Getränk, das sie liefern, ist stark und feurig. Bis auf den allen amerikanischen Weinen anhaftenden Erdgeschmack erinnert der californische Wein lebhaft an die stammverwandten europäischen, nur daß sie noch viel reiner und unverfälschter sind, als die letzteren, denn bei solchen Rebenmassen würde selbst das billigste der Verfälschungsmittel theurer zu stehen kommen, als der reine Wein.

Die Stadt Los Angeles liegt reizend in einem Thale, umrahmt von hübschen Hügeln, denen entlang bereits die neuen Straßen des stets wachsenden Gemein-

wesens emporsteigen und deren Gipfel von prächtigen Villen und Gärten gekrönt sind. Uebrigens ist die ganze Stadt, mit Ausnahme einiger Geschäftsstraßen, ein einziger Garten, ganz wie Jacksonville in Florida oder wie das schöne italienische Bordighera. Während in der sommerlichen Dürre die Umgebung von Los Angeles in einförmiges Braun gekleidet ist, erblickt man selbst in der heißesten Zeit im Innern der Stadt frische Rasen, köstliche Blumen, immergrüne tropische Vegetation. Wo Schlingpflanzen einmal fest Wurzel gefaßt, dort wuchern sie auch ins Endlose fort, die Häuser oft über zwei Stockwerke mit dichten Epheu-, Geranium-, Heliotrop- und den buntfarbigen Fuchsiengewinden bekleidend. Auf den Vorplätzen oder am Straßensaume erheben sich hohe Oleanderbäume, Palmen, schattige Feigen- und schlanke australische Gummibäume. Mitten im Winter blühen im freien Rasen Kamelien und Jasmin, stehen mächtige Araukarien und Bananen in voller Pracht, erblickt man bunte große Schmetterlinge und graciöse Kolibris! Im Sommer bildet das nur 18 englische Meilen entfernte Seebad Santa Monica, an dem gleichnamigen prachtvollen Meerbusen gelegen, den beliebtesten Ausflug der Angelenos und ihrer Damen. Es findet dann regelmäßig ein Auszug im Großen nach den kühlen Seegestaden statt und in den von Sykomoren und Lebenseichen beschatteten, gegen die See zu sich öffnenden Schluchten sieht man oft ganze Zeltstädte, in welchen die genußsüchtigen Californier angenehme Tage und Wochen verleben.

Aber Los Angeles und der schmale Küstenstreifen im äußersten Südwesten des „goldenen Landes" bilden bei all dieser Herrlichkeit doch nur eine Oase am Rande jener ungeheuren Wüste, welche fast ganz Südcalifornien einnimmt. Setzen wir nämlich unsere Reise von Los Angeles mit der Süd-Pacific-Bahn weiter fort, so fahren wir schon 68 Meilen von der Stadt der Orangen und der Engel, nach Ueberschreitung des San Gorgonia-Passes in die Sahara des unteren Coloradoflusses ein, jenes ausgedehnten Sandbecken, dessen tiefste Einsenkung 300 Fuß unter dem Spiegel des nahen Stillen Oceans gelegen ist. Es bildet selbst einen Theil des großen Binnen-Salzsees, welcher einstens Nevada und Utah bedeckte und dessen Reste die Salzseen des nördlichen Utah sind.

Die aus einigen Bretterverschlägen gebildete Station, bei welcher die Bahn den tiefsten Punkt dieser Depression erreicht, hat den Namen „Dos Palmas" erhalten, der Ort der „zwei Palmen". Das einzige, was hier eine Ideenverbindung mit Palmen herzustellen vermöchte, wäre die Herbeiziehung des Lessing'schen Wortes, „daß Niemand ungestraft unter Palmen wandelt". Denn einen übleren Ort „zum Wandeln" als diesen Erdfleck und seine Umgebung wird man sich thatsächlich kaum wählen können. Zwar sind mit der Vollendung der mitten durch diese trostlose Wüste führenden Bahn die furchtbaren Schrecken des einstigen Ueberlandverkehrs theilweise verschwunden, aber man braucht nur einen der samumartigen Wüstenstürme

abzuwarten, um in den von unterst zu oberst gekehrten Sandbergen noch jetzt die gebleichten Gebeine von Menschen und Thieren zu gewahren, welche hier ihren Weg verloren und in der wasserlosen Oede um's Leben kamen Auch der Bahn können diese Wüsten ziemlich gefährlich werden, wie wir selbst an uns erproben konnten. Zwischen Mojave und Sumner wüthete der Sandsturm mit solcher Stärke, daß die Waggons unseres Zuges ins Schwanken geriethen und beinahe von den Geleisen gehoben worden wären. Die losen Sandmassen wurden gleich Wellen vom Winde umhergepeitscht, ihre Kämme wurden zerzaust, und ganze Sandwolken gegen unsere Waggons geblasen, so daß der Anblick der Gegend bei dem fahlen Mondlichte, und die ganze Situation einer Fahrt auf stürmischem, vom Winde gepeitschten Meere glich.

Unsere Furcht, von den Sandmassen eingeweht zu werden, sollte bald in Erfüllung gehen. Wir fuhren in der Dunkelheit in eine auf den Geleisen aufgethürmte „Sand-Drift" ein, und an ein Durchbrechen dieser losen, aber doch so festen Barrière war nicht zu denken. Der Zug blieb stehen und binnen einer Stunde waren wir bis an die Fenster der Waggons in Sand vergraben. Die Luft war furchtbar drückend und heiß, dabei derart mit Sandkörnchen und trockenem Staub geschwängert, daß wir feuchte Tücher, Schwämme und dgl. vor den Mund halten mußten, um überhaupt athmen zu können. Nach achtstündigem Warten inmitten der Wüste kam ein Hilfszug mit chinesischen Bahnarbeitern, welche den Sand mit großer Mühe fortschaufelten und die Bahn freimachten, so daß wir unsere Fahrt fortsetzen konnten.

Die ganze Strecke vom San Gorgonio-Paß bis zum Coloradofluß beträgt etwas über 160 englische Meilen. Wie man sie heute mit der Bahn in acht Stunden überfliegt, bietet sie sowohl in dem absoluten Wüsten-Charakter ihrer tiefsten Einsenkung bei Dos Palmos, wie auch in ihren höheren Strecken genug des Interessanten, um uns von dem, des feinen salzigen Staubes halber wohlweislich verschlossen gehaltenen Waggonfenster nicht fortkommen zu lassen. Aber trotz der herrlichen Beleuchtung der Gegend durch die glühende Abendsonne; trotz des Wasserspuks der beständig irgendwo auftretenden Fata Morgana, trotz der seltsamen Kaktus-Vegetation und anderer malerischer Eigenthümlichkeiten kann man es doch nur als eine Ironie ansehen, daß diese ausgedehnten Wüstenstrecken dem schönen, gesegneten Goldstaate Californien einverleibt werden konnten. Californien hat geradeso wie die vier anderen, an den Rio Colorado grenzenden Länder, wie Utah, Nevada, Arizona und Mexiko einen Theil der großen Coloradowüste, und zwar den trostlosesten, als seinen Antheil erhalten.

Im äußersten Südostwinkel des Staates überschreitet die Bahn den Rio Colorado nahe seiner Mündung in den Golf von Californien und damit verläßt sie auch das „goldene Land", um nach Durchkreuzung der Wüsten von Arizona sich an das Bahnnetz der großen Prairien anzuschließen.

II. Der Nordwesten.

1. Dakota.

Der Name „Dakota" heißt in der Sprache der Sioux-Indianer „Halsabschneider", ein Name, welcher den Sioux von anderen Stämmen nicht nur ihrer Grausamkeit wegen beigelegt wurde, sondern auch weil sie sich auf ihren Streifzügen durch die Prairien als Erkennungszeichen untereinander mit der Hand quer über den Hals zu fahren pflegten. Die Sioux-Indianer sind großentheils aus dem Territorium verschwunden, aber der Name „Dakota", „Halsabschneider", ist dem Lande geblieben. Vielleicht nicht ganz mit Unrecht, denn Dakota gehört im Verein mit Montana und Arizona zu den „wildesten" Gebieten der Vereinigten Staaten, zu jenen Territorien, in welchen der Indianer, der „Cowboy" und der „Trapper" ihre Rechte noch nicht ganz eingebüßt haben, und wo das Faustrecht in manchen Gebieten noch immer gehandhabt wird. Dakota wird durch den von Nordwest nach Südost fließenden Missouri-Strom der Diagonale nach in zwei Hälften getheilt, deren westliche Hälfte die sogenannten „Bad Lands" — „schlechte Länder" enthält. Dies ist abermals ein vielbezeichnender Name, denn es ist hier, sowie in dem an Canada grenzenden Nordwesten des Territoriums, daß sich noch das aus früheren Jahrzehnten berüchtigte tolle Grenzerleben theilweise abspielt, daß Revolver und Bowie-Messer noch ihr Uebergewicht über das geschriebene Gesetz behaupten. Der Südwesten des Territoriums wird von den vielgenannten „Black Hills", einer der ergiebigsten, aber auch wildesten Minendistrikte eingenommen, und nur der an Minnesota grenzende östliche Theil von Dakota hat bisher eine halbwegs entsprechende Kultur aufzuweisen. —

Bis vor wenigen Jahren war das von Sioux-Indianern durchschwärmte Territorium nur mittelst Dampfer auf dem Missouri bequem erreichbar, und längs dieses Stromes befanden sich auch die wichtigsten Militärforts und Indianer-Agenturen. Der große schlammige breite Strom ist indessen noch weiter über Dakota hinaus und tief nach Montana hinein schiffbar, wo bei Fort Benton die „Headwaters of Navigation", der Endpunkt der Schifffahrt erreicht wird. Erst mit dem Bau der Nord-Pacific-Bahn wurde das Territorium theilweise der Agrikultur und der Besiedlung eröffnet, so weit eben das rauhe Klima, und die furchtbaren Winterstürme eine Besiedlung hier wünschenswerth erscheinen lassen.

Dakota hat sich aus rauhen Anfängen entwickelt und jede einzelne Ansiedlung, jede Farm beinahe hat ihre bewegte, häufig blutige Geschichte zu erzählen, deren älteste kaum über fünfzehn Jahre hinausreicht. Nennen wir beispielsweise Fargo,

die größte und bedeutendste Stadt des nahe 400,000 Quadratkilometer umfassenden Territoriums. (Man denke also: ein das Königreich Preußen an Umfang weit übertreffendes Land, mit einer Hauptstadt von 8000 Einwohnern, vier oder fünf weiteren Städten von über dreitausend Einwohnern, und etwa vierzig Dörfern!) Fargo verdankt ebenso wie die Mehrzahl der Städte Dakotas und Montana's seine Entstehung der Nord-Pacific-Bahn. Im Jahre 1870 hieß es, die Eisenbahn würde den Red River des Nordens an der Einmündung des Elmflusses, etwa 25 Meilen nördlich der jetzigen Stadt Fargo übersetzen. Da an solchen Kreuzungspunkten gewöhnlich bedeutende Städte entstehen, zogen hunderte von Abenteurern mit ihrer Habe nach jenem Punkte, um ihr „Claim" zu machen, d. h. ihren Wohnsitz dort aufzuschlagen, und auf Grundlage dieser ersten Besiedlung das Land als Eigenthum zu beanspruchen. Sollte die Stadt wirklich hier gegründet werden, so müßte der Werth des Bodens sofort um das Tausendfache steigen und die Abenteurer wären reiche Leute. —

Aber Fargo sollte nicht dort gegründet werden. Die „Puget Sound Land-Kompagnie" und die mit ihr verbündete Nord-Pacific-Eisenbahngesellschaft wußten natürlich genauer, wo die neue Brücke und damit auch die neue Stadt angelegt werden sollte, und trachteten, den Squatters in der Besetzung des betreffenden Baugrundes zuvorzukommen. Indessen die tollkühnen Abenteurer, denen es um raschen Erwerb zu thun war, ließen sich nicht einschüchtern. Sie bewachten alle Schachzüge der Land- und Eisenbahn-Compagnie bei Tag und Nacht, hielten sich und ihre Habe stets reisefertig und kaum rührten sich die Leute der Eisenbahn-Compagnie um den Platz zu wechseln, so waren ihnen auch schon die Squatters voraus. Ja um diese letzteren zu täuschen wurden sogar an verschiedenen Stellen des Flusses mehrere Scheinbrücken erbaut und wieder abgerissen. Dieses ungewisse aufregende Spiel dauerte nahezu ein Jahr und noch immer wußte man nicht, wo die Bahn den Fluß kreuzen würde Im Sommer 1871 dachte man schon den Platz gefunden zu haben: es wurden Häuser, Hôtels, Trinkstuben errichtet — aber kaum waren die Squatters hierhergelockt worden, als auch schon der große Streich erfolgte: die Angestellten der Eisenbahn zogen eines Morgens — es war am 4. Juli — über Hals und Kopf nach der Stelle wo das heutige Fargo liegt. Alles andere Jäger, Squatter, Abenteurer, Wirthe stürzten ihnen nach oder eilten voraus, um durch erstes Ankommen nur ein Stück Baugrund in der neuen Stadt zu gewinnen. Fargo war über Nacht entstanden und die nahe, eben erbaute Ansiedlung war vollständig verlassen, und aufgegeben. Man taufte die modernen Ruinen derselben „Bogusville" („Humbugstadt"). Aber damit hatte die Gründungsgeschichte von Fargo noch nicht ihr Ende erreicht. Der weitaus größte Theil der Baugründe war in den Besitz der Eisenbahn-Compagnie übergegangen, die Stadt stand fix und fertig da, die permanente Eisenbahnbrücke ging ihrer Vollendung entgegen als man entdeckte, daß der Grund und Boden

auf welchem Fargo stand, einer Reservation der Wahpeton-Indianer gehörte, auf welcher nach Vereinigten Staatengesetz jede Besiedlung aufs Strengste verboten war. Die Regierung ertheilte den Befehl die Stadt abbrechen zu lassen und die Weißen sofort aus der ganzen Gegend zu vertreiben, ja eines Abends trafen die amerikanischen Regierungstruppen aus dem nahen Fort Abercrombie in Fargo ein und verhafteten die gesammte Einwohnerschaft, um sie am nächsten Morgen nach dem jenseitigen Ufer des Red River, nach Minnesota, abzuschieben. Im letzten Moment, während der Nacht, traf indessen ein telegraphischer Einhaltsbefehl von Washington ein und Fargo sollte also bestehen bleiben. Damit war auch das Signal zum Aufblühen der Stadt gegeben. Während der ersten vier Jahre verdoppelte sich die Einwohnerzahl in jedem Jahre, und heute hat sie acht- bis zehntausend Seelen erreicht, — ein Glied in jener nordsüdlich laufenden Kette von Städten, die im Norden mit Winnipeg beginnt, und gegen Süden Yankton, Omaha, Kansas City, Shreveport und andere enthält — sie alle hatten eine ähnliche Entstehungsgeschichte und ähneln einander in ihrem Aussehen, ihrer Bevölkerung und in den Einnahmequellen. Nur der östlichste Theil Dakotas ist vorläufig theilweise besiedelt und bebaut, ja es wurden gerade hier Versuche mit jenen viele tausende Morgen Landes umfassenden Riesenfarmen unternommen, welche sich nachher so schlecht bewährt haben. Der größere Theil Dakotas ist noch unbesiedelt, theils weil sich der Boden nicht zur Bearbeitung eignet, theils weil das Land noch in Händen der Indianer ist, theils des äußerst strengen Klimas wegen. – Die westlichste Stadt des Territoriums — zweihundert englische Meilen von Fargo, am Kreuzungspunkte der Nord-Pacific-Bahn und des Missouristromes gelegen ist Bismarck. Station Bismarck! —

Wie wunderlich das hier klingt, mitten in den Prairien des Territoriums Dakota, am Missouri, der hier noch nicht die Hälfte seines dreitausend Meilen-Laufes nach dem Mississippi zurückgelegt hat! Es heißt, daß der fürstliche Gevatter der nach ihm getauften Stadt am Missouri zu keiner Zeit, selbst damals nicht, als sie nur noch ein Eisenbahn-Camp war, besondere Notiz von ihr habe nehmen wollen. Wie viel Hoffnung hat sie jetzt darauf, da sie sich allen Ernstes aus den rohen Flegeljahren eines Bahn-Endpunktes und Grenzer-Gemeinwesens zu einem gefestigteren und geordneteren Handelsplatz des „goldenen Nordwesten" zu entwickeln begonnen hat?! Allerdings liegt sie in diesem Augenblick nur erst am alleräußersten Westrande dieses Gebietes, und wenn auch einige der größten Farmen ganz Dakota's, — Weizen-Bonanzen nennt man hier dergleichen, — die Steele- und die Troy-Farm mit ihren Quadratmeilen großen Getreide-Flächen vom Fargoer Weizen-Centrum bis auf dreißig und vierzig Meilen an Bismarck heran vorgeschoben sind, so ist doch hier schon längst wieder die Prairie das vorherrschende landschaftliche Element. In der Höhe von neunhundert Fuß über dem Lake Superior, oder sechzehnhundert

Fuß über dem Meeresspiegel, rollen sie nach Westen in immer höheren Prairie-Wogen dahin, bis dieselben längs des hier seinen großen Bogen von Norden nach Süden beschreibenden Missouri, im sogenannten „Cotäus" der Dakota-Bewohner, — dem „Plateau du Coteau du Missouri" der Geographiebücher, — zu ganz stattlichem Hügellande emporschlagen, und dem Fluß ein mehrere Hunderte von Meilen langes Ufergeleit geben.

Aber wo bleibt diese hochlandartige Unterbrechung der Prairie durch den „Cotäus" neben jener, welche ihr hundertundachtzig Meilen weiter, kurz ehe die Nord-Pacific-Bahn in das Territorium Montana übertritt, in Gestalt der ebenso viel genannten, wie wenig gekannten, „Bad Lands" bevorsteht? Tausend, zweitausend und mehr Fuß hoch erheben sich diese in allen nur denkbaren Formen aufstarrender Bildungen in so befremdender Masse und Gedrängtheit, daß man ein Traumgebilde aus einer längst entschwundenen geologischen Epoche vor sich zu haben meint, da die Erde noch nicht der Schauplatz menschlicher Thätigkeit, sondern nur der Arbeit und des Grimms der entfesselten Kräfte der Titanen war. Das Land ist hier mit unübersehbaren Massen der abnormsten Erdbildungen bedeckt, welche hier, wie mit künstlerischem Vorbedacht und im groteskesten Wohlgefallen an ungeheuerlich-primitiver Plastik, auf die Breite von tagelangen Wanderungen in planlosem Wirrsal untereinander gewürfelt erscheinen. Tagelange Wanderungen, — ja, wer sich überhaupt unterfangen wollte, diese Wirrsale von Riesen-Kegeln, Pyramiden, Zacken, Wällen, Haufen, Thürmen, Klumpen und Bastionen zu durchwandern, in deren Zwischenräumen und Einsenkungen ein reicher Graswuchs wuchert, aus dem in bizarrstem Kontrast die Knorren und Stümpfe versteinerter Bäume aufragen? Nur ein endloser Ariadne-Faden, noch besser aber ein angeborner Pfadfinder-Instinkt, könnten dazu in Stand setzen. Und mit dieser Thatsache hätten wir auch das Geheimniß des Namens berührt, den man dieser geheimnißvollen Gegend beigelegt hat. „Mauvaises Terres pour traverser", so lautete diese französische Bezeichnung, in wörtlicher Uebertragung des noch älteren indianischen Namens. „Bad Lands to cross" — „eine schlechte Gegend, um durchzukommen," — hätte das Englische zu lauten. Aber man begnügte sich mit dem einfachen „Bad Lands", und dabei wird es auch alle Zeiten sein Bewenden haben.

Das Material der Bad Lands ist ein reiner thonartiger Lehm, der hier vor unvordenklichen Zeiten durch die ungeheure Wascharbeit unendlicher Fluthen zu diesem Labyrinth abenteuerlicher Formen ausgeschlemmt und ausgewaschen worden ist. Aber das Wasser hat hier nur das erste, kleinere Wunder verrichtet. Das zweite, größere, wurde den Flammen vorbehalten. Und diese Flammen sind noch heute an ihrer Arbeit und werden nach Dem, was man an hundert Stellen dieses unvergleichlichen Natur-Capriccios mit eigenen Augen sehen kann, noch so manches Zeitalter, am

Werk ein. Sie entstammen ungeheuren Kohlen- und Schwefel-Lagern, welche sich unter diesen Aufthürmungen von Lehm und Thon hinziehen und, vor Aeonen in Brand gerathen, seitdem hier jene gigantische Töpferei unterhalten, welche nicht nur ein Elementar-Wunder für sich ist, sondern den Bad Lands auch ihren schönsten und eigenartigsten Zauber, die ganze Farben-Mannigfaltigkeit und Pracht eines regelrechten Terracotta-Gebirges geliehen haben. In Bändern, Streifen, Zacken, Einfassungen und ganzen Kappen-Krönungen der höchsten Gipfel treten diese Farben, welche sich vom grellsten Ziegelroth bis zum zartesten Thongelb und schimmerndsten Porzellanweiß abschattiren, sowohl an einzelnen Wänden und Abstürzen, wie an ganzen Hügeln und Kuppen hervor. An unzähligen Stellen ist das gebrannte Erdreich in Massen losgebröckelt, und man wandert über ganze Strecken eines aufgeschütteten Stoffes, von dem man schwören würde, daß es Ziegel-Schotter sei, wüßte man nicht, daß an der Grenze von Dakota und Montana von einer mit Ziegelöfen arbeitenden Civilisation vorläufig noch keine Rede sein kann. An anderen Punkten wieder scheinen — natürliche Vettern des berühmten Monte Testaccio in Rom, — ganze Berge aus rothen, braunen und gelben Scherben aufgeschüttet zu sein. An noch andern ragen scharfe Kuppen empor, deren Basis noch die unberührte Farbe des ursprünglichen gelben Lehms trägt, während die Spitze, der Riesennase eines Trunkenen gleich, in vielsagendes Zinnober getaucht scheint. Am schönsten, und vollends wie aus einem Märchenlande in diese seltsame Formen- und Farben-Welt hereinragend, erscheinen die sich terrassenartig über dem Horizont aufbauenden Wände, welche, diesem Labyrinth nach allen Seiten hin den Anschein der Unendlichkeit gebend, so lange immer wieder auf's Neue übereinander aufsteigen, bis auch das hellste Roth und Gelb ihrer Zeichnungen im blauen Duft der Ferne erlischt.

Von der Eisenbahn aus kann man von dieser wunderlichen Region der Bad Lands freilich nur einen höchst unvollständigen Begriff bekommen. Die Eisenbahn kennt keine „Terres mauvaises à traverser“, keine Irrgarten, in deren endlos verschlungenen Thal- und Schluchten-Windungen die Himmelsgegenden zum Räthsel werden und die Findigkeit des menschlichen Ortssinns zu einer Art blinder Lotterie wird. Schnurgerade schneidet sie durch dieses Riesen-Wirrsal unter einander gewürfelter und geschachtelter Seltsamkeiten, und wenn sie nach mehrstündiger Fahrt über seine Westgrenze tritt, hat sie auch, die Westgrenze Dakota's überschreitend, das Territorium Montana erreicht, wo sich die Physiognomie in malerischer, klimatischer und sonstiger Beziehung mit einem Schlage ändert. Noch vor wenigen Jahren von hier aus auf Hunderte von Meilen hinaus, bis an die Ostabhänge der Felsengebirge heran, eine Domäne der Rothhaut, ist diese weitaus größere Hälfte Montana's erst eben durch die letzten Sioux-Kriege und den Bau der Nord-Pacific-Bahn der weißen Besiedelung eröffnet worden. Der von Norden nach Süden streichende Gürtel der

Bad Lands aber bildet hier eine klimatische Scheide zwischen den Prairie- und Ackergebieten Nord-Dakota's und den milderen, ein Ueberwintern der größten Viehheerden im Freien gestattenden, Gras- und Futter-Regionen Montana's, welches für uns, in diesen Breiten die große amerikanische Ueberlandreise machenden Westfahrern nicht zu den geringsten Ueberraschungen der ganzen Fahrt gehörte.

Das letzte Ziel unseres ganzen Ausflugs, während dessen Dauer wir durch ein ununterbrochenes Panorama von beständig wechselnden Veduten der frappirendsten Art — bald erdrückenden Ausblicken aus der Tiefe in die Höhe, bald schwindelnden Vogelschauen, — dahin jagten, bildete der Burning Mountain (der „brennende Berg") von Little Missouri. Hier durften wir ihm direkt in's Gesicht sehen: dem gigantischen Feuerheerde, welcher das Chaos dieser Lehm- und Thon-Pyramiden, Kegel, Mauern, Wälle, Dome und Zacken zu weißer, gelber, rother, brauner und schwarzer Terracotta brennt, und dessen äonenalte Arbeit es der Nord-Pacific-Bahn ermöglicht hat, ihren Bahndamm, viele Meilen weit durch ein Land, wo noch kein einziges Ziegel-Gebäude existirt, aus veritablem Ziegel-Schotter aufzuschütten! Aus enger grasiger Schlucht zwischen streifigen Lehm- und Ziegel-Wänden, wie wir sie schon zu Dutzenden passirt hatten, emporreitend, kamen wir auf ein kleines, gleichfalls mit krausem Büffelgras bewachsenes Plateau, jenseits dessen sich ein dunkler Hügel mit nach uns zugekehrt jäh abfallender Wand von brandrother Farbe erhob. Ein leichter vibrirender Qualm, welcher in der blendenden Helle der Mittagssonne vor dieser Wand emporstieg, gab derselben, als wir näher kamen, fast das Ansehen eines rothbraunen Bühnen-Vorhangs, vor welchem der an heißen Theater-Abenden den Gasflammen der Rampe entsteigende Dunst auf und nieder zitterte. Aber schon konnte hier von keinem Theater oder sonst einem menschlichen Schauspiel mehr die Rede sein, — schon waren wir der dunkelrothen Wand gegenüber angekommen, — und schon öffnete sich unter unsern Füßen die Erde in zahlreichen Spalten, auf deren Grund wir die ewigen Gluthen selbst sehen konnten. Und das nicht etwa in ferner Tiefe, sondern nahe, — so nahe, daß wir sie mit einem Stock erreichen, ja, daß wir, Prometheuse allerneuesten Datums, uns das Feuer für unsere Cigarren mit der Hilfe trockener Grasbüschel vom Herde der Ewigen selbst holen konnten!

Wir standen an dem etwa fünfzehn Fuß tiefen Rande einer breiten, muldenartigen Vertiefung, welche uns hier noch von der zuerst gesehenen Wand trennte. Die zitternden Dünste stiegen unmittelbar vor uns auf. Unmittelbar unter uns aber in dem kraterartigen Rande der großen Vertiefung, öffnete sich, wie ein gähnender Hochofen, eines jener „Feuer-Löcher" (fire-holes), von denen die Kenner der Bad Lands behaupten, daß sich ihre Zahl auf Hunderte beziffert, und durch welche die hier brennenden unterirdischen Fürstenthümer von Kohle und Schwefel die ihnen zu ihrer gigantischen Töpfer-Arbeit nöthige Luft beziehen.

Selbstverständlich ist die Hitze, welche den schmalen Erdrissen über dem Feuer-Herde entsteigt, und die wir uns in so blasphemistischer Weise zum Anzünden unserer Cigarren dienstbar machten, lange nicht so intensiv, wie die nach der kraterartigen Austiefung vor der offenen Hochofen-Oeffnung entströmende Gluth. Um diese zu genießen, — wobei Einem dann in nächster Nähe das Rauchen freilich vergeht, — muß man in die große Mulde selbst hinuntersteigen. Sie ist mit größeren und kleineren Anhäufungen, feinem Ziegelmehl ähnlichen, rothen Staubes angefüllt, der gelegentlich zu Schollen zusammengebacken ist, über die sich hier und da ein gelber Schwefel-Bezug gelegt hat. Und Schwefel, und Alles was diesem infernalischen Mineral sonst nahe liegt, athmet hier auch die übrige Atmosphäre. Selbst die leuchtende Mittagssonne und der tiefblaue Himmel, vermochten nicht das schweflige Etwas, das über dem Ganzen lag, zu bannen. Und erst als der Rückweg angetreten war, wich die eigenthümliche, ein wenig den Athem raubende Spannung, welche uns doch Alle mehr oder minder beherrschte, so lange wir den heißen Boden des Burning Mountain unmittelbar unter unseren Füßen hatten.

* * *

Während der Osten des Territoriums der Agrikultur, der Norden der Viehzucht gewidmet sind, ist der äußerste Südwestwinkel des großen Gebietes der Minen-Industrie gewidmet, und der rasche Aufschwung, welcher dieser, von den berüchtigten Black Hills eingenommene Theil des Territoriums durch die reichen Goldfunde genommen, veranlaßte die dortigen Einwohner während der letzten Jahre auf die Lostrennung der Black Hills von Dakota und Constituirung eines selbstständigen Territoriums unter dem Namen „Lincoln" hinzuarbeiten. Es ist noch ungewiß, ob diese Staatengründungsprojecte Aussicht auf Erfolg haben, aber nichtsdestoweniger warten dort bereits Hunderte angehender Gouverneure, Senatoren, Sekretäre ꝛc. Die Truppe dieser „Ehrenwerthen" hat sich zum großen Theil aus enttäuschten Aemterjägern von Colorado rekrutirt, die der Centennial-Staat nach seinem Entpuppungsvorgange, bei dem „diese Mohren ihre Schuldigkeit gethan", hat ruhig gehen lassen. Ewige Juden, wandern sie immer wieder nach neuen Feldern künftiger politischer Wirksamkeit, nachdem die anderweitige Aussaat ihnen nicht aufgegangen oder zu schnell abgeerntet ist. Sehen wir uns die Statistik etwas genauer an. Darnach sind während der letzten Jahre ungeachtet unaufhörlicher Indianer-Einfälle und der Beschwerlichkeiten, mit denen die Ansiedler in einer, der Civilisation so entlegenen Lokalität zu kämpfen hatten, über 40 Städte (was man hier Städte nennt) mit einer permanenten Bevölkerung von 18–25000 Köpfen und einem hin- und herziehenden, allerdings nur im Sommer für anwesend geltenden Element von 10—15000 mehr, entstanden. Ein regelmäßiger

Post- und Expreßdienst ist im Gange. Die Städte oder Flecken, Niederlassungen haben theilweise eine County-Organisation (d. h. was für eine!) und besitzen sogar Kirchen, Schulen, Tagesblätter, Telegraphen-, Post- und Expreßbureaus. Die Ernte des edlen Metalls, um dessentwillen dieser Embryostaat hervorgezaubert, wird für die letzten zwölf Jahre auf über 4 Millionen Dollars geschätzt. Noch sollen die zahlreichen Bergbäche goldhaltigen Sand in Menge führen, aber der Goldquarzgewinn, durch die Errichtung von ca. 40 dampf- oder wassergetriebenen Mühlen mit ca. 600 Stampfen befördert, überwiegt bereits die Resultate der Goldwäsche. Nach den bisherigen Ergebnissen, und bei verhältnißmäßiger Vermehrung der Arbeitskräfte und Stampfwerke, soll für das nächste Jahr ein Ertrag von ca. 6 Millionen Dollars allein aus den Quarzminen zu erwarten sein.

Indessen ruhten auch die Eisenbahn-Gesellschaften nicht. Mit verlockenden Farben werden die Aussichten des Goldwaschens und Goldgrabens, die lokalen Vortheile für Farmer, Viehzüchter, die Fülle des Wassers und Nutzholzes, die Gesundheit des Klimas und die Schönheit der Gegend, in den freigebig vertheilten Broschüren, in den hübschen, mit Goldreliefs übersäeten orographischen, wie in den mit blühenden Städtewesen, Eisenbahnen, Strömen 2c. durchzeichneten geographischen Karten dargestellt. — Abgesehen von der letzterwähnten rosigen Ausmalung sind die meisten ersteren Zahlen, so weit sie sich eben überhaupt kontrolliren lassen, kaum zu hoch gegriffen. All' diese Goldländer sind fabelhaft in ihrer Entwicklung, ihrem Fortschritte. Das Gold hat sie geboren, vom Golde leben sie, im Golde wachsen sie. Würde dieser nervus rerum plötzlich versiegen, so wären auch ihre Städte-Gründungen bald verlassene Ruinen, falls nicht inzwischen andere Schatzquellen des Bodens geöffnet wären, ja sind diese nicht schon Ruinen, wenn diese Zeilen in den Druck gelangen. Schon vor einigen Jahren war unter den „Städten" der Hills ein Wettstreit um die Hegemonie, um die Ehre, die Hauptstadt des neuen Territoriums zu werden, entbrannt. Noch behauptet das im nördlichen Theile des Gebirgszugs an dem Zusammenfluß der Deadwood- und Whitewoodbäche erbaute Deadwood den ersten Platz. So lange sich bei beiden Bächen, den bisherigen Hauptquellen für Placer-Mining (Goldwäsche) in den Black Hills, noch keine Erschöpfung wahrnehmen läßt, oder so lange keine reichhaltigeren Goldfelder entdeckt worden, — so lange hätte Deadwood City keinen Nebenbuhler zu fürchten. Aber bekanntlich waschen sich solche Bäche über kurz oder lang aus, es versiegt diese Quelle leichten Erwerbes des kostbaren Metalls und es tritt an seine Stelle das mühseligere, komplizirtere „Lodemining", das Durchwühlen der quarzhaltigen Eingeweide der Felsenberge. Und so entstehen dem nur auf die Goldwäsche beider Bäche angewiesenen Deadwood in anderen auf solidere Grundlagen gebauten Städten gefährliche Rivalen, die aber vielleicht in den nächsten zehn Jahren alle zusammen wieder vom Erdboden verschwunden sein werden. Bei Minenstädten

oder vielmehr „Minenlagern“ ist jede Schilderung, jede Statistik schwer zu verfassen, denn im Handumdrehen ist ein Nichts in eine große Stadt verwandelt, eine große Stadt aber in ein Nichts zusammengefallen. So erging es beispielsweise dem in den siebziger Jahren so viel versprechenden Custer-City, einer Stadt mit mehreren Tausend Einwohnern, Kirchen, Banken, großen Hôtels — heute ist keine Spur mehr von der Stadt vorhanden. — Sie wurde weder durch ein Erdbeben noch durch Feuer zerstört, noch durch Wasser verheert, sie wurde einfach von den Einwohnern verlassen, und zerfiel in sich selbst.

2. Durch Montana und Idaho.

Der Name Montana ist für das nahezu anderthalb hunderttausend engl. Quadratmeilen große Territorium kaum gut gewählt. Zwar fahren wir, von Dakota kommend, schon von Glendive an auf der Nord-Pacific-Eisenbahn im Thal des Yellowstone-Flusses aufwärts, dessen steile Hügel und Felswände in ihrer kapriziösen und abgerissenen Gestaltung mehr oder minder zwingend an die barocken Lehm- und Terracotta-Bildungen der Bad lands erinnern. Aber von einem wirklichen Berglande, wie man es fast tausend Meilen westlich vom Mississippi doch erwarten sollte, darf man hier ebenso wenig sprechen, wie bei dem ausgesprochenen Prairie-Charakter des ganzen weiten Landstrichs von einem Waldlande. Das Territorium als Großes und Ganzes ist und bleibt hier auf Hunderte von Meilen Das, was man „offenes“ Land nennt. Man muß schon bis nahe an seine Westgrenze, in die dort sich ausbreitenden Höhenzüge der Felsengebirge vordringen, um einen dem Namen „Montana“ entsprechenden Charakter des Landes zu finden.

Die absolute Waldlosigkeit herrscht, wie überall im großen Westen, auch hier. Die schmalen Streifen Pappel-Gehölz, welche sich längs des Laufes des Yellow-Stone, wie der übrigen Flüsse des Territoriums hinziehen, und das gelegentliche und vereinzelte Föhrenwachsthum der Uferhügel sind dem Auge wohl ein Trost, aber sie nehmen den Prairien- und Grasland-Charakter des Ganzen an seiner gebieterischen Entschiedenheit nicht das Mindeste. Baum- und strauchlos, seinen einzigen wirklichen Vegetations-Reichthum — in jenem wunderbaren Graswuchs besitzend, welcher Montana einst zur Büffelweide des Nordwestens machte und es jetzt als Viehzuchtsland dicht neben Texas zu stellen begonnen, steigt sein riesiges Gebiet*) allmählig nach

*) Montana ist, Alaska nicht mitgerechnet, der Größe nach das vierte Gebiet der Union. Es rangiren: Texas mit 274,356, Californien mit 157,801, Dakota mit 150,932 und Montana, fast so groß wie ganz Neu England, New-York und Pennsylvanien zusammen, — mit 143,776 Quadratmeilen.

Westen zum plateauartigen Hochlande empor, aus welchem sich endlich unter majestätischer Vorlagerung der Snowy und der Crazy Mountains, die von Nordwesten nach Südosten streifende, die Grenze von Idaho und Montana bildende Hauptkette, die Wasserscheide der Rocky Mountains emporthürmt. Dort aber, wo beim Zusammenstoß der drei Territorien Montana, Idaho und Wyoming diese Hauptkette der Felsengebirge sich plötzlich theilt, breitet sich, noch mit seinen niedrigsten Wasserspiegeln und tiefsten Thalsohlen in mehr als Rigi-Höhe liegend, jenes Quellland des Yellow-Stone aus, das sich in seiner drohenden Fremdartigkeit den Namen des Wunderlandes, in seiner traumhaften Lieblichkeit aber den eines Parks, eines natürlichen Armida-Gartens, für die größte Nation der neuen Welt erzwang.

Merkwürdig genug ist, daß dieser westliche, keine fünfhundert Meilen mehr vom Stillen Ocean entfernte Streifen des Territoriums, das echte Montana der „Old Rockies", ungleich eher von der weißen Besiedelung erreicht worden ist, als die großen Prairien des östlichen Theils. Das scheinbare Räthsel löst sich einfach genug. Die californischen Goldentdeckungen und der in ihrem Gefolge eine ganze Welt von Abenteuersucht und Unternehmungslust nach der Pacific-Küste führende Argonauten-Drang rissen sehr bald auch die unmittelbar hinter dieser neuen Dorado-Küste liegenden Gebiete in den Bereich dieser Golderoberung. Auf diese Weise wurde von Idaho und Nevada aus auch das westliche Montana schon in den fünfziger Jahren von Prospektoren und Goldsuchern durchforscht, denen bald die Adepten eines regelrechten Minen-Baues und anfangs der sechziger Jahre eine Gründung von dauernden Niederlassungen folgte, welcher die im Augenblick vier-, fünf- und sechstausend Einwohner zählenden Städte Virginia City, Bozeman, Helena und Butte City entsprangen. Und diese einstigen Minen-Camps und zum Theil noch jetzigen Minen-Städte sind die Orte, welche der westliche Montana-Mann meint, wenn er von den „alten Plätzen" seines Territoriums spricht, und damit zugleich andeutet, daß es in demselben für ihn außer diesen Felsengebirgs-Nestern überhaupt gar keine Städte gebe. Nun, dieser wackere Montana-„Mountaineer", für den es außerhalb der Mountains, wie er die Felsengebirge nennt, — noch heute kein Territorium Montana geben will, fängt da doch nachgerade an, sich in einem verzweifelten Irrthum zu befinden, denn man hat sich in den Prairien des östlichen Theils in den letzten fünf und zehn Jahren ebenfalls aus jenem Zustand der Unschuld herausgearbeitet, in welchem es hier nur eine gigantische Büffel-Prairie und entsprechende Indianer-Wildniß gab. Die bis nach Fort Benton hinaufreichende Schifffahrt auf dem Missouri datirt sogar noch weiter zurück, und seit den letzten Sioux-Kriegen ist auch das enorme Weide-Gebiet, auf dem einst der gehörnte Ureinwohner dieses Landes in Massen gedieh, der erfolgreichen Viehzucht durch den weißen „Ranchman" eröffnet worden. Wir selbst haben nicht nur Viehtransporte von zwanzig bis dreißig Wagen an uns vorüberfahren sehen,

welche mit feisten Rindern für die östlichen Schlachthöfe vollgepfropft waren, wir fuhren auch in Miles City an einer, eben von einem Trupp in voller Gala sich präsentirender Cow-boys zur Verschiffung herein getriebenen Heerde Viehs vorüber, welche mindestens drei- bis viertausend Stück Rinder umfassen mußte.

Wie weit die Bedeutung reichen mag, welche Montana, neben derjenigen eines Viehzucht-Landes ersten Ranges, als Ackerbau-Gebiet zu gewinnen bestimmt ist, das läßt sich einstweilen noch kaum voraus- und absehen. Kein Zweifel, daß die eigenthümlichen klimatischen Verhältnisse, welche hier, — ganz ungleich den im benachbarten Dakota herrschenden meteorologischen Bedingungen, — dem Rindvieh-Bestand des Ranchmans ein ununterbrochenes Ueberwintern im Freien gestatten, auch dem Ackerban wesentlich zu statten kommen müssen. Andererseits liegt Montana bereits jenseits jener Längengrade, mit denen der trockene Westen beginnt, welcher der bestehenden Annahme nach einen wirklich erfolgreichen Ackerbau nur mit Hülfe künstlicher Bewässerung möglich erscheinen läßt. Die Mormonen mit der großartigen Schöpfung ihrer Utaher Agri- und Hortikultur-Oase sind für diese allgemein herrschende Annahme maßgebend geworden. Das Kanaan, welches sie an ihrem Jordan ins Leben gerufen haben, wird, neben ihrem Bienenfleiß, und dem günstigen Klima des östlichen Salzsee-Ufers, in allererster Reihe dem großartigen Irrigations-System zugeschrieben werden müssen, das der auch in allen praktischen Dingen geniale Autokrat Brigham Young daselbst eingeführt hat. Es ist als ganz bestimmt anzunehmen, daß die Prairien Montanas, bei entsprechender Bewässerung für jede Art von Getreidebau alle nur nöthigen Gedeihens-Bedingungen bieten werden. Aber wer wird eine solche Irrigation auf diesen endlosen Grasländereien herstellen? Die beiden großen Landeigenthümer des Territoriums, die Bundesregierung und die Nord-Pacificbahn, wären wohl die nächsten dazu. Aber da die Regierung bis jetzt noch viel zu viele Millionen für Verbesserungen von Flüssen, Häfen und sonstigen Gewässern zu verausgaben hat, um schon an die Verbesserung ihrer Ländereien denken zu können, so wird man wohl seine Hoffnungen für Montana auf die Eisenbahn allein zu setzen haben.

In den breiten Thälern des Missouri, des Yellow Stone und seiner zahlreichen Nebenflüsse ist die Irrigations-Frage eine höchst einfache. Abgesehen davon, daß es in ihnen auf Tausende und Hunderttausende von Ackern überhaupt kaum irgend welcher künstlichen Bewässerung bedarf, so ist dieselbe, wenn nöthig, mit geringen Mitteln und selbst im kleinsten Maßstabe durchzuführen. Mit welchen Resultaten, das lehren die im Yellow Stone-Thale schon heute, nachdem eben die erste Besiedelung desselben begonnen hat, hier und da längs der Bahn auftauchenden Anbaue von Getreide, Kartoffeln und Gemüsen. Wie primitiv diese Besiedelung und ihre ersten ackerbaulichen Leistungen auch noch erscheinen mögen, über Das, was Boden

und Klima hier dem Lande zu gewähren vermögen, geben sie bereits genügenden Aufschluß.

Es ist nicht ohne Interesse, die verschiedenen Kulturstufen in diesen erst seit einigen Jahren den Indianern abgerungenen Ländern zu beobachten, die sich schon in der Anlage der Städte, wie in der Bauart der menschlichen Wohnungen geltend machen.

Mit dem „dug out", dem in die Thalwand gegrabenen Troglodyten-Heim, welches bisweilen noch höhlenartig offen, meistens aber doch schon durch eine in rohem Baumstamm-Rahmen hängende Thüre gegen die Außenwelt verwahrt ist, als unterster Stufe beginnend, steigen diese Bauwerke auf der Fortschrittsleiter des „Shack" genannten rohen Block-Kastens mit einem über dürren Baumzweigen festgestampftem Schmutz-Dach, der regelrechten, bisweilen schon den Luxus kleiner Glasfenster kennenden „Log cabin", und endlich der Mischlings-„Shanty" aus Logs und Brettern zum ausgesprochenen „Frame house" empor, welches hier und da, wie eine Prophezeiung wirklicher Wohnmöglichkeiten in die Zukunft leuchtet. Dazwischen blüht das für den großen Westen so charakteristische Zelt. Selbst die Eisenbahn-Etablissements und Großstädte Ost-Montanas, wie Glendive mit achthundert, und Miles City mit zweitausend Bewohnern zeigen durch ein reichliches Vorhandensein dieser ex-ovo-Architektur, wie sehr auch sie in ihrer anspruchsvolleren Bretter-, Pfosten-, Schindeldach- und Oelanstrich-Pracht solch embryonischen Zuständen noch nicht entwachsen sind. Ein Ziegelhaus vermochte ich im Jahre 1882 noch im ganzen östlichen Montana nicht zu entdecken, zweifle aber nicht, daß bei der dort eben wüthenden Städtegründungs-Epidemie seitdem mindestens ein halbes Dutzend backsteinerne Zukunfts-Chicagos aus der Erde gesprungen sind.

Und doch bewegt sich diese nagelneue, hier nur erst zwischen den ersten Schößlingen einer von ihr ins Leben gerufenen Civilisation dahinführende Bahn gerade in diesem eben erschlossenen Thale des mittleren und unteren Yellow Stone auf einem Boden, welcher bereits seine historische Weihe empfangen hat. Nicht nur, daß dieses Thal noch jüngst erst Zeuge so manchen blutigen Kampfes mit den Sioux-Indianern war, es sah auch schon vor mehr als drei Vierteln eines Jahrhunderts die große Pfadfinder-Expedition von Lewis und Clark, welche die Quellen des Missouri und des Columbia fanden, und bald danach auch die nicht minder heldenhaften Handels-Conquistadoren, welche Johann Jakob Astor über Land nach dem Pacific entsandte. Beide Expeditionen zogen, wie heute der erste große eiserne Civilisationsweg dieser Gebiete, das Yellow Stone-Thal empor. Die beiden Wissenschafts- und Explorations-Pioniere haben hier eigenhändig und wie zu hoffen steht für alle Zeiten ihren Namen in Stein eingezeichnet. „Pompey's Rock", der Felsen des Pompejus, heißt ein nahe von Forsyth sich in weithin sichtbarer Massenhaftigkeit

und Steilheit unmittelbar aus der Flußniederung erhebender Felsen, in dessen Wand die beiden Erforscher in nicht sehr künstlerischer, aber darum doch an Deutlichkeit nichts zu wünschen lassender Weise ihre Namen und die für sie und die Kenntniß Amerika's so wichtige Jahreszahl 1804 eingemeißelt haben.

* * *

Pacificbahn-Städte! Ein Jeder, der seinerzeit die Geschichte des Baues der ersten amerikanischen Transkontinentalbahnen verfolgt hat, wird sich des jetzt fast legendenhaften Interesses erinnern, welches damals jenen absonderlichen Städte-Gründungen anhaftete, die den Namen von Eisenbahn-Städten par excellence führten. Heute vorgeschobenen Heer- und Kriegslagern gleich aus der Erde springend, hatten sie morgen eine Bevölkerung von Tausenden mit dem Treiben und der Zügellosigkeit von Zehntausenden, um schon übermorgen ihre Schuldigkeit als zeitweilige Bahn-Endpunkte gethan zu haben und nach kurzem Todeskampf bis auf ein dürftiges Ueberbleibsel von stabiler Prairie-Station für immer vom Boden zu verschwinden. Solche Städtegründungs-Launen des modernen Welt-Eroberers, Dampf, waren Julesburgh und Sydney an der Union Pacific-Bahn, und auch die Nord-Pacific-Bahn hat viele ähnliche Städte-Pilze aufzuweisen gehabt, ja hat sie heute noch. Vor Jahren, als der Bau dieses größten unter den amerikanischen Ueberlandwegen durch die verhängnisvolle Krisis von 1873 in ein ebenso plötzliches, wie vollkommenes Stocken gerieth, war Bismarck am Missouri ein derartiges Mittelding von Emporium und Pandämonium vorandringender Dampfcivilisation. Neuerdings ist es Miles City am mittleren Yellow-Stone, und noch später Billings, hundertundfünfzig Meilen weiter oberhalb, schon im Gesichtskreis der aus dem bläulichen Duft des Westens herübergrüßenden Felsengebirge gewesen.

Um eine derartige „Eisenbahn-Stadt" auf den ersten Blick würdigen und verstehen zu lernen, ist es wünschenswerth, daß man daselbst in der Nacht ankomme. Während die Baulichkeiten des eigentlichen Hauptquartiers mit den Wohnungen des Ingenieurs und sonstigen Beamten-Stabes der Bahn gewissermaßen seitab, in diskretem Dunkel liegen, strahlt der übrige „Platz" in einer Beleuchtung, welche an die eines Samstags-Abends auf der New-Yorker-Bowery erinnert. Dazu klingt aus jeder dritten weitgeöffneten Thüre Musik, welche die nämlichen Reminiscenzen weckt. Und schließlich lassen überall, im Wiederschein greller Reflektor-Lampen oder noch grellerer elektrischer Lichter, die in den Vortrab einer neuen Kultur verschlagenen schwielhändigen Träger und Arbeiter dieser Kultur, der Sucht, ihren Erwerb wieder an den Mann, resp. an die Frau zu bringen, die vollsten Zügel schießen. Trink-, Spiel- und Tanz-Häuser reihen sich an Tanz-, Spiel- und Trink-Häuser. Und in

allen halten die Geier und Ratten des Ueberland-Bahnbaues ähnliche Ernten, wie ihre Vettern und Cousinen der Goldlager und sonstigen Barracken-Hauptstädte fernwestlicher Edelmetall-Gebiete. Sehr manierlich und gesetzlich geht es in diesen Tempeln des auf die Prairien und in die Felsengebirgs-Regionen hinausgeschobenen großstädtischen Nachttreibens freilich nicht zu. Es ist sogar nichts Ungewöhnliches, daß der Revolver dabei gelegentlich in Aktion tritt. Gewöhnlich ist es erst die sieghafte Frühsonne, welche die grellen Lichter dieser Vergnügungs-Tempel auszulöschen und ihre primitiven Bretter- und Zeltgefüge auch ihrer letzten Tempel-Glorie zu entkleiden pflegt. Maß und Ziel sind diesen Grenz-Lebemännern ebenso unbekannte Begriffe, wie eine städtische Polizeistunde oder ein Sonntagsgesetz. Bis der blendende Morgen auf den Grund der leeren Taumelbecher und der ebenso leeren Geldbeutel scheint, wird getanzt, gezecht und gespielt. Dann wird, so gut es eben angeht, von neuem an die Arbeit gegangen, bis eine neue Fülle der Geldbeutel auch wieder die Möglichkeit einer erneuten Füllung der Taumelbecher anbietet.

Wie bunt und malerisch in ihrer Art und wie hoch charakteristisch ist diese ganze Menschheit der Prairien und Berge des großen Westens zugleich! Von dem berittenen Cow Boy Montana's war schon früher die Rede. Aber wie originell er, und gleich ihm sein Berufsgenosse von Wyoming, Colorado und Texas, auch in seinem prahlerischen Aufzug auch immer sei, — ein sehr würdiger und empfehlenswerther Repräsentant der so eigenartigen und zugleich in sich so bunten Menschenwelt, von der hier die Rede ist, ist er gerade nicht. Er ist vielmehr neben dem, unter dem fast komisch beschönigenden Namen eines „Road agent" verstandenen Postkutschen- und Straßen-Räubers, der einzig wirklich anrüchige und desperate unter den eigenthümlichen, mehr oder minder „rough" gearteten Charakteren und Gestalten der Hochebenen und der Berge. Der Miner, der Prospector, der Ranchman, der Stagekutscher, der Jäger und der Trapper — mit ihnen allen ist leicht auf guten Fuß zu kommen und, wenn nicht der gerade hier besonders mächtige Genius des Whisky allerlei Mißverständnisse anrichtet, auch darauf zu bleiben. Selbst der meist äußerst vierschrötige und neben seinen Mischgefäßen auch mit dem Revolver äußerst fixe Ganymed der primitiven Trink-Bar, ja selbst der professionelle Spieler, der hier eine so große Rolle spielt, sind davon nicht ausgenommen. Sie Alle leben nicht umsonst mit einer unbegrenzten Natur im steten Kontakt, um nicht neben den wilderen Eigenschaften von Kampfhähnen, auch die wohlwollenderen offenherziger und offenhändiger Naturmenschen zu besitzen und unbewußt beständig weiter in sich auszubilden. Es ist nicht ohne Bezeichnung, daß sie mit derselben Unfehlbarkeit, mit der sie ihren Revolver tragen, auch Uhren besitzen, deren schwere Ketten mit gediegenen Gehängen sie weit sichtbar zur Schau stellen. Im Uebrigen sind sie keine Dandies in ihrer Kleidung, und in ihrer Sprache sind sie noch weniger

wählerisch, es sei denn, daß man in der unglaublichen Auswahl von Flüchen, über die sie verfügen, etwas Derartiges erblicken möchte. Aber sie werden mit einem solchen Gewohnheits-Fluch auf den Lippen auch auf die Brautwerbung gehen, oder einem Nebenmenschen mit Gefahr des eigenen Halses das Leben retten. Selbst das Kompliment, das sie dem Fremden wegen irgend Etwas, das ihnen an ihm auffällt, machen, empfängt seine wohl angebrachte Fluchwürze, und wenn sie ihm das Letzte aus ihrer Whisky-Flasche darbieten, so werden sie gewiß zu dem Durst, der ihnen die Kehle zuschnürt, auch noch einen ganzen Berg von Verwünschungen auf sich selbst und den von ihnen Gelabten häufen, um nur ja kein Mißverständniß darüber aufkommen zu lassen, daß sie ihn umgebracht haben würden, wenn er sich geweigert hätte, diesen letzten Trunk von ihnen anzunehmen und sie weiter dursten zu lassen. Natürlich sind sie leidenschaftlich und ungestüm, und der Revolver thut unter diesen „Menschen da draußen" an der Trink-Bar und am Spieltisch gar manches vorschnelle und oft nie wieder gut zu machende Werk.

Und doch ist das Leben und Reisen in den wilden Grenzgebieten der Zivilisation so schlimm nicht. Natur und Menschen wollen hier mit ihrem eigenen Maßstabe, nicht mit dem winzigen Zirkelchen gemessen werden, welches man etwa aus den am Erdboden klebenden, vollgepfropften Städte-Heerlagern des Ostens mitbringt.

Wie Raum und Zeit keinen Werth für diese längst allen östlichen Traditionen und Erinnerungen entwachsenen Zugewanderten des neuen großen Westens haben, so hat auch das Geld keine Bedeutung für sie, oder doch wenigstens nur in einem ganz andern Sinn als im Osten und in den großen Städten, wo der allmächtige Dollar mit ebenso absoluter, wie kleinlicher Tyrannei regiert. Von der Goldsucherei und Goldfinderei ausgehend, begann die Zivilisation und das Leben zivilisierter Menschen in diesen Bergen mit einer Preis-Skala für alle menschlichen Bedürfnisse, welche ein wahres Wunder von Mißverhältniß zwischen Leistung und Bezahlung war, und es bis zu einem gewissen Grade noch heute ist. Alles, was Luxus, ja nur simple Bequemlichkeit des Lebens nach unsern östlichen Ansichten heißt, ist ein vollkommner Fremdling, der nur erst in den größeren Orten und dort, wo die Ueberlandbahnen mit ihren Zweiglinien bereits hingedrungen sind, Fuß zu fassen und Heimathsrechte zu gewinnen begonnen hat. Fern von diesen bevorzugten Plätzen und Gegenden ist es nach wie vor das Gespenst des Transports und der enormen Kosten für denselben, welches eine Art Wucherzoll auf Alles legt, was „von da draußen" herbeigebracht werden muß. Es geht das soweit, daß schließlich Alles, was man zu bezahlen hat, buchstäblich „Fracht" ist.

Wenn die bis hierher dringenden Tagesblätter von New-York und Chicago, oder das bis in die entlegensten Bergwinkel verbreitete New-Yorker Skandalblatt, die „Police Gazette" hier statt mit fünf mit fünfundzwanzig Cents pro Nummer

bezahlt wird, so mag dies noch angehen. Empfindlicher ist es schon, daß für die Flasche Bier, die in Milwaukee fünfundzwanzig Cents kostet, in den „Mountains", je nach Laune und Vorrath des Wirthes anderthalb bis zwei Dollars gefordert werden. Aber in welchem maßvollen Lichte erscheinen diese Preise, wenn Einem gleich danach für die elendeste Cigarre fünfundzwanzig und fünfzig Cents unter demselben kategorischen Imperativ: „The darned freight is in this yer darned Mountains so high!" abgenommen werden?! Oder wenn gar, wie dies einem Mitglied unserer Reisegesellschaft thatsächlich passierte, für eine einzige Nähnadel zehn Cents verlangt werden, und auch dieser, eine Handelstransaktion von etwa 10 000 Prozent repräsentirende, Preis von dem braven „Store-Halter" ebenfalls dahin erklärt wird: „Dont ye see, tenderfoot, t' is not the blarsted needle, — t' is the confounded freight ye are paying for!"?

In seiner ganzen Lästigkeit und Bedrohlichkeit tritt dieses Fracht- und Theuerungs-Gespenst an den Reisenden freilich erst dann heran, wenn er die Eisenbahn verläßt, um seine für diesen Fall gar nicht fest und gesund genug zu wünschenden Glieder der Weiterbeförderung auf einer Gebirgs-Stage anzuvertrauen, oder gar mit eigener Ausrüstung — zu Wagen oder mit Pferd und Packthieren — nach irgend einer weltentlegenen Gegend fortzusetzen.

Sehr viele solcher Gegenden giebt es freilich selbst auf den ödesten Plains oder in den rauhesten Theilen der Gebirge nicht mehr. Und wo es deren ja noch giebt, kann man überzeugt sein, daß der über den ganzen großen Westen einherbrausende Fortschritts-Geist auch sie sehr bald ihrer Weltentlegenheit entrissen haben wird. Unglaublicher Weise hat auch das Wunderland der Yellow Stone-Quellen bis vor kurzem zu den Gegenden gehört, welche jeder irgendwie geregelten und fest etablirten Verbindung mit der übrigen heutigen Welt ermangelten. Heute allerdings fährt von der Station Livingstone aus eine Zweiglinie der Nord-Pacificbahn bis an die Grenze des Nationalparks. —

Die in Gestalt eines ununterbrochenen Hochgebirgszuges die Grenze von Idaho und Montana bildenden Bitter Root Mountains lagern sich auf eine Länge von etwa zweihundert Meilen den Felsengebirgen vor, aus denen selbst sie im Südwesten Montana's ihren Ursprung nehmen. Sie sind eines der geschlossensten Kammgebirge innerhalb des ganzen Rocky Mountain Systems. Ihre höchsten Punkte, wie der weithin nach Osten sowohl wie nach Westen sichtbare Lolo Peak, sind von stetem Schnee bedeckt, dessen schmelzende Massen selbst im trockensten Sommer den umliegenden Thälern zur befruchtenden Bewässerung werden. Nicht so wohlwollend hat sich diese mauerartige Hochkette dem Unternehmen der Nord-Pacificbahn erwiesen. Da es auf seiner ganzen Länge absolut keinen praktikablen Paß bot, sahen sich die Ingenieure der Bahn genöthigt, die auf ihrer ersten pacifischen Strecke längs des Columbia

hinführende und fast mit dem 46. Breitengrade zusammenfallende Linie, vom Zusammenfluß des Columbia und des Snake River an, in weitgeschwungenem nördlichen Bogen bis über den 48. Breitengrad hinaus, und hier um die in die Coeur D'Allene Berge verlaufenden Bitter Root Mountains herum wieder nach ihrer ursprünglichen Breite zurückzuführen, in welcher sie dann die Felsengebirge Montana's zwischen Helena und Bozeman überschreitet.

Nahe der Grenze zwischen Montana und Idaho wechselt die Gegend ihre landschaftliche Physiognomie. In die Ausläufer des Coeur d'Allene-Gebirges hineingebettet, liegen hier außer den beiden großen Hochlandsseen Coeur d'Allene und Pend d'Oreille ein ganzes Netz kleinerer Wald- und Bergseen, welche durch Zu- und Abflüsse mit einander verbunden, sich über die hier nicht mehr gar zu ferne Nordgrenze der Union nach Britisch Amerika erstrecken, und alle wieder mit dem gleichfalls von dorther kommenden Columbia-Strom zusammenhängen.

Es war an einem Spätseptembertage, als wir längs des Ufers des vielzackigen, ein grünschimmerndes Binnenmeer für sich bildenden Lake Pend d'Oreille, dem Kalispelm-See der gleichnamigen Indianer, bald auf abgesprengtem Fels-Bahnbett, bald über endlose, noch vom frischen Harz duftende „Trestleworks" einherfuhren, und schon ragten die Gebirgszüge über die das gewundene Seeufer einfassenden Walddickichte in so festen Eis- und Schneepanzern empor, als sei dies Gletscherkleid ihr Alltagsgewand. Damit aber dem Alpenbilde gar nichts fehle, legte die untergehende Sonne auch noch jenes zauberhafte Gluth- und Farben-Spiel, welches man so gern als eine Sonderschönheit der ewigen Gletscherstirnen der Schweiz preist, über die frischbeschneiten Kämme und Zacken der Coeur d'Allene-Berge, als sei hier die eigentliche Heimath des wundervollen Phänomens.

Bis zum Eindringen der Eisenbahn in diese Regionen war der große Pend d'Oreille Wald mit seinen endlosen Dickichten von stolzesten Douglaß-Tannen, Cypressen, Pinien, Cedern und Tamarack-Bäumen ein durchaus jungfräuliches Gebiet. Die alte „Mullan Road", welche von Nordwest-Montana quer durch Nord-Idaho nach Washington hinüberführte und dieses Gebiet berührte, war der alljährlichen großen Frühlings- und Sommerfluthen in den Bergströmen und Bergseen halber selten vor Mitte Juli passirbar, und verschneite in ihren höheren Strecken schon vier Monate danach aufs Neue. Was sich aber von Trappern, Fallenstellern, Jägern und sonstigen weltverlorenen Pionier- und Hinterwalds-Existenzen schon früher von Canada und den Posten der Hudsonbay-Compagnie aus bis hierher vorgeschoben hatte, war zu vereinzelt, als daß es auf den Namen einer weißen Besiedlung hätte Anspruch erheben können. Um so unbeschränkter herrschte dafür der Indianer: die Flatheads, Nezpercés, Cootenays (Courtnez?), Piegans u. s. w., deren größter Theil sich heute auf der ihnen von der Regierung eingeräumten, anderthalb Millionen Acres um-

fassenden Flathead-Reservation zwischen den Bitter Root Mountains und den Felsengebirgen niedergelassen hat, und hier auf dem herrlichsten Ackerboden des ganzen westlichen Montana erfreuliche Farm- und Viehzucht-Resultate erzielt. Aber selbst diese vom großen weißen Vater in Washington gewährleisteten Indianer-Heimstätten sind vor dem heranschnaubenden Dampfroß nicht gefeiter gewesen, als die Waldjungfräulichkeit des Lake Pend d'Oreille. Mitten durch ihre Reservation hindurch haben sie das der Nord-Pacificbahn zustehende Wegerecht abtreten müssen. Allerdings nicht umsonst, — nachdem sie im ersten Athem eine Million Dollars dafür gefordert, erklärten sie sich im zweiten mit fünfzehntausend zufrieden. Sollten sie freilich fortfahren mit ihren weißen Vettern so ausgezeichnete Geschäfte zu machen, dann wird sehr bald die ganze herrliche Flathead-Reservation den Weg alles Indianischen gegangen sein.

Wenige Meilen weiterhin und die Eisenbahn selbst steigt aus ihrem sandigen Niederungsstreifen auf das schon heute als Ackerland berühmte Plateau des Spokane empor, welches in Cheney und Spokane Falls zwei heranblühende Hauptstädte besitzt, deren letztere zugleich in den Fällen des dem Columbia zuströmenden Spokane-Flusses eine Wasserkraft besitzt, welche in jeder Beziehung den Vergleich mit dem berühmten Mississippi-Fall von Minneapolis aushält. Im großen Ganzen ist kaum anzunehmen, daß sich Montana und Idaho jemals einer besonders dichten Besiedlung erfreuen, oder daß die beiden Territorien auch nur annähernd so schnell der Kultur erschlossen werden, wie seinerzeit Kansas und Iowa. — In Montana und Idaho (sprich Eidahoh) schlagen die Wogen der von Ost und West vordringenden Cultur zusammen, denn während wir bisher in den Prairiestaaten nur von aus dem Osten kommenden Ansiedlern sprechen konnten, gelangen wir in Idaho bereits in den Bereich der Cultur des stillen Oceans. In Oregon und Washington trafen wir auf zahlreiche Familien, welche im Begriffe waren nach Osten zu wandern, um sich im Thale des Columbia oder am Westabhange der Felsengebirge anzusiedeln. Aber das einen großen Theil von Idaho und Montana umfassende Gebiet der Felsengebirge selbst wird für lange Jahre hinaus aller geregelten Cultur bar bleiben müssen, und mit seinen in Colorado, Neu-Mexico und Arizona gelegenen Fortsetzungen die natürliche Scheide der atlantischen und pacifischen Cultur bilden. Dieser von Nord nach Süd laufende, von zweihundert bis gegen tausend Meilen breite Hochlandsgürtel wird Dank seiner Wildheit und Rauheit stets ein Gebiet der Jäger, Trapper, Holzfäller und Goldsucher bleiben. Deshalb entwickelt sich auch das Territorium Idaho, in welchem die Wasserscheide der beiden Ozeane gelegen, nur äußerst langsam. Die Ströme, welche es durchziehen, haben keine breiten fruchtbaren Thäler, sondern nur tiefe Cañons, und das Hochland ist für den Ackerbau zu wasserarm. Nur der schmale nördlichste Theil von Idaho, der sich wie ein Keil zwischen Montana und Washington einschiebt, und von der Nord-Pacific-Bahn durchschnitten wird, enthält ausgedehnte, ergiebigem Ackerbaues fähige Strecken.

8. Der Columbia und sein Stromgebiet.*)

„Wen die Götter lieben, den lassen sie nicht zu alt werden", sagt das Sprichwort. Ziemlich von der gleichen Länge, sterben Rhein und Columbia, der Rhein Amerikas, wie verschieden auch ihr Sterben an sich sei, — jenen ereilt es im Sande, dieser geht als kleines Meer im Ocean unter, — in verhältnißmäßiger Jugend. Geboren in der hohen eisigen Alpenlandschaft der Felsengebirge stürzt der Columbia in schäumenden Cascaden und brausenden Katarakten von den rauhen Höhen hinab in die herrlichen engen Flußthäler der großen Hochebene des Innern. Bald ein wenig zögernd, inmitten blumenreicher Wiesen, oder breiter, dürrer Salbeiwüsten, bald mit rasender Schnelligkeit und lautem Tosen durch die Engpässe der Gebirgsketten, welche seinen Weg zu verlegen suchen, jagend, eilt er dahin, der Berge wilder Sohn. Voll Jugendfrische und froher Wanderlust eilt er die terrassenartigen Abhänge des Plateau's hinab, kokettirt mit den Bäumen auf den malerischen Felsen, weckt das tausendstimmige Echo der tiefen dunkeln Gebirgsschluchten durch sein Brausen und Donnern, reißt alle kleinern und größern Bäche und Ströme in seinem Ungestüm mit sich fort, um endlich in der Fülle seiner Kraft jählings unterzugehen in den Fluthen des stillen Oceans. Das Alter mit seinem träge dahin schleichenden Leben durch flache prosaische Ebenen, fieberhauchende Sümpfe, labyrinthische Deltas und öde Sanddünen lernt dieser Rhein nie kennen.

In seinem Oberlaufe vorzugsweise nach Süden gewendet, durchströmt er nach der Aufnahme seines schönsten Nebenflusses, des Clarks Fork, im weiten nordsüdlichen Bogen das Territorium Washington von der canadischen Grenze bis zu jener Oregons.

Hier trifft er mit dem von Osten herankommenden Snake River zusammen, um mit ihm zur Strom-Majestät des pacifischen Gebiets vereinigt und als solche auf nahezu dreihundert Meilen die Scheidelinie zwischen Washington Territorium und Oregon bildend, westwärts dem Ocean zuzuströmen.

Wie der Columbia der Hauptstrom, und sein Thal der wichtigste und fruchtbarste Theil von Washington ist, ebenso innig ist der Snake oder Shoshonefluß mit dem Territorium Idaho verflochten, dessen Stromgebiet das letztere bildet. Dem Yellowstone-Park entspringend, wälzt sich der ansehnliche Strom zuweilen von dunklen Basaltwänden eingefaßt, durch das endlose Wüstenland Süd-Idahos eine Anzahl Schnellen und Fälle bildend, von denen der große Shoshone-Fall in einer Breite von 1500 Fuß und einer Höhe von 200 Fuß wohl einer der bedeutendsten Fälle

*) Newyorker Belletristisches Journal.

der Erde ist, und was Massenhaftigkeit anbelangt, vielleicht nur dem Niagara nachsteht.

Nahe der Einmündung des Snake River in den Columbia lenkt auch die Nord-Pacific-Bahn in das Thal des letzteren ein, um den Strom auf seinem ganzen Unterlaufe bis Portland, der Hauptstadt von Oregon, auf dem südlichen Ufer zu begleiten.

Ungefähr zweihundert und fünfzig Meilen oberhalb der Mündung, bereits zum breiten, mächtigen Strome angeschwollen, verläßt der Columbia die flachen, sandigen, salbeibedeckten Ebenen des Umatilla und stürzt sich in unvergleichlichem Engpaß durch das Cascaden-Gebirge. Von Meile zu Meile erheben sich höher, schroffer und wilder die düstern Basaltufer und die kahlen baumlosen Berge. Reißend eilen die grünen Gewässer durch die zahlreichen Strom-Schnellen an der Mündung des John Day-Flusses und brechen sich schäumend an den schwarzen Felsen, welche vereinzelt im Strombette stehen. Eine Meile unterhalb Celilo stürzt der Strom mit donnerähnlichem Brausen über eine zwanzig Fuß hohe Felskante. Bei hohem Wasserstande verschwinden diese Fälle und nur eine ununterbrochene Stromschnelle bleibt, über welche zuweilen verwegene Schiffer die leicht gebauten Dampfböte lenken. Mit voller Dampfkraft, getragen von den eilenden Wogen, schießt dann der schlanke Schiffsbau mit rasender Geschwindigkeit durch das kochende, sprudelnde Element, — und wehe dem kühnen Schiffer mit seinem Fahrzeuge wenn etwas eintritt, welches die Lenkbarkeit des Bootes hindert!

Das Flußbett erweitert sich jetzt zu einem See ähnlichen Becken. Am linken Ufer stehen drohend die tausend Fuß hohen düstern, senkrechten Felsenwände des Cap Horn, an deren Fuß ein scharfer Wind breite Flächen leichten weißen Sandes zu haushohen Bänken anhäuft. Dann verengt sich plötzlich das Becken. Der gewaltige Strom ist gezwungen, durch eine steinwurfbreite tiefe Schlucht sich hindurchzuzwängen. Schwindel erfaßt den Beobachter des gewaltigen Schauspiels, wenn er die brodelnden, gischtaufwerfenden, wirbelnden Fluthen ohne Rast und Halt dahinschießen sieht. Hier war vor Jahren ein Lieblingsrendezvous der Indianer. Hier zogen sie her zur Fischzeit von fernen Gegenden, um den Lachs zu spießen, während er sich mühsam gegen die Strömung aufwärts drängte. Hier lagerten sie zu Hunderten und Tausenden. Die Männer trieben Fischfang, hielten Wettrennen oder spielten, während die Frauen in rauchigen, übelriechenden Wigwams Mahlzeiten bereiteten, den Lachs reinigten, oder auf Schnüren gezogen in der Sonne zum Trocknen aufhängten. Etwas unterhalb der Enge, oder „the dalles,“ erweitert sich der Fluß und mehrere kleine, kahle, scharfe Felsen-Eilande treten hervor. Hier sind die Begräbnißstellen des rothen Mannes. In niedrigen, aus Schilf, Gestrüpp und Brettern gebauten Hütten, liegen die in Decken, Häuten und Matten, wie Mumien eingewickelten, aufeinander geschichteten Todten. Speisen, Waffen, Geräthe und auch

Spielzeug sind den Dahingeschiedenen auf der weiten Reise nach den ewigen Jagdgründen mitgegeben. Unweit davon, an den steilen Felswänden, finden sich die Spuren einer entschwundenen Halbkultur. Zahlreiche Hieroglyphen in weißer, gelber, rother und blauer Farbe, Sonne, Mond, Sterne, Waffen, Geräthe, Menschen, Thiere u. s. w. darstellend, geben Zeugniß von den Versuchen dahingegangener Generationen, ihre Ideen bildlich darzustellen. Nahebei, im Sande halb versteckt, liegen einige Steinplatten, in denen Menschengesichte mit großen Ohren und Hörnern eingegraben sind. Der matte Flüsterton einer halbverklungenen Sage sagt uns, daß ein Sonnensohn den Columbia herauskam, hier seinen Wohnsitz aufschlug, einen Tempel baute, durch Eroberung einen großen Staat gründete und während seiner Regierung jene Felsen mit den Symbolen zeichnete. Waren es Asiaten oder Azteken, welche vom Sturm verschlagen, den Columbia erreichten und hier temporär das Licht ihrer höheren Kultur aufflackern ließen, das bald wieder in der Nacht des Barbarenthums ersticken sollte? Die Denkmäler sowie die Sage vom Sonnengott, deuten auf die unglücklichen Ureinwohner des Montezumareiches.*)

Einige Meilen weiter, und der Fluß fließt wieder in gefaßter Ruhe dahin. Links, im Grün von Obst- und Schattenbäumen versteckt, liegt das freundliche Städtchen, The Dalles, rechts die kahlen Vorberge der Cascaden und vor uns die bewaldeten, sich über einander thürmenden Berge der Cascaden-Kette. Durch dieses Gebirge, fast rechtwinklig mit der Achse desselben, hat der Columbia sich seinen Weg gebahnt. Zu beiden Seiten dieses Passes stehen die elf- bis zwölftausend Fuß hohen, mit ewigen Schneefeldern und Gletschern bedeckten Berge, Hood und Adams, wie ernste Schildwachen.

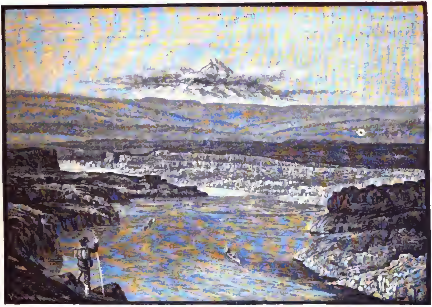
Auf elegant ausgerüstetem Dampfboote gleiten wir von hier den Columbia hinab. Schon umgeben uns die mit dichter werdendem Wald bedeckten zweitausend Fuß hohen Ufer-Berge. Eichen, Tannen, Fichten und Ahorn bekleiden die steilen Abhänge, während die kleinen Inseln und die niedrigen Ufer mit dem frischen Grün der Balsampappel geschmückt sind. Fast überall treten die steilen Gebirgsmassen unmittelbar an den eine Meile breiten Fluß. Hier und dort sind kleine Niederungen von einigen hundert bis tausend Acres, mit grünen Wiesen, goldenen Aehrenfeldern und weißen Farmhäusern, welche anmuthig aus Obstgärten und Weinbergen hervorlugen. Ungefähr fünfundzwanzig Meilen unterhalb The Dalles erweitert sich das Thal. Das sanft ansteigende Plateau des Hood-River eröffnet sich unsern Blicken nach links, und darüber hinaus, über Eichenhaine, Fichtenwälder, Getreidefelder, Obstgärten und liebliche Wohnsitze ragt in strahlender Majestät die Eispyramide des Mount Hood. Rechts bricht plötzlich aus dunkler, tiefer Schlucht der White Salmon

---

Henry F. Sucksdorf.

Fluß, dessen kalte, schäumende Fluthen von den Gletschern des Mount Adams dem Columbia zueilen. Ein Einschnitt im Gebirge zeigt uns auf einen Augenblick den weißen, gewölbten Scheitel dieses Bergkolosses.

Von hier abwärts nimmt die Großartigkeit der Scenerie zu. Bis zu einer Höhe von fünftausend Fuß steigen die dicht bewaldeten Berge empor. Ueberhängende Felsen; hohe senkrechte Wände, tiefe Schluchten; schräge, mit Geröll bedeckte Abhänge; scharfe Vorsprünge und Zacken; tiefe Rinnen und eine Anzahl Wasserfälle, welche



Oregon: Der Columbiafluß und Mount Hood.

über schwarze Felsenkanten plätschern oder herunterrieseln, — dies Alles und noch mehr zieht in allen möglichen Formen, Gestalten und Farben an dem bewundernden Auge vorüber. Wo nur ein Spalt, eine Ritze, ein Vorsprung dem sich ansammelnden Erdreich einen Halt bot, hat ein Strauch, ein Baum Posto gefaßt und treibt seine Wurzeln wie eiserne Keile in die zerklüfteten Basalt-Felsen. Die Ueppigkeit der Pflanzenwelt ist hier überhaupt erstaunlich. Wir haben die Grenze passirt, welche klimatisch die trockene, holzarme Ebene des mittleren Columbia von den Küstengebieten trennt. Wir sind in dem Bereich des lauen Passatwindes, der aus Südwest

seine Feuchtigkeit uns zuführt, um dieselbe in der kühlen Luft des Hochgebirges als beständige Niederschläge in Gestalt von befruchtenden Nebeln, Regen und Schnee fallen zu lassen. Ueberall, — auf den sturmgepeitschten Wipfeln, wo alle Aeste nach Osten gebogen sind; auf den schroffen Gehängen, in den finsteren Schluchten, selbst da, wo im ewigen Schatten des Gebirges ein Erdrutsch, seit Jahrhunderten nicht aufgethaute Schneebänke mit Kies und Geröll bedeckt sind, — sprossen und grünen riesige Nadelwälder und dichtes Unterholz.

Bei den oberen Cascaden angelangt, nehmen wir die sechs Meilen lange Eisenbahn nach den unteren Cascaden, um die reißenden Stromschnellen zu umgehen. Ein Schiffskanal wird hier gebaut, doch dürfte es anscheinend noch lange dauern, bis eine ununterbrochene Schifffahrt auf dem Columbia hergestellt ist. Bis dahin wird eine Eisenbahn-Gesellschaft von den Reisenden, Kaufleuten und Producenten exorbitante Zölle für die Passirung des Engpasses fordern, gerade so, wie im Mittelalter der grimmige Raubritter es machte. Andere Zeiten, andere Methoden, — nur das Princip, nach welchem der Stärkere den Schwächeren maßregelt, bleibt nach wie vor.

Wieder schwimmen wir den klaren, grünen Strom hinab. Rechts, hart am Ufer, erhebt sich der, an der Basis drei bis vier Acres messende, neunhundert Fuß hohe „Castle Rock" mit seinen senkrecht abfallenden Wänden. Oben auf dem platten Scheitel grünt ein Wäldchen von Douglas-Tannen. Links, am steilen Oregon-Ufer, erblickt man die viertausend Fuß dicke, dunkle Basalt-Schicht. In regelmäßigen, mächtigen, horizontalen Schichten übereinander gethürmt, liegen sie da, die succesiv erstarrten Fluthwellen eines Feuermeers, die beredten Zeugen der Titanenkämpfe grauer Vorzeit. Wie senkrecht übereinander gestapeltes Scheitholz stehen die sechskantigen Basalt-Säulen oder bilden, von Bergbächen durchbrochen, Erscheinungen, wie den Riesen-Fußweg Irlands oder die Fingals-Höhle Schottlands. Aus finsterer Schlucht stürzt plötzlich der Multonomo-Bach über eine 800 Fuß hohe Felswand, um unten angelangt, dem nahen Columbia zuzueilen. Das stark durchbrochene Gebirge ist voll von Schluchten, reißenden Bächen und zahllosen Wasserfällen von allen Höhen und Größen. Jetzt erhebt sich rechts die senkrechte, hohe, drohende Basaltwand „Cap Horn". Kleine Bächlein, von grünen Farrenkräutern umrauscht, rieseln munter herunter und verschwinden plätschernd im Columbia. Die unaufhörliche Brandung hat vorspringende Felsen zu schlanken Pfeilern und zierlichen Zuckerhüten gedrechselt. Etwas unterhalb, auf der andern Seite, ergießt sich der Latourelle-Bach über einen überhängenden, vierhundert Fuß hohen Felsen in ein rundes Becken, in welchem sich zahlreiche Bachforellen ergötzen. Wenn man unter dem Felsen hinter dem Wasserfall steht, genießt man ein herrliches Schauspiel. Wie aus den Wolken gegossen, schießt der Bach herab, löst sich auf in Nebel, Staub und Regenbogen, und verschwindet schließlich mit scharfem Gezisch in dem brodelnden Kessel.

Keine Feder, ja kaum der Pinsel des Malers vermag der überwältigenden, großartigen Pracht des Columbia-Cañons gerecht zu werden. Es ist nicht das Liebliche, das Freundliche, welches hier entzückt, — es fehlen hier dem pacifischen Rhein die Schöpfungen der Kultur, die malerischeu Dörfer und Städte, die herrlichen Burgen und Ruinen, die prächtigen Villen, die reizenden Weinberge und Anlagen seines europäischen Namensvetters. Das Idyllische weicht hier bescheiden zurück, und nur die titanenhaften Formen treten mit imponirender Gewalt in den Vordergrund. Es ist echt amerikanisch, das Land der Riesen-Wasserfälle und der Riesen-Schluchten.

Endlich haben wir die flacheren Ufer des Willamette-Thales erreicht. Die Vorberge der Cascaden werden niedriger und verschwinden allmählich im bläulichen Duft, während die blendend weißen Eiskegel der Kette vor unseren Augen scheinbar höher und höher in den blauen Aether hineinragen. Träumerisch, fast noch betäubt von der Macht der gewaltigen Eindrücke, gleiten wir auf der breiten, spiegelglatten Fläche dahin, — vorbei an dem freundlichen Städtchen Vancouver; vorbei an der Mündung des Willamette; vorbei an Columbia City, St. Helen und Kalama; vorbei an den schroffen Tertiärbildungen des Küstengebirges, welches der Columbia auch durchbrechen mußte; vorbei an Dampfböten, Fischerkähnen, Dampfern und bewimpelten Schiffen nach Astoria nahe der Mündung. Hier müssen wir bleiben, — aber der Columbia eilt rastlos in ungeschwächter Kraft weiter, um jählings, ohne die Gebrechen des Alters empfunden zu haben, mit kühnem Sprunge, selbst schon ein kleines Meer, in den Schooß des größten Oceans zu versinken.

* * *

Das vom Columbia und seinen Nebenflüssen bewässerte Gebiet des „Neuen Pacifischen Nordwestens" umfaßt, vom Stillen Ocean bis zum Hauptzuge der Felsengebirge reichend, die Gebiete von Oregon, Washington-Territorium, Nord-Idaho und West-Montana. Seine Grenze nach Norden bildet die Scheidelinie der Vereinigten Staaten und Britisch-Amerika's, nach Süden die Grenze Californiens und weiterhin die unregelmäßigen Züge der Blue-Mountains, welche sich von der Caskaden-Kette nach den Felsengebirgen hinüberwerfen und hier, als der Nordrand des einstigen amerikanischen Binnenmeeres, den fruchtbaren Pacifischen Nordwesten von den öden Hochsteppen des großen Continentalbeckens des Salzsees trennen. Alles in Allem sind das etwa 225,000 Quadratmeilen, — mehr als die Bodenfläche des ganzen Deutschen Reiches. Die Bevölkerung dieses Gebiets betrug nach der Zählung von 1880 gegen 260,000 Seelen, wird aber unter der gerade seitdem in stetigem Steigen begriffenen Einwanderungsfluth nach dem neuen Nordwesten zum Mindesten auf 300,000 angewachsen sein. Da sie sich im Jahre 1870 noch auf keine 125,000

belief, — von denen 90,000 allein auf Oregon entfielen, — so bietet dieses neueste Land der Union das Bild einer kürzlichen Bevölkerungszunahme, welche selbst innerhalb des Dampf-Aufschwungs, in welchem wir seit Kurzem den ganzen großen Westen begriffen sehen, unser Erstaunen erregen muß.

Oregon wurde von Napoleon I. an die Regierung der Vereinigten Staaten, damals unter Jefferson's Präsidentschaft, gleichzeitig mit Louisiana verkauft. Schon damals protestirte England dagegen, daß dieses nördlich von Louisiana beginnende, noch von keines weißen Mannes Fuß gekreuzte Gebiet sich so weit nach Nordwesten erstrecken solle, daß daraus eine Collision mit seinen, bis zum Stillen Ocean reichenden, canadischen Land-Ansprüchen erwachsen möchte. Und noch gar manches Jahrzehnt hat es genommen, bis diese Grenzfrage schließlich im Jahre 1846*) unter Präsident Polk dahin geregelt wurde, daß der 49. Grad nördlicher Breite auch westlich von den Felsengebirgen die Scheidelinie zwischen Britisch Amerika und der Union zu bilden habe. Aber nicht nur England im Norden, sondern auch Spanien hatte, auf die ersten Entdeckungen seiner alten Seefahrer gestützt, nach Westen hin das Recht der Vereinigten Staaten bestritten, ihren, unter dem Namen von „Oregon" einbegriffenen, französischen Landkauf als bis zum Stillen Ocean reichend zu verstehen. Erst lange nachdem die Amerikaner bereits durch die Erforschungsreisen von Lewis und Clark und die Gründung Astoria's und anderer Handelsposten am Columbia von dem Stromgebiet des letzteren faktisch Besitz ergriffen hatten, erst im Jahre 1819, war von der Madrider Regierung das nordwestliche Territorium bis zur Grenze Californiens in aller Form an die Vereinigten Staaten abgetreten worden. Und in dieser Ausdehnung den ganzen Felsengebirgs- und pacifischen Nordwesten der heutigen Union umfassend, wurde es in einer Größe von 308,000 Quadratmeilen im Jahre 1849 als „Territorium Oregon" organisirt. Die weiße Gesammtbevölkerung dieses kolossalen Landbereichs betrug damals etwas über 13,000 Seelen, die sich fast ausschließlich auf das Willamette-Thal beschränkten. Alles Uebrige, — sowohl die endlosen Wälder des Westens und Nordens, wie die nicht minder endlosen Hochprairieen des Ostens des ungeheuren Territoriums, — gehörte den Indianern, und die Wildbeute dieser Jagdgründe sowie die unerschöpflichen Fischereien des Columbia und des Puget-Sound lieferten Hunderttausenden genügenden Unterhalt.

Wo sind diese Hunderttausende heute hin? Die Antwort ist hier dieselbe, wie überall, wo der weiße Eroberer noch auf amerikanischer Erde in Berührung mit dem Ureinwohner derselben gekommen ist. Gegangen sind sie und vergangen, dem

*) Zum letzten Austrage wurde die Frage erst 1872 durch die Entscheidung des zum Schiedsrichter zwischen den beiden Mächten bestellten Kaisers von Deutschland gebracht, der die noch immer streitige Puget-Sound-Grenzlinie quer durch die San Juan da Fuca-Straße zog.

geheimnißvollen Naturgesetze gemäß, welches hier zu walten scheint, und das die bloße Nähe, den bloßen Athem des Kaukasiers zum Verderben des rothhäutigen Menschenkindes macht! Es mag viel sein, wenn sich heute noch 25,000 Indianer im Oregon und Washington Territorium befinden. Noch vor nicht langer Zeit machten sie den weißen Ansiedlern, namentlich östlich von den Cascaden-Gebirgen in den Modoc- und Nezpercès-Kriegen, genug zu schaffen, und fast nirgends ist im Munde älterer Bewohner das grausame Wort: „Nur der todte Indianer taugt etwas!“ noch heute so lebendig, wie hier. Jetzt leben sie auf „Reservationen“, oder man trifft sie auch gelegentlich in zigeunernden Trupps, welche an Schmutz und Verkommenheit mit den europäischen Pußten-Nomaden erfolgreichst wetteifern. Aber auch an lohnenden Civilisations-Versuchen hat es nicht gefehlt. In den fruchtbaren Prairieen des Big Bend des Columbia, wo unter andern auch der vielgenannte Chief Moses seßhaft ist, giebt es mehr als eine erfolgreiche indianische Acker-Kolonie. Bei Tacoma am Puget-Sound befindet sich eine blühende Indianer-Mission mit Schulen und allerlei industriellem Betriebe. Und endlich liefert die Indianer-Schule von Forrest Grove bei Portland den unwiderlegbaren Beweis, daß das rechtzeitig aus seiner wilden Umgebung entfernte Indianer-Kind durchaus gesittungs- und bildungsfähig ist, und dies auch bleibt, — bis es wieder in der Umgebung seiner Stammesgenossen des leicht und gern gewonnenen Kultur-Firnisses verlustig geht.

* * *

Die Hauptstadt des pacifischen Nordwestens und gleichzeitig auch die größte und wichtigste Handelsstadt sämmtlicher westlich der Felsengebirge liegenden Territorien von 40° nördl. Breite bis hinauf nach Alaska ist Portland. Vom Standpunkt des Landschaftlichen aus ist die Lage der Stadt von ganz ungewöhnlichem Reiz. An einem breiten gewundenen Fluß inmitten eines nicht zu weiten Wiesenthales gelegen, dessen Ränder zu herrlich bewaldeten Hügellehnen ansteigen, sitzt sie so sehr im Grünen drin, daß man sie unwillkürlich die „Gartenstadt des Pacific“ nennen möchte. Dazu als weiterer Rahmen: die Ausläufer der Küstengebirge und die Uferberge des Columbia im Westen, im Osten aber das Cascadengebirge mit den in ewigem Schneepanzer in den Himmel hineinschneidenden Landwächtern des Mount Hood im Südosten, und des schimmernden Zwillingspaares Mount St. Helens und Adams im Nordosten, — in der That, man kann in den Vereinigten Staaten lange suchen, bis man eine zweite Stadt findet, deren Lage das Liebliche und Romantische so glücklich verbindet, wie die junge Oregoner Hauptstadt.

Portland liegt etwa hundert englische Meilen vom Ocean, und zehn Meilen vom Columbia-Strom entfernt, also sozusagen mitten im Binnenlande, ist dabei aber doch eine See- und Hafenstadt ersten Ranges. Portland liegt an dem das westliche

Oregon in nördlicher Richtung durchfließenden Willamette, zehn Meilen von der Mündung dieses tiefen und breiten Flusses in den Columbia, so daß die großen Seeschiffe ungehindert die Werften und Docks von Portland erreichen können. Wie überrascht den vom Inlande Kommenden der Anblick des großartigen See- und Hafenlebens inmitten von Wald und Hügelland!

Die zur ersten oregonischen Einwanderung gehörenden Pioniere, welche an der Stelle, wo das heutige Portland steht, ihre Blockhütten errichteten, dachten wohl selbst in ihren kühnsten Träumen nicht daran, daß sie hier den Grund zu einer Stadt legten, die schon so bald eine Rolle im Weltverkehr spielen würde. Und als dann die Niederlassung im Jahre 1851 als Stadt inkorporirt wurde und bald zu wachsen begann, ausländische Schiffe an ihren Landungsbrücken sah, Feuersbrünste, Handelskrisen und andere echt großstädtische Dinge erlebte, da war es plötzlich zu spät, ihre Lage zu ändern, und es blieb nichts Anderes übrig, als aus dem ursprünglich Versehenen wenigstens nachträglich das möglichst Beste zu machen.

Und das ist seitdem auch, soweit es thunlich war, geschehen. Die Stadt erstreckt sich nicht nur in verhältnißmäßig geringer Breite, dafür aber in so ausgesprochenerer Längen-Entwickelung dem Flußufer entlang, sondern ihr Wachsthum vollzieht sich auch auf's Entschiedenste nach Norden, also in der Richtung nach dem Columbia hin. Und da sie auf diese Weise bei einer heutigen Einwohnerzahl von 30,000 Seelen bereits eine Länge von nahezu drei Meilen erreicht hat, so liegt gar kein Grund vor, daß sie sich, bei dem ihr ja eigentlich jetzt erst bevorstehenden wirklichen Aufschwung, in nicht gar zu ferner Zeit bis in die unmittelbare Nähe des Columbia vorangeschoben und damit das weise Beispiel des Propheten nachgeahmt haben wird, der bekanntlich seinerseits zum Berge ging, da dieser nun einmal nicht zu ihm kommen konnte. Bezeichnend für die Zukunftsentwickelung Portland's in dieser Richtung ist die Thatsache, daß der eigentliche Hafen von jeher sein äußerstes Nordende bildet, und daß die „Northern Pacific" und „Oregon Railroad and Navigation Company" eine kleine Stadt von Werft-, Dock-, Brücken- und Bahnhof-Bauten gerade hier anlegten. Der Wasserstand des Willametteflusses ist sehr veränderlich, und man war deshalb in Portland bemüßigt, die Docks auf hohen Pilotenunterbauten anzulegen, welche bei niedrigem Wasserstand dem Hafen ein unschönes Aussehen geben. Dafür ist die innere Stadt desto imposanter, im Charakter der Straßen und Häuser an die beiden Portland nächstgelegenen Großstädte San Francisco und Minneapolis erinnernd. Die Stadt liegt auf dem ebenen Thalboden zwischen dem Fluß und den Bergen der Umgebung; die Straßen sind regelmäßig und hinreichend breit. Im Geschäftsviertel sind die Straßen mit Granitblöcken gepflastert, die Häuser sind dort aus Backstein oder Quadern erbaut, vier bis fünf Stockwerke hoch, und ganz von großstädtischem Ansehen. Wie in San Francisco, so

waren auch in Portland eine Anzahl Feuersbrünste die nächste Veranlassung, an Stelle der Holzgebäude so solide Steinfronten aufzuführen, wie sie heute die dem Flusse zunächst liegenden Langstraßen zeigen. Auf ihnen befindet man sich thatsächlich auf Heerwegen des mannigfachsten Großgeschäfts, von dem ein weites, in stündlichem Aufblühen begriffenes Hinterland mit seinen Civilisationsbedürfnissen abhängt. Aber wie viel Gutes hier auch schon der gefräßige Feuerdämon gestiftet, er scheint damit seine Aufgabe noch keineswegs für vollbracht zu halten. Es ist eine in Portland selbst am Wenigsten geleugnete Thatsache, daß es keine Stadt in der Union giebt, in welcher Brände so sehr zur Tages-, beziehungsweise Nacht-Ordnung gehören, wie hier. Ein Blick auf die hier jedes übliche Maß übersteigenden Prämienansätze der Versicherungs-Gesellschaften bietet die beste Illustration dieses feurigen Nothstandes.

Wie San Francisco hat auch die jüngere pacifische Hauptstadt ihre Chinesen und das von diesen gelben Ratten des großen Westens unzertrennliche Chinesen-Viertel. Und hier wie dort hat es sich mitten im Herzen der Stadt eingenistet, nur mit dem für Portland günstigen Unterschied, daß das für letzteres bei der geringen Breite seiner langgestreckten Anlage nicht so schlimme Folgen hat, wie in dem nach allen Seiten hin gleichmäßig arrondirten Stadtweichbilde am Goldenen Thor. Aber darum ist es an sich nicht weniger überraschend, auch hier das Himmlische Reich mit allen seinen Paraphernalien plötzlich, wie einen soliden Keil mitten durch das rege und großstädtische Bild amerikanischen Stadtverkehrs und Stadttreibens, wie es gerade die beiden Hauptgeschäftsstraßen Portlands bieten, hindurchschneiden zu sehen und diesen Keil selbst durchkreuzen zu müssen, um jenseits desselben wieder aus China nach Amerika zu gelangen. Da fehlt vom chinesischen Fleisch-, Frucht- und Cigarren-Laden bis zum Josh-Tempel, von der Opium- und Spiel-Hölle bis zum Theater, das sich fast zu allen Tages- und Nachtzeiten durch seine weithin gellende und dröhnende Musik dem Publikum anzeigt, nichts, dessen John Chinaman bedarf, um sich auf amerikanischem Boden ganz „bei sich" zu fühlen. Vor allen Dingen ist es die letztgenannte dieser mongolischen Institutionen, deren künstlerische Genüsse der auswandernde Sohn des Reiches der Mitte bekanntlich mit derselben Gewissenhaftigkeit überall mit hinnimmt, wie seine schmutzigen Schlafstätten und seine Opiumfreuden, auf welche die Portlander Chinesen besonders stolz sind.

4. Längs der Westküste des Continents.

Die Entfernung vom Goldenen Thor nach der Columbia-Mündung beträgt über See fünfhundert und fünfzig Meilen. Sie wird von den Dampfern der mit der Nord-Pacificbahn administrativ verbundenen „Oregon Railway and Navigation

Company“ in zwei Tagen zurückgelegt. Die Fahrt bis Portland, welche in einer Länge von weiteren hundertundzehn Meilen erst den Columbia, sodann eine kleine Strecke den dem letzteren von Süden her zuströmenden Willamette hinauf auf denselben Dampfern zurückgelegt wird, nimmt einen anderen halben Tag in Anspruch. Obschon die ununterbrochene Eisenbahnverbindung zwischen San Francisco und Portland bereits hergestellt ist, so wird ein großer Theil des Verkehrs zwischen diesen beiden



Ansichten aus Alaska.

wichtigsten pacifischen Handelsplätzen noch immer durch die Dampfer-Flotille der genannten Compagnie besorgt. Dieselben gehen neuerdings regelmäßig alle vier Tage von den beiden Hafenplätzen ab. Außerdem unterhält die Compagnie eine regelmäßige Dampfer-Verbindung zwischen San Francisco und dem Puget Sound und in den Sommermonaten auch eine solche mit Sitka, der Hauptstadt Alaskas, welches, wie hier gleich bemerkt sei, durchaus nicht der in ewigem Schnee und Eis



Gebirgs-Scenerie in Britisch Columbien.

vergrabene arktische Platz ist, als welchen unsre Phantasie sich es häufig vorzustellen liebt. Die Landverbindung zwischen dem Columbia und dem Sacramento bildet in ihrer Vollendung eine der interessantesten Bauten des an anziehenden Bahnlinien ohnehin schon jetzt so reichen pacifischen Westens. In zwei der gesegnetsten Flußthälern, dem des Willamette, und, südlich von der Wasserscheide des Shasta Bergriesen, in jenem des Sacramento hinführend, mit dem steten Ausblick auf die Kaskaden-Kette und die sie südwärts fortsetzende Sierra Nevada, wird diese Bahn nicht nur die große Verkehrs-Pulsader eines der herrlichsten Kulturländer des nordamerikanischen Kontinents, sondern auch einen wahren Heerweg des Genusses für den Vergnügungsreisenden bilden.

Aber auch die Ocean-Reise bietet dem Letzteren gar Manches, was nicht jede Meerfahrt zu bieten vermag. Ihre verhältnißmäßige Kürze und die in jeder Beziehung vortrefflichen und zuverlässigen Dampfer, auf denen sie zurückgelegt wird, machen es allein schon zu einer im Leben jedes Touristen interessanten Periode, auch einmal den Stillen Ocean befahren zu haben, der freilich nicht immer diesen Namen verdient. Aus dem von allerhand Befestigungen, Leuchtthürmen und sonstigen Hafenbauten flankirten Goldenen Thor herausdampfend, sieht man zur Linken die aus den Fluthen ragenden Klippen, auf denen die berühmten Mündel und Pfleglinge der San Franciscaner, die Seelöwen des Cliff House, ihr wunderliches Wesen treiben. Gerade aus, in weiter Ferne, dämmern die Felsen-Inseln der Farallones, oft nur gleich hellblauen Flecken über der dunkelblauen Meerfläche. Zur Rechten gegen Norden aber steigen jene braunen, in ihrer stellenweisen Jähheit wie zur Anlage eines amerikanischen Gibraltar auffordernden Felsen des nördlichen Thorpfeilers des Goldenen Thores auf, um welche der Dampfer in vorsichtigem Bogen herum gleitet, um das Fahrwasser des offenen Oceans zu gewinnen. Eine halbe Stunde noch, und auf des letzteren bewegten Fluthen beginnt er die nordwärts gerichtete eigentliche Meerfahrt. Wie ein ununterbrochener starrer Gebirgswall bleibt ihm die Küstenkette zur Rechten. Keine Einbuchtung, keine Lücke, — obgleich es deren an einigen Stellen giebt, — vermag das Auge von Bord des Dampfers aus in dieser geschlossenen Bergmauer zu entdecken. Keine Ortschaften, keine auch noch so dürftigen Kultur-Anlagen erscheinen am Strande. Hie und da ein Leuchtthurm, hie und da ein Fischer-Anwesen, — das ist Alles, wodurch die Hunderte von Meilen dieser malerischen Küste gelegentlich auch eine leichte Zuthat von menschlicher Staffage bekommen, welche darauf hindeuten könnte, daß jenseits dieses Gebirgswalles die gesegneten Gefilde Nord-Californiens und West-Oregons liegen. Es ist, als ob eine eifersüchtige Schöpfung dieselben gegen den Ocean habe sorglich abschließen wollen. Erst dort, wo sich der Columbia seinen Weg durch diese ununterbrochene Ufermauer erzwungen, öffnet sich zum ersten Mal der fest geschlossene Küstengebirgs-Zug, um zwischen weit

aufgeworfenen Berg- und Felsen-Thorflügeln diesseits der schäumenden Barre dem König der pacifischen Ströme auch eine wahrhaft königliche Mündungs-Breite freizulassen.

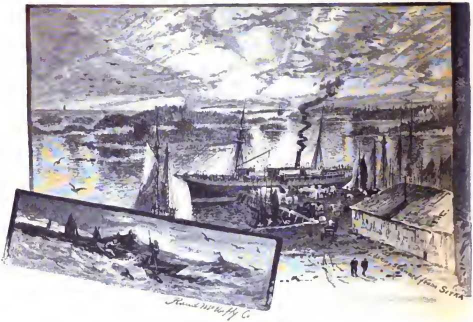
Ein großartigeres und zugleich anmuthigeres Fluß-Panorama, als das der Einfahrt in den Columbia, ist nicht leicht zu erdenken. Berge, bis zur vollen Gebirgshöhe ansteigend, auf allen Seiten. Die beiden äußersten Vorgebirge, Cap Hancock im Norden und Tillamock Head im Süden, etwa zehn Meilen von einander entfernt. Zwischen ihnen, durch lange Kämme weißen Schaumes angezeigt, die Linie der gerade bei diesem Fluß so sehr gefürchteten Barre. Hinter ihnen und den übrigen unmittelbaren Uferbergen und Uferfelsen höheres Gebirge mit mächtigen Rücken und Kämmen, über welche hinweg von Süden her der täuschend einem gigantischen mexikanischen Sattel ähnliche Saddle Mountain aus einer Höhe von 7000 Fuß herübergrüßt. Alle diese Berge, Bergrücken und Bergabhänge aber, mit einem Wort, dieses ganze Berg- und Gebirgsland, durch welches der meerfundbreite Strom sich hier seinen Weg erzwungen hat, ist mit endlosen dichten Waldungen bedeckt, welche sich nach der Seeseite zu bis in die Brandung, an den Ufern des Flusses bis in die Wasser desselben hinunterschieben. Das Ganze ein Wald- und Bergstrom von solcher Herrlichkeit und Majestät, wie ihn die gemäßigte Zone unseres Erdballs kaum zum zweiten Male aufweist!

Wir haben dem Willamette und der an seinen Ufern hingelagerten Hauptstadt von Oregon, Portland, bereits unseren Besuch abgestattet und wollen nun per Eisenbahn und Dampfer einen Ausflug nach dem herrlichen Puget Sound unternehmen.

Von dieser im Ganzen etwa zweihundertundfünfzig Meilen betragenden Fahrt wird das erste Drittel, von Portland bis Kalama am Columbia, per Dampfer; das zweite, von Kalama bis nach dem an der Spitze des südlichsten Fjordes des Puget Sound liegenden Takoma, auf der ältesten pacifischen Strecke der Nord-Pacificbahn; der Rest endlich, von Takoma nach Victoria auf Vancouver wieder per Dampfer zurückgelegt. Jede dieser drei Arten der Reise hat ihre besonderen Reize und Schönheiten, die in der Erhabenheit der Wasser-, Wald-, Hügel- und Hochgebirgs-Scenerien des Puget Sounds ihren krönenden Abschluß finden.

Die erste von ihnen, die Fahrt auf dem Columbia in der Wald- und Hügel-Herrlichkeit seines unteren Laufes benutzen wir dieses Mal nur dazu, um im Vorüberdampfen einen Blick auf die weltberühmte Lachsindustrie dieses Flusses zu werfen, der man allerdings nach den keineswegs sehr eleganten, oft nur eben auf nothdürftigem Pfahlwerk zwischen den Fluß und das unmittelbar von ihm aufsteigende Ufer eingeklemmten Etablissements, den sogenannten „Canneries“, zu urtheilen, diese Weltberühmtheit kaum ansehen würde. Aber Zahlen beweisen nun einmal mehr in diesen materiellen Tagen, als malerische Arrangements und imponirende Aeußerlichkeiten,

und so wird man auch aus den nachstehenden statistischen Angaben neuesten Datums über die große Lachs-Industrie des Columbia einen ungleich besseren Begriff von derselben gewinnen, als aus dem erfolgreichsten Versuch, die Lachs-Packereien mit ihrer chinesischen Arbeiter-Staffage zu beschreiben. Die von der Mündung des Columbia, wo die Lachsindustrie in Astoria ihren naturgemäßen Mittelpunkt hat, bis zu den Kascaden und den Dalles, vom 1. April bis zum 31. Juli jedes Jahres mit dem Fang des werthvollen Fisches beschäftigten Boote wurden 1883 auf dreizehn-



Der Hafen von Sitka, Alaska.

hundert, das in der Ausrüstung an Netzen und sonstigen Geräthen angelegte Capital auf eine und drei Viertel Millionen Dollars beziffert. Die Zahl der „Canneries" selbst, in denen die gefangenen Fische zertheilt, präparirt und dann in den bekannten Blechbüchsen gesotten, verlöthet und endlich dutzendweise in Kisten verpackt zum Versand fertig gestellt werden, betrug einundsechzig. Das von ihnen aber verfrachtete gesammte Campagne-Ergebniß belief sich auf 530,651 Kisten im Gesammtwerth von 2,800,000 Dollar. Wenn man bedenkt, daß diese Industrie erst etwa seit sieben bis

acht Jahren besteht, — so wird man sich angesichts solcher Zahlen eines gerechten Staunens nicht enthalten können. Freilich geht mit dem Staunen auch hier die nun einmal in Amerika auf keinem Gebiet der gewerbsmäßigen Naturausbeutung zu unterdrückende Sorge ob der damit verknüpften Verwüstung Hand in Hand. Und in der That hatte sich Ende der siebziger Jahre eine so bedenkliche Verminderung der alljährlich zur Erledigung ihrer Laichverpflichtungen vom Ocean in den Columbia einwandernden Lachs-Heerschaaren bemerklich gemacht, daß selbst die Behörden



Seattle, die Hauptstadt des Washington-Territoriums.

von Oregon von dieser Sorge ergriffen wurden. Es wurde eine auf vier Monate beschränkte Fangzeit fest gesetzt; gewisse Fangmethoden, durch welche die zwei- und dreifache Anzahl der zu verwendenden Fische zwecklos getödtet ward, wurden verboten, und noch andere Maßregeln zum Schutz und zur Förderung der Lachs-Industrie ergriffen.

Bei Kalama auf dem rechten Columbia-Ufer betreten wir den Boden des Territoriums Washington. Hier, wenn irgendwo im Bereich der Vereinigten Staaten,

wird man im Lauf der nächsten zehn Jahre sehen und studiren können, was die Worte „amerikanisches Wachsthum" und „amerikanische Entwickelung" zu bedeuten haben. Bis zu einem gewissen Grade kann man es freilich schon jetzt. Als es 1853 mit Idaho zusammen als ein großes eigenes Territorium von Oregon abgetrennt wurde, hatte es auf etwa 120000 Quadratmeilen 3965 zählbare weiße Einwohner. In seiner heutigen Größe von 64994 Quadratmeilen hatte es deren nach dem Census von 1880: 75120, ist es mithin unter Zurechnung der seitdem erfolgten neuen Zuwanderung längst zur „Verstaatlichung" von Congresses Gnaden reif geworden.

Die Eisenbahnfahrt von Kalama nach Takoma führt den Reisenden direkt nordwärts, so daß er beständig das Kascaden-Gebirge mit seinen waldigen Langkämmen, aus denen von Zeit zu Zeit die, die unvergleichliche Sonderschönheit dieses herrlichen Gebirges bildenden, mit ewigem Schnee gepanzerten alten Riesenvulkane aufragen, zu seiner Rechten hat. Kann er beim Besteigen der Bahn in Kalama, halb rückwärts gewendet, noch den Mount Hood wie einen blendenden Eiskegel an dem blauen Horizont, und mehr zu seiner unmittelbaren Seite das schneeige Zwillings-Paar des Mount Adams und Mount St. Helens über die sie umgebende Wald- und Gebirgswelt aufragen sehen, so tritt schon nach wenigen Meilen der herrlichste von allen, der scheinbar aus der Tiefebene selbst, wie ein blendender Eiszacken, zu seiner vollen Montblanc-Höhe aufschießende Mount Reynier in seinen Gesichtskreis, um nicht wieder daraus zu verschwinden. Wie der unerschütterliche Wächter dieses ganzen Wald- und Seegebiets erhebt er sein stolzes Haupt über den Puget-Sound. Man meint, diesen letzteren auf flüchtigem Dampfer befahrend, der Berggigant stände unmittelbar an dem letzten Ausläufer desjenigen seiner Fjorde, in den man gerade hineinblickt. Und doch beträgt seine geringste Entfernung von irgend einem Uferpunkt volle sechzig Meilen! Diese Fjorde selbst aber in ihren hundertzackigen, von den coulissenartig in die grüne Meeresfluth hinein ragenden Tannenwaldungen eingefaßten Ausläufern zu schildern, das muß füglich dem Maler überlassen werden, vorausgesetzt, daß er über einen Proteus-Pinsel verfügt, der die proteisch-wechselnde Bilderfülle, durch welche uns der in Takoma wieder bestiegene Dampfer auf der Schlußfahrt bis Victoria hindurchführt, festzubannen vermag.

Nicht lange, und zum Mont Reynier in seiner unberührbaren Majestät gesellt sich weiter nordwärts der ihm gleiche Mount Baker. Im Westen aber, an der Küste des Oceans, steigen die Küstengebirge plötzlich zu der achttausend Fuß hohen Olympic-Kette auf, welche, von der Mitte des September an mit Schnee bedeckt, kaum noch des allabendlichen Alpenglühens bedürfte, um alle Zauber der europäischen Schweiz hier im äußersten amerikanischen Westen wieder lebendig zu machen. Und dazu an den Ufern des Sound und seiner Ausläufer selbst zahllose Sägemühlen,

aufblühende Städte, Eisenbahnlinien und Dampferdépôts, — fürwahr, wer hier, inmitten der herrlichsten Natur, nicht auch zugleich den vollsten Werde-Puls amerikanischer Civilisations-Eroberung fühlt, und unter den Schlägen desselben diese große Natur nur noch größer findet, als sie es ohnehin ist: dem wurde einfach der Sinn für Beides, für Natur- und Menschen-Schöpfung zugleich, versagt!

Seinen höchsten und unvergleichlichsten Reichthum besitzt dieser neue Pacifische Nordwesten entschieden in seinen Holzschätzen. In Oregon dehnen sich östlich und westlich des Kaskaden-Gebirges, vornehmlich aber in dem eigentlichen pacifischen Gebiet des Staates, Waldungen hin, welche noch nie der Fuß des Pioniers, Holzfällers, Jägers oder Fallenstellers gekreuzt. Ueberall ist hier, wie auch an den Nordabhängen der Blue-Mountains, der Ueberfluß an brauchbarem Nutzholz, vor allen Dingen an der herrlichen Waldkönigin des pacifischen Nordwestens, der Douglaß-Tanne, so groß, daß noch auf Jahrzehnte hinaus von hier aus drei und vier Mal so große, aber holzarme Gebiete mit diesem unerläßlichen Geschenk der Pflanzenwelt versorgt werden könnten. Und doch beginnt das eigentliche Waldparadies erst nördlich vom Columbia im Washington-Territorium, wo es sich von den Küstengebirgen über die Kascadenkette hinweg bis zu den hier die Felsengebirge flankirenden Bitter root Mountains erstreckt, um Berg, Thal und Ebene in eine Urwaldfülle und Urwaldpracht zu hüllen, welche sich am Ocean und den zackigen Fjorden des Puget-Sound bis unmittelbar in die brandende Weltmeerfluth selbst himabschiebt. Man schätzt das Bauholz, welche die bis zu 200 und 250 Fuß kerzengerader Höhe aufgeschossenen Riesen dieser Tannen-Wildnisse liefern, auf 25 000 Fuß per Acre, und die letzte große Ländermessung, welche zwischen dem Columbia und Puget-Sound stattgefunden, beziffert den ganzen hier angehäuften Schatz lebendigen Holzes auf 160 000 Millionen Fuß, — eine Zahl, deren Bedeutung man sich erst durch einen Fachmann klar machen lassen muß, um einen Begriff von Dem zu bekommen, was sie vorstellt. Das bis jetzt, d. h. in den letzten fünfunddreißig Jahren aus dieser Holzschatzkammer mit der Axt entnommene und in den Sägemühlen des Puget-Sound und des Columbia-Flusses verarbeitete Holz wird auf 2500 Millionen Fuß geschätzt, — allerdings nur eine verschwindende Kleinigkeit gegen jenen 160 000 Millionen Reichthum. Aber wie die amerikanische Civilisation in ihrem Schaffen und Hervorbringen in wahrhaft gespenstischer Hast voranjagt, so stürmt sie auch als Vernichterin mit losesten Zügeln einher. Und wie uneinnehmbar auch noch in diesem Augenblick die Waldbollwerke erscheinen mögen, mit welchen die Natur hier den ganzen Nordwesten bewehrt hat, so ist es, als sollte man angesichts der schon den ganzen Puget-Sound umschnaubenden Sägemühlen, und angesichts der unablässigen Waldbrände, die hier zum Himmel lodern, bereits jetzt die Frage aufwerfen: Wie lange wird nach der Vernichtung der Forsten Wisconsin's und Minnesota's wohl der große „Kulturkampf“

mit dieser reichsten aber auch letzten Holz-Schatzkammer der Vereinigten Staaten dauern?

Aber wie dem auch sei, für denjenigen, welcher den Puget-Sound und Washington mit offenem Auge bereist hat, kann kein Zweifel mehr bezüglich der Zukunft dieses Landes bestehen. Washington wird in nicht zu ferner Zeit zu einem großen, volkreichen Staate geworden sein, welcher vielleicht an der Küste des Stillen Ozeans dieselbe Rolle spielen wird, wie etwa Pennsylvanien an jener des Atlantischen Ozeans. Die jungen Städte Tacoma, Seattle u. s. w. werden zu Riesen heranwachsen, und selbst das bisher als öde und unfruchtbar gehaltene Territorium Alaska, weiter nördlich, ist berufen, in einigen Dezennien keine geringe Rolle zu spielen. Von Sitka, der Hauptstadt und gleichzeitig dem Haupthafen des Territoriums aus, wurden in neuester Zeit mehrere Forschungsreisen unternommen, welche besonders die südliche Hälfte Alaska's zum Ziele hatten, und denen wir eine genauere Kenntniß des neuesten Territoriums der Vereinigten Staaten verdanken. Die Nachrichten großen Wald- und Wildreichthums, sowie die Entdeckung ungewöhnlich reichhaltiger Goldlager werden gewiß eine größere Auswanderung dorthin zur Folge haben, und den Grundstein zur Besiedelung dieses Landes bilden, dessen weiße Bevölkerung augenblicklich nur aus beiläufig vierhundert Seelen besteht. —

III. Der Südwesten.

1. Neu-Mexiko.

Wie die alte Republik südlich des Rio Grande, so war auch ihre ehemalige Provinz, das gegenwärtige Territorium der Vereinigten Staaten von Neu-Mexiko bis auf die jüngste Zeit ein Reich vergangner Herrlichkeit. Es ist ja das Land, über das einst Montezuma den Herrscher-Stab geschwungen, das Land romantischer Ruinen und Tempel, in dem noch heute Spuren einstiger Größe und Kultur zu finden sind. Den Göttern geweihte Paläste und Brunnen, Gefäße und Urnen sprechen von der vergangenen Herrschaft der Azteken, — alte Klöster, verlassene und zerfallene Kirchen und Festungen zeugen von der vergangenen Herrschaft alt-spanischen Mönchthums und spanischer Soldateska.

Neu-Mexiko ist sicher eines der interessantesten Länder der Vereinigten Staaten, denn es hat eine Geschichte, groß, bewegt und unglücklich, wie das Land der Incas. Es ist merkwürdig, daß all' die großen Territorien, über die einst Spanien geherrscht,

heute verfallen, verödet und von Bürgerkriegen zerrissen sind, wie das Mutterland selbst. Glücklich jene Länder, die aus den stiefmütterlichen Händen der Hidalgo's in die der thätig-schaffenden anglo-sächsischen Raçe übergegangen sind! Glücklich Neu-Mexiko, daß es von Amerikanern erobert wurde und gegenwärtig von Amerikanern der Kultur und Zivilisation wiedergegeben wird! Ich war auf meinen ersten Streifzügen im Jahre 1876 noch Zeuge des geistigen Kampfes zwischen Amerikanern und Mexikanern, hatte jedoch gelegentlich meiner späteren Reisen sechs und acht Jahre nachher die Genugthuung wahrzunehmen, daß der „White Conquest" bereits vollzogen war, und Neu-Mexiko mit seiner anglo-amerikanischen Bevölkerung wahrer Blüthe entgegensieht! —

Man darf sich den Charakter der spanischen Bevölkerung von Neu-Mexiko, ihre Lebensweise und ihre Gebräuche nicht wie jene Californiens vorstellen. Wohl war Californien ehemals auch ein Land der spanischen Sprache, aber seine Bevölkerung ist jetzt vermischt mit den amerikanischen Einwanderern, sie ist schon seit Dezennien in stetem Verkehr mit ihnen, sie hat ihre guten und schlechten Eigenschaften mit angenommen. Neu-Mexiko jedoch wird in seinen entlegeneren Theilen noch von den Abkömmlingen jener Spanier bewohnt, die einst unter Ferdinand Cortez in das Land gekommen. Abgeschlossen von jedem äußeren Einflusse, haben sie großentheils die Sitten und Gebräuche des alten Spaniens, wie es vor drei Jahrhunderten war, bewahrt. Und während sich die neu-spanische Bevölkerung Californiens mit der zivilisirten amerikanischen Raçe vermischte, ging in Neu-Mexiko die Vermischung seiner altspanischen Bevölkerung mit den dort ansässigen, angestammten Indianern, mit den Pueblos, den Navajos, Apaches, Comanches und Mancos, vor sich. Aber sie hob die Indianer nicht auf ihre höhere Kulturstufe, sondern wurde selbst auf den niederen Standpunkt der Indianer herabgezogen, so daß dadurch eine eigene Menschenklasse entstand, die in ihrem entfernten, bis vor wenigen Jahren wenig besuchten und wenig gekannten Lande von der anglo-amerikanischen Kultur bisher unberührt blieb*).

Erst in der neuesten Zeit, als der Reichthum des Landes an Gold und hauptsächlich an Silber etwas bekannter wurde, lenkte sich der Strom anglo-sächsischer Einwanderer nach den Bergen Neu-Mexikos westlich des Rio Pecos und des Rio Grande, und diese Mineure wurden auch zu Pioniren der amerikanischen Kultur, die dieses ungeheure, abgelegene Land allmählich zu erleuchten beginnt.

An dem Theil Neu-Mexikos, den wir vor zehn Jahren auf dem Wege von Trinidad in Süd-Colorado nach der Hauptstadt Santa Fé zu durchziehen hatten,

*) Das Territorium Neu-Mexiko umfaßt einen Flächenraum von über 120,000 engl. Quadratmeilen mit einer Einwohnerzahl von 111,000, von der etwa 28,000 Indianer, der Rest größtentheils Mexikaner und nur etwa 8000 Anglo-Amerikaner sind. Die Zahl der Deutschen beträgt etwa 1500.

war daran allerdings nur wenig zu bemerken. Damals war die große Eisenbahn, welche Neu-Mexiko heute von Nord nach Süd, dem Rio Grande entlang, durchzieht, noch nicht begonnen. Das Land sah im Gegentheil gerade so aus, als wäre es seit der Erschaffung der Welt von der schaffenden, aber auch gleichzeitig zerstörenden Hand des Menschen verschont geblieben. Die wenig belebte Route windet sich durch eine fruchtbare, aber vollständig unbebaute Ebene, viel schöner und wasserreicher, als die Steppen von Texas und Colorado. Alle Stunden kreuzt der Weg irgend einen Nebenfluß des fernen Red River, von denen der Cimarron und Ocate die bedeutendsten sind. Im Westen, kaum zwanzig Meilen von dem Trail entfernt, erheben sich die Frontketten der Felsengebirge. Eine Kette hinter der andern steigt hier empor, die erste mit Gras, die zweite mit Wald, die dritte mit Wolken, die vierte mit Schnee bedeckt. Im Norden begrenzen sie zwei ungeheure, in die Region des ewigen Schnees ragende Felsenkegel: Las dos Hermañas, die „beiden Schwestern", von den Indianern die „Zwillingssitze", von den Amerikanern „Spanish Peaks" genannt. Sie gehören zu den schönsten und höchsten Bergen des südwestlichen Amerika und sind in ihrer Form so schlank und symmetrisch, daß man sie in Egypten für ein Paar gewaltige Pyramiden ansehen könnte.

Die zweit-höchste Erhebung dieser gewaltigen Ketten ist der Turkey oder Sultan Mountain, mit seinen drei hohen, graziösen Spitzen. Wie diese prächtigen Gipfel zu dem türkischen Namen kamen, ist für den ersten Moment unerklärlich. Wenn man jedoch über die Zustände der hispanisch-indianischen Bevölkerung und die Stellung des Weibes in diesem Theile des Landes ein wenig nachdenkt, dann nimmt es einen Wunder, daß man dem ganzen Gebiete nicht den Namen Sultanland oder „Neu-Türkei" beigelegt hat.

Die ersten Menschen in diesem schönen, aber verödeten Theile von Spanisch-Amerika fanden wir erst in dem 90 Meilen von Trinidad entfernten am Rio Moro gelegenen Fort Union, und hier waren es zumeist Amerikaner aus den „States", Soldaten, Kaufleute und deutsche Juden. Die wenigen Mexikaner waren größtentheils Pferdeknechte und Fuhrleute, sonnverbrannte, verwitterte Gestalten mit indianischem Aussehen und zur Hälfte indianischem Blut in ihren Adern.

Fort Union war bis zur Eröffnung der Eisenbahn abermals einer jener Prairiehäfen, die man in den weiten Steppen, zwischen Mississippi und Felsengebirge jetzt noch überall da findet, wo noch keine Eisenbahn hingedrungen. Es ist gleichzeitig einer der größten Militärposten der westlichen Steppen und das Proviant-Dépôt von fünfzig anderen, im Umkreise von fünfhundert und mehr Meilen liegenden kleineren Forts und Militärposten, die alle von hier aus mit Truppen, Pferden, Munition und Lebensmitteln versehen werden, und deshalb bietet es einen den Begriffen eines europäischen Reisenden ganz verschiedenen Anblick dar. Von jenen mit Wällen und

Gräben, Bastionen und Flächen umgebenen, mit Kanonen gespickten Forts des hoch-civilisirten Europa ist hier keine Spur vorhanden. Alle die sogenannten „Forts" in den Prairien sind weiter nichts als Proviant-Magazine oder wenn der Ausdruck erlaubt ist „Militär-Hôtels", wo die etwa auf Expeditionen gegen die Indianer begriffenen Truppen Unterkunft und Lebensmittel finden können. Die Gebäude liegen offen, frei von jeder Umwallung, in der Ebene und kommt es wirklich zu einem Kriege in diesen Länderstrichen, dann bilden die Bajonette der Soldaten Mauern und Wall.

Wie bemerkt, ist Fort Union eines der größten Feldmagazine und war zur Zeit unseres Besuches außer einigen Compagnien Truppen noch von mehreren tausend Menschen bewohnt, die ihr Lager in Zelten und Bretterhütten außerhalb des Forts aufgeschlagen hatten. Stündlich sah man große Wagenkolonnen aus Texas, Neu-Mexiko und Arizona kommen und gehen. Der Platz war voll des regsten Lebens, die Schmiedewerkstätten, Sattlereien u. s. w. in voller Thätigkeit. Von dem großartigen, hier im fernen Westen thatsächlich überraschenden Verkehr kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß die Sattlerei allein über tausend Werkleute beschäftigte.

Diesem Verkehre wurde freilich schon einige Jahre nachher durch die von Colorado nach Santa Fé zu erbauende Eisenbahn der Lebensnerv unterbunden. Das Volk von Neu-Mexiko befindet sich noch im Zeitalter der Postkutsche, mit dieser wurde es verdrängt um den Anglosachsen mit ihren Eisenbahnen Platz zu machen.

Von Fort Union führt der alte Santa Fé Trail am Fuße der Berge entlang nach dem zwanzig Meilen entfernten Las Vegas, einer ziemlich lebhaften, von etwa achttausend Halbblut-Mexikanern und Amerikanern bewohnten Stadt am Fuße der Gebirge. Hier ist die deutlich markirte Grenze der amerikanischen Prairie, die sich, wenn wir nordwärts blicken, in sanften, grünen Wellenlinien wie ein Ocean ausdehnt, so weit das Auge reichen kann. Wie Inseln ragen aus ihr einzelne erloschene Vulkankegel und Mesas empor, aber selbst diese verschwinden in der Ferne. — Las Vegas hat sich, seitdem es unter amerikanische Herrschaft gekommen, bedeutend gehoben, ja es hat seit der Vollendung der Eisenbahn sogar einen großen Theil des Handels von Santa Fé, der Hauptstadt, an sich gezogen.

Was man heute unter Las Vegas versteht, die etwa 8000 Einwohner zählende wichtigste Stadt des nördlichen Neu-Mexiko, ist ebenso ein Produkt der neumexikanischen Eisenbahn-Invasion, wie der einige Meilen weiter westlich am Fuße der Gebirge liegende Badeort gleichen Namens. Es war am 30. November 1878, an welchem die Atchison-Topeka-Santa-Fé-Bahn von Süd-Colorado her über den Raton-Paß die ersten Eisengeleise legte, welche den Boden des Territoriums je berührt hatten. Ein halbes Jahr darauf, im Sommer 1879, wurde das als Station des alten

„Santa Fé Ueberlandweges" seit Jahrzehnten bestehende Adobe-Nest Las Vegas Endpunkt und einstweiliges Hauptquartier des gewaltigen südlichen Pacificbahn-Baues, und damit war daselbst auch das große, zehntausend und mehrköpfige Eisenbahn-Heerlager mit allen seinen wüsten Paraphernalien, aber gleichzeitig auch mit allen Vorbedingungen des künftigen gefestigten und geordneten Gemeinwesens eine über Nacht vollendete Thatsache. Es bedurfte nur eines Jahres und des in seinem Verlauf erfolgten weiteren Voranschiebens des Eisenbahn-Pandämoniums, und die neue amerikanische Handelsstadt und wichtige Bahnstation Las Vegas stand so schmuck, stattlich und modern da, daß das alte verstaubte Lehm-Gewinkel, welches bis dahin diesen Namen getragen, ganz in Staub und Vergessenheit versunken wäre, wenn nicht die unternehmenden Neustädter es gnädig durch eine Pferdebahn mit sich verbunden hätten. Ob sich diese Pferdebahn rentirt, ist freilich eine andere Frage.

Die „Aguas Calientes" von Las Vegas, welche in dem nahen Cañon des Gallinasflusses entspringen, waren seit Menschengedenken den Indianern und den Spaniern des Territoriums ebenso bekannt, wie ihre segensreiche Heilkraft. Auch sind sie in Neu-Mexiko keineswegs die einzigen ihrer Art, wie denn überhaupt der ganze Große Westen, auch abgesehen von der gigantischen Hexenküche des Yellowstone-Wunderlandes, mit Thermen und Wasservulkanen der verschiedensten Art übersät ist. Aber die des Gallinas-Flusses leiten ihre Berühmtheit bereits ebenso aus der Zeit der Alleinherrschaft des rothen Mannes her, wie jene Wunderquellen in Arkansas, nach denen die Indianer, Ponce de Leon von Florida und De Soto von der Mississippi-Mündung aus als nach der ersehnten Quelle der ewigen Jugend wiesen. Auch von den heißen Wassern des Gallinas berichtet Coronado's Historiograph, der gewissenhafte Castaneda, Aehnliches, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Eingeborenen Neu-Mexiko's bereits zur Zeit des Cortez ihre Rheumatismen in den Wassern des heutigen Felsengebirgs-Wiesbadens von Las Vegas zu heilen verstanden.

Da die fünfundzwanzig heißen Quellen an der Stelle, an der sie an's Tageslicht treten, zu heiß waren, um eine andere Verwendung, als zum Kochen von Eiern, oder zum Abbrühen von geschlachteten Schweinen zu finden, leiteten die eines Bades Bedürftigen die siedende Fluth in einer einfachen Erdrinne in ein ebenso einfaches Erdloch, welches ihnen dann als Wanne diente. Seitdem jedoch das Dampfroß in das alte Montezuma-Gebiet eingedrungen, hat sich der primitive Zustand, welcher hier herrschte, wie mit einem Zauberschlage geändert. Selbst die Metamorphose, welche die Stadt Las Vegas in dieser Zeit aus einer im Staub vergrabenen mexikanischen Ueberlandweg-Station in eine bunte, lebendige, lärmende Handelsstadt mit Gas- und Wasser-Werken, großen Eisenbahn-Etablissements, Hôtels, Kirchen, Schulen, Pferdebahnen, täglichen Zeitungen und Taschendieben erfahren hat, läßt sich mit

der Verwandlung, die mit den nahen Thermen vor sich gegangen ist, nicht vergleichen. Ueber den Schmutzlachen und Wasserkratern des Wildbades am Eingang zum Gallinas-Cañon ist ein regelrechter Badeplatz, ein Kurort erwachsen, welcher, wenn einstweilen auch noch nicht an Umfang, so doch an Fertigkeit, Eleganz und Vollkommenheit aller Einrichtungen durchaus ebenbürtig neben den größten Kurplätzen und Sommer-Asylen des Ostens steht. Es ist unmittelbare „Schöpfung", evolutionslose Schöpfung, wie sie die Bibel lehrt, was dem den Platz Besuchenden in den heutigen „Las Vegas Hot Springs" entgegentritt. Schon die Verbindung mit der sieben Meilen entfernten Stadt durch eine Zweigbahn mit fast stündlich gehenden Zügen und das zierliche Bahnhofs-Etablissement an den Quellen selbst lassen den Gedanken gar nicht aufkommen, daß es die Südost-Abhänge der Felsengebirge von Neu-Mexiko sind, welche sich hier in einer Höhe von nahezu 6500 Fuß über dem Meeresspiegel in der Thalschlucht des Gallinas vor uns öffnen. „Wiesbaden im fernsten amerikanischen Westen!" oder „Saratoga in den Felsengebirgen!" müssen wir unwillkürlich immer und immer wieder ausrufen, je weiter wir nach Passirung der schmucken Holzbrücke, die hier über den Gallinas gespannt ist, auf saubern Kieswegen, zwischen Gruppen von Blumen und Sträuchern, von welchen sich die Mesas Neu-Mexikos bisher nichts träumen ließen, und zwischen üppigen Grasflächen voranschreiten, zu denen der Rasen sechshundert Meilen weit her per Bahn von Kansas gebracht worden ist. Vor allen Dingen sind die Quellen, welche früher natürliche Pfützen und Tümpel bildeten, vollständig regulirt, mit Ummauerungen umgeben und den Einflüssen der äußeren Elemente durch Eindeckungen mit Steinplatten oder pavillonartige Ueberdachungen entzogen. Nicht genug damit, werden ihre jetzt doppelt klaren und reinen Wasser durch ein völlig kunstgerechtes System von Röhren nach einem Badehause geleitet, welches an Umfang sowohl, wie innerer Einrichtung den Vergleich selbst mit den anspruchsvollsten und ältesten Anstalten dieser Art in Europa aushält. Aber trotz seiner Stattlichkeit ist dieses Badehaus ebenso wenig wie das in seiner Art nicht minder stattliche, in seiner unmittelbaren Nähe sich erhebende ursprüngliche Badehôtel, das alte „Hot Spring House", — alt, weil es eben jetzt seinen vierten Geburtstag begangen hat, — die Hauptmerkwürdigkeit dieses Rocky Mountain Spaa's. Diese besteht vielmehr aus dem neuen Hôtel mit den dazu gehörigen Cottage-Bauten auf dem linken Flußufer, welches selbst in Amerika, der Heimath der Riesen-Hôtels, einen vollgiltigen Anspruch auf den Namen eines Hôtel-Mammuth's hat. Im April 1882 eröffnet und in der Zeit von zehn Monaten erbaut, ist es mit Ausnahme des Palace und Baldwin Hôtel in San Francisco das größte und zugleich eines der besteingerichteten Hôtels westlich vom Mississippi. So sehr sieht es in Allem und Jedem den Kolossen von Karawansereien der östlichen Badeplätze und Küsten-Sommerasyle gleich, daß man es nicht für eine hier errichtete,

sondern durch irgend einen Zauber fix und fertig vom Osten hierher versetzte Hôtel-Anlage halten möchte. Und bis zu einem gewissen Grade ist es das auch thatsächlich, denn jedes Stück an diesem Koloß amerikanischer Holz-Architektur, von den mächtigen Tragbalken, Dachsparren und Veranden-Pfosten bis zu den Thüren, Jalousieläden, Teppichen, Billards, Polstermöbeln, Spiegeln, Vorhängen, Gasvorrichtungen u. s. w., u. s. w. hat den Weg vom Mississippi und noch weiter bis hierher auf der neuen Eisenbahn zurückgelegt, die damit ihrem Unternehmungsgeist ein doppeltes Denkmal gesetzt. Als das Ganze im Lauf von zehn Monaten fertig dastand, und schon während der Erbauung selbst, gestaltete es sich für die naiven Eingeborenen von Las Vegas und des gesammten nördlichen Neu Mexico geradezu zu einer Offenbarung, und es bedurfte nur noch des guten Einfalls der Erbauer des Hôtels, ihm den Namen „The Montezuma" beizulegen, um die allgemeine Verwunderung, namentlich die der Indianer, zu einer wahrhaft abergläubischen zu steigern.

Ach ja, der gute Montezuma, — man kann sicher sein, daß er der Erste wäre, der sich beeilen würde, nach seinem alten Reich zurückzukehren, wenn er wüßte, wie königlich er in diesem nach ihm benannten Hôtel wohnen und gleichzeitig den Rheumatismus, welchen ihm vor dreihundertundfünfzig Jahren die Spanier in die kaiserlichen Glieder gejagt haben, aus denselben herauswaschen könnte! — Ich selbst kam gelegentlich meines zweiten Besuches von Las Vegas aus der Ueberraschung kaum heraus — obschon der Zeitraum zwischen meinen beiden Besuchen nur sechs Jahre betrug. Das erste Mal war auf dem Quellensumpf kaum ein Plätzchen vorhanden um mein Zelt dort aufzuschlagen, und diesmal sollte ich in einem Hôtelpalast Unterkommen finden, in welchen mich alles, von der elektrischen Beleuchtung bis zu der vorzüglichen französischen Küche an Newyork erinnerte. Es waren kaum einige Monate seit der Eröffnung des Hôtels verflossen, und ich war der erste Europäer, der seinen Namen in die Fremdenliste des neugeschaffenen Badeortes eintrug. Fast hatte ich erwartet, überhaupt der erste Badegast zu sein, und das Hôtel noch leer zu finden. Aber zu meiner Ueberraschung wohnten damals bereits über hundert Kurgäste in dem Riesenhôtel und zwar keineswegs Mexikaner, sondern Kranke oder Touristen, oder Vergnügungssuchende aus allen Theilen der Vereinigten Staaten, aus Florida und Californien, aus Canada und Neu England! Wie hatten sie erfahren, daß es in dem fernen, abgelegenen bis vor einigen Jahren fast unzugänglichen Lande einen Badeort und in diesem ein Hôtel wie das Hôtel Montezuma gab! Was war hier mehr zu bewundern — die Schnelligkeit, mit welcher die Eisenbahn den Badeort geschaffen, oder die Geschicklichkeit, mit welcher die Anzeigen, Lobpreisungen und Berichte davon auf Tausende von Meilen Entfernung in die Welt geschleudert wurden? Jedenfalls ist der Aufenthalt in Las Vegas ganz abgesehen von der erprobten Heilkraft der Quellen, höchst angenehm und ich denke mit Vergnügen an die dort ver-

lebten Tage und die zahlreichen Ausflüge in die Umgebung zurück, die mich auf flinken Indianerponies bald gegen Ost in die Prairien, bald gegen West in die Berge und Wälder der Sierra Blanca führten. Heute, drei Jahre später, ist das große Hôtel bis auf den Grund und Boden zerstört, niedergebrannt, um vielleicht schon wieder in erneutem Glanz fertig dazustehen, sobald diese Zeilen in den Druck gelangen! Das ist der Pulsschlag des modernen Amerika selbst hier unter den Ruinen zerbröckelnder spanischer Halbkultur! —

Bald nachdem man Las Vegas verlassen, führt die immer höher ansteigende Straße und neben ihr auch die Eisenbahn durch mit dichten Fichten- und Cedern-Waldungen bedeckte Thäler, in denen hier und da eine Mühle oder ein mexicanisches Dorf liegt. Fünfzehn Meilen von Las Vegas entfernt, gelangt man bei San José an die Ufer des größten Nebenflusses des Rio-Grande, den Rio-Pecos, in dessen Thal man weiter stromaufwärts die halb verschwundenen Ruinen des ältesten Pueblo sieht. Das Pecos Pueblo war von Montezuma auf seinem Kriegerzuge nach Mexico gegründet worden, und liegt jetzt in Ruinen, ebenso wie die daneben befindliche katholische Kirche, die im vorigen Jahrhunderte von spanischen Franziskanermönchen erbaut worden war. Seltsam! Ein heidnischer Tempel, von Sonnenanbetern gebaut, und eine katholische Kirche, dem wahren einzigen Gotte geweiht, von zwei Menschenrassen herstammend, sind in so kurzem Zeitraume auf einander gefolgt. Und wie diese Tempelruinen, so gehen auch beide Völker dem Verfalle entgegen, sie machen einem Volke Platz, das vielleicht auch hier an dieser Stelle, auf den Trümmern dieser Tempel, sein Gotteshaus errichten wird.

Unmittelbar hinter den alten Pecos Ruinen gelangt man an die Wasserscheide zwischen dem Rio Pecos und dem Rio Grande. Der Weg führt nun durch den tief eingeschnittenen, dicht bewaldeten Apache Cañon, und nach einer kurzen Zeit breitet sich das herrliche Thal des Rio Grande am Fuße des Bergrückens aus. Zur Linken die sanften Umrisse der goldigen Berge, in denen berühmte Placer-Minen liegen, zur Rechten der hohe El Pilone und die Ketten der Raton Mountains — in der Mitte die Hauptstadt des südwestlichen Amerika: S a n t a F é.

Beim ersten Anblick dieser (nicht an den Ufern des Rio Grande, sondern zwanzig Meilen von ihm entfernt) an den Ufern des Santa Fé-Baches gelegenen Hauptstadt von Spanisch Nordamerika ist man ein wenig enttäuscht. Santa Fé ist weder romantisch gelegen, noch bieten seine Gebäude auch nur den geringsten Reiz. Von der Ferne gesehen, nimmt es sich aus, wie einige hundert Rasenziegel, auf einer einförmigen Fläche zum Trocknen ausgebreitet. Der erwähnte Bach fließt in einem weiten kiesigen Bette durch die Stadt, das durch seine Größe wohl den häufigen Besuch von großen Wassermassen verräth, aber das Flüßchen zur Sommerszeit dadurch nur um so kleiner erscheinen läßt. Der Baustyl von Santa Fé ist rein mexikanisch und

nur wenige Gebäude tragen den modernen amerikanischen Charakter an sich. Nahezu alle Häuser sind ebenerdig und mitunter so ausgedehnt, daß sie einen Morgen Land bedecken. Um den größten Theil der Häuser laufen breite Verandas und diese sind ihr einziger Schmuck, denn selbst der weiße Kalkanstrich ist nur bei wenigen Gebäuden vorhanden. Das Baumaterial ist bei allen Adobe, getrocknete Erdziegel, deren nacktes verwittertes Grau manchen Straßen eine schreckliche Einförmigkeit verleiht. Zudem sind in den Wänden kaum ein bis zwei kleine Oeffnungen zu sehen, die als Fenster gelten. Von Bäumen oder Gärtchen zum Schmuck der Häuser ist wenig vorhanden, und das einzige Relief der kahlen Häuserfronten bilden die hervorstehenden Dachrinnen, die zur Regenzeit das Wasser drei Fuß weit in die Straße schütten. Das Thor führt zu einem von vier Häuserfronten eingeschlossenen Hofe, (patio oder placita), um welchen herum eine Gallerie führt, gegen welche sich die Fenster und Thüren der einzelnen Zimmer öffnen. Kellerräume gibt es in keinem mexikanischen Hause, denn die Dicke der Wände hält die Sommerhitze vortrefflich von den inneren Räumlichkeiten ab, so daß diese stets eine angenehme Kühle besitzen.

Wie man sieht, ist der neu-mexikanische Baustyl mit dem noch gegenwärtig angewendeten maurischen Styl sehr verwandt. Und dies ist leicht erklärlich. Die Spanier erlernten ihn von den Mauren, und die Bewohner Andalusiens brachten ihn nach der neuen Welt.

Der einzige schöne Theil von Santa Fé ist die Plaza, ein viereckiger großer Platz in der Mitte der Stadt, dessen vier Seiten von den Hauptgebäuden der Stadt, darunter der „Gouverneurs-Palast", ein verwittertes Adobe-Gebäude, besetzt sind. Neue schönere Häuser mit den größten Kaufläden und Waarenlagern der Stadt schließen den Platz von den anderen Seiten ein, und hier ist auch eine Fonda (Hôtel), dann der unvermeidliche Saloon, sowie Kaffeehaus und Billardzimmer, in denen sich los Americanos meistens zusammenfinden. Der weite Platz ist von schönen Baumalleen beschattet, die große Rosenbeete mit einem Musikstand in der Mitte umfassen. — Das einzige moderne, halbwegs monumentale Gebäude auf der Plaza von Santa Fé ist die neugebaute katholische Kathedrale, welche ganz sonderbar von ihrer Umgebung und vor Allem von den anderen alt-ehrwürdigen ruinenhaften Kirchen der Stadt absticht.

Zwei Straßen von ziemlicher Breite münden auf der Ost- und Westseite auf den Platz; am äußersten Ende der östlichen Straße liegen die Ruinen eines alten Militär-Forts, Fort Marcy. Beide Straßen sind mit Baumalleen bepflanzt und von den hauptsächlichsten Regierungs-Gebäuden, wie Hospital, Offiziers-wohnungen, Kasernen und Artilleriestallungen eingefaßt. Am oberen Ende steht das neue „State House", der Regierungspalast; das einzige steinerne Gebäude der Stadt, dahinter befindet sich der Friedhof. Weiter gegen Westen erhebt sich die einzige nicht katholische Kirche der Stadt, eine Baptisten-Kirche, und um diese herum sieht man einige amerikanische Häuser,

mit einem modernen amerikanischen theuren „Palace"-Hôtel. Aber ungeachtet des modernen Argonautenzugs der Yankees nach spanischen Landen ist der Charakter von Santa Fé doch noch gut mexikanisch — denn die Stadt liegt nicht an der großen Hauptverkehrs-Route, an der Eisenbahn, sondern einige Meilen nördlich derselben in den Bergen, und ist durch diese Thatsache allein schon zum Stillstand verurtheilt. Albuquerque und Las Vegas haben den Geschäftsverkehr bereits an sich gezogen, und Santa Fé flößt dem telegraphirenden, telephonirenden, elektrischen Yankee kaum mehr ein anderes Interesse ein, als das, die älteste Stadt des Continents von Nordamerika zu sein, und in seinem Weichbilde Bauwerke zu besitzen, welche von den Spaniern



Trinidad: Im mexikanischen Viertel.

schon vor 350 Jahren erbaut wurden. Santa Fé war die einzige Stadt, welche ich in meinen eigenen Pfaden wandelnd, 1882 fast ebenso wiederfand, wie ich es acht Jahre vorher verlassen. Dieselbe fremdartige Atmosphäre, dieselbe reine, weder von Gasen noch Kohlenstaub geschwängerte Luft, dieselbe alt-mexikanische Friedfertigkeit und Stille. Wie damals so war auch diesmal mein erster Gang nach der kahlen steinigen Anhöhe, auf welcher die Ruinen des alten Fort Marcy liegen, um die entzückende Aussicht auf die schneebedeckten Berge der Sierra Blanca zu genießen. Wie damals so besuchte ich auch diesmal wieder den armseligen alten Governor's Palace, in welchem Gouverneur Sheldon in liebenswürdigster Weise die Honneurs des Hauses machte, und mir die Archive und historischen Sammlungen des Territoriums zur

Verfügung stellte. Wie damals so waltete auch diesmal noch der ehrwürdige Erzbischof Lamy seines Amtes, verehrt von allen, welche mit ihm in Berührung kamen. Santa Fé ist eine der wenigen Städte des Continents, in welcher man nicht von der fieberhaften Thätigkeit der Amerikaner mit erfaßt wird, wo man, mit einem Worte, ruhen kann!

Die Grenze der Stadt zu bestimmen, fällt ziemlich schwer, denn über die Plaza hinaus wechseln die Häuser mit Getreidefeldern ab, die immer größer werden je weiter man sich von der Plaza entfernt, bis sie sich endlich mit den Feldern und Vegas der Ebene verschmelzen, an deren Ende die Wüste liegt. — Ein erfrischender Anblick inmitten der grauen Erdmassen von Santa Fé sind die vielen Acequias oder Bewässerungsgräben mit frischem, fließendem Wasser, auf die man bei den Wanderungen durch die Stadt häufig und zumeist unerwartet stößt. —

Santa Fé hat übrigens auch ein Markthaus, in welchem die Rancheros und Pueblos ihre Waaren feil bieten. Die Pueblo-Indianer, ein fleißiges, ruhiges, ackerbautreibendes Volk, versorgen die Bewohner der Stadt mit Früchten von ihren Feldern, mit Forellen aus den zahlreichen Bergströmen, mit Wild von den Bergen — und, mit ihren unvergleichlichen Töpferwaaren, Krügen, Tellern und Kochgeschirren, von denen viele derart schön bemalt sind, daß man beinahe annehmen könnte, sie stammten von den alten Egyptern und Etruskern.

Das soziale Leben der Mexikaner in Santa Fé wird natürlich von Jahr zu Jahr immer mehr von den Amerikanern beeinflußt, die hier alle Regierungsposten und hervorragenden Stellungen einnehmen. Odd Fellows und Freimaurer haben ihre Missionen bereits bis hierher ausgedehnt und besitzen Versammlungshäuser; die besseren Stände verkehren häufig untereinander, und Santa Fé hat bereits das, was man in den Städten des Ostens „Societé" nennt. Allein so wohlthätig der Einfluß des gebildeten Amerikaners auf den Mexikaner auch sein mag, so sehr werden die guten Sitten der Stadtbewohner auch durch jene gräulichen Auswürfe der Menschheit, die Western-Frontier-Men und Rangers verdorben, die, aus den Vereinigten Staaten herüberkommend, hier wie in den anderen Städten Neu-Mexikos Trunkenheit, Diebstahl, Raub und Mord treiben, wie einst in Kansas und noch jetzt in Texas.

Es giebt auf Gottes weiter Erde keinen roheren, gemeineren Gesellen, als den amerikanischen „Loafer", und es erscheint in der That unbegreiflich, wie das Land inmitten so hoher Civilisation und geschäftlicher Thätigkeit derartige thierisch-rohe, bestialische Burschen hervorbringen kann. Sie, und nicht die Indianer, sind das wahre Unglück Neumexikos, indem sie nicht allein im offenen Kriege mit Gesetz, Militärgewalt und Bevölkerung leben, sondern auch die letztere in ihrem Kern verderben, wenn sie einmal in die Städte geschlichen kommen. Sie waren es, die den schönen decenten Fandango zu dem unästhetisch-gemeinen Baile herabzerrten, wie er allnächt-

lich in den zahlreichen Schänken getanzt wird. Sie führen Trunkenheit, Unmoral und rohe Sitten unter die friedliche Bevölkerung; und wenn die Mexikaner zu beschränkt sind, um den Fortschritten der weißen Civilisation zu folgen, und zu schwach um dem verderblichen Einfluß der weißen Rohheit und Bestialität zu widerstehen, so sind sie dem allmählichen Herabsinken und endlichem Untergange geweiht.

Schon jetzt sind ihre nationale Tracht und ihre nationalen Gebräuche größtentheils in dem Strome der westwärts dringenden Anglosachsen untergegangen, und nach zwanzig Jahren der Eisenbahn-Herrschaft wird von den gegenwärtigen Bewohnern des Landes ebenso viel übrig bleiben, wie von den Indianern östlich des Missisippi, d. i. die Nomenclatur. Nur die Namen der Flüsse und Dörfer werden uns sagen, daß einst spanisches Volk hier geherrscht, und dieser Namen giebt es gar viele. Die spanischen Mönche, diese Partisanen des Kreuzes, haben auf jeden Berg, auf jede Quelle, jedes Thal den Namen irgend eines Heiligen gestempelt, und damit deren ganze Reihe erschöpft. Glücklicherweise sind diese Namen schöner, als jene rohen anglo-sächsischen Benennungen von Texas und Colorado, wie „Hooked man's Prairie", „Buckskin Joe", Fair play", Strip-and at-him-Mine", „Bobtail" etc.

2. Neumexikanische Zustände.

Die nach Santa Fé bedeutendste Stadt in den ganzen, mehrere hunderttausend Quadratmeilen umfassenden spanischen Territorien ist Albuquerque. Sie liegt nahe an dem hier noch ziemlich unbedeutenden Rio Grande, auf einer niedrigen sandigen „Vega" (Rasenfläche) und ist wenig mehr als ein Dorf von Adobe-Häusern. Die alte Stadt ist so vollständig reizlos und uninteressant wie alle mexikanischen Städtchen des Nordens, vorausgesetzt, daß man schon zuvor in einer anderen mexikanischen Stadt gewesen, und somit der erste Reiz des fremdartigen Lebens geschwunden ist. Einige hübsche Adobe-Gebäude und die alte katholische Kirche auf der Plaza bilden den vornehmen Theil des etwa dreitausend Einwohner zählenden mexikanischen Viertels der Stadt, die vor drei Jahrhunderten von den Spaniern gegründet worden ist. Aber neben der altmexikanischen Stadt ist seit der Eröffnung der Atchison-Topeka- und Santa Fé-Eisenbahn eine neue ganz moderne amerikanische Stadt entstanden, die in ihrem Aussehen, ihrem Verkehr und ihrer rohen Bevölkerung ganz jenen zahllosen Eisenbahnstädten des fernen Westens gleicht, die wir schon in Nebraska, Dakota und Arkansas kennen gelernt haben. Der Umstand, daß Albuquerque zum Endpunkt der großen ganz Arizona durchkreuzenden und mit San Francisco direkt verbundenen Atlantic- und Pacific-Bahn gemacht wurde, hat der Stadt einen kräftigen Aufschwung gegeben, es aber auch zum Mittelpunkt eines rohen Prairie- und Grenzerlebens

gemacht, in welchem der Desperado, der Abenteurer und der die Gesetze fliehende Hallunke aus dem Osten eine große Rolle spielen. — Während meiner letzten Anwesenheit in Albuquerque war ich noch Zeuge eines großartigen Raubmord-Prozesses in dem alten, mexikanischen Gerichtsgebäude — und der Anblick der Portrait-Gallerie, der mir dort zu Theil wurde, wird mir kaum so leicht aus dem Gedächtniß schwinden. — Aber in diesen rohen Anfängen liegt hier wie überall im Westen der Keim einer künftigen Großstadt, mit welcher das alte Stadtviertel von Albuquerque gar seltsam kontrastirt. Man denke sich ein paar hundert ungebrannte mit Strohhalmen verknetete Ziegel, regellos und mit schwachen Versuchen, sie in Reihen zu ordnen, auf unebenem, gras- und baumlosem Boden zerstreut, so hat man Albuquerque aus der Vogelperspective gesehen. Natürlich ist dies nur ein Miniaturbildchen, das man sich auf das entsprechende Maß vergrößern muß: jedes einzelne Haus 2 Meter hoch und 3 bis 3½ Meter lang. Nur die in eigenthümlichem Style gebaute Kirche bringt etwas Leben in diese Häuserwüste. Dazu verwittern die ungebrannten Ziegel der Gebäude so rasch, daß die letzteren sämmtlich nach kaum zehnjährigem Bestande ruinenhaft aussehen. Beim Hausbau werden in der Regel nur 30 Centim. tiefe Grundmauern gelegt, die Ziegel dann lose aufeinandergeschichtet und die Zwischenräume mit nassem Lehm verschmiert. Ueber diese Mauern werden meist unbehauene Baumstämme gelegt, welche die Grundlage für das Dach bilden; über die Baumstämme kommt eine Lage Stroh, darüber wieder eine Lehmschicht von einigen Centimetern Dicke. In eine Ecke wird ein Loch für den Kamin gebohrt und dieser aus kleinen Adobe-Ziegeln auf das Dach aufgesetzt. Dann werden noch die Außenwände etwas mit Lehm — jedoch ohne Kelle, nur mit der Hand — verschmiert und das Haus des Mexikaners ist fertig. Von einer Abtheilung des inneren Raumes für Küche oder Schlafzimmer ist natürlich keine Rede. Der Fußboden wird mit einer Lehmschicht überzogen und festgestampft, allenfalls noch eine hölzerne Thüre in das Haus gesetzt und das Fensterloch mit einer Glasscheibe versehen.

Soweit reicht der Luxus des Mexikaners. Ja, wo ist denn die Küche? werden die Hausfrauen fragen. Sie existirt nicht; nicht, daß die mexikanischen Feinschmecker etwa ein saftiges Huhn verschmähten und sich mit der mageren Indianerkost begnügten. Der Mexikaner will nur den Küchengeruch nicht in seinem Wohnraume haben, der ihm ja Schlafzimmer, Salon, Empfangszimmer und oft auch — Stall zugleich ist. Deshalb befindet sich vor der Hausthür gewöhnlich ein aus drei Stützen bestehendes Gerüst, in dessen Mitte ein Kochkessel herabhängt. Das Brot wird in eigenen Backöfen gebacken, die in halbkugelförmiger Gestalt aus Lehm hergestellt werden und etwa 1 Meter hoch sind. (Siehe Abbildung auf Seite 161.) Auch die Hühner, die Mormonen des Thierreiches, besitzen ihre eigenen Häuser, die ganz auf dieselbe Art erbaut sind wie die Wohnstätten ihrer Eigenthümer.

Von Indianern findet man in den Städten Neu-Mexikos nur die friedlichen Pueblos. Sie sind fleißigere Ackerbauer als vielleicht die Mexikaner selbst, wenn auch ihre Werkzeuge in das Steinzeitalter zurückdatiren. Sie stehlen und rauben niemals wie ihre Racengenossen, die Comanchen und Apachen, sondern leben ausschließlich von dem kargen Ertrage des mageren Ackerbodens.

Die Indianerinnen finden sich bei den Mexikanern am Rio Grande häufig noch als Sclavinnen vor, trotzdem der Sclavenhandel in den Vereinigten Staaten schon seit einem Jahrzehnt aufgehoben ist. Aber hierher in dieses Land, das vom Sitze der Staatsregierung mehr als 3000 Meilen entfernt ist, kann der Arm des Gesetzes noch nicht reichen. Diese indianischen Sclavinnen rühren größtentheils aus den Kriegen unter den einzelnen Indianerstämmen, den Ute's und Pueblo's einerseits und den Comanchen, Apachen und Navajos andererseits her, in denen sie von dem feindlichen Stamme gefangen genommen und dann an die Mexikaner verkauft wurden.


Neu-Mexiko: Feldbau.

Neu-Mexiko ist vielleicht das Land der ausgebreitetsten Schafzucht. Wie groß diese letztere sein muß, geht schon daraus hervor, daß noch im Jahre 1863 allein von den Indianern nicht weniger als 25000 Stück geraubt wurden. Im gleichen Jahre nahmen dagegen die Vereinigten Staatentruppen den Indianern etwa 24000 Schafe ab. Das Gleichgewicht der Racen wurde also, wie man sieht, wieder hergestellt. Augenblicklich dürfte die Zahl der Schafe in dem Territorium acht Millionen erreicht haben. Der Ertrag an ungewaschener Wolle beläuft sich jährlich auf 30 bis 40 Mill. Pfund. Es giebt in Neu-Mexiko Schafzüchter, wie Kapitän King, Colonel Maxwell, Lieut.-Col. St. Vrain und andere, welche Herden von je 50000 Schafen besitzen.

Wie die Schafe, so weidet auch das Rindvieh natürlicherweise Sommer und Winter im Freien und könnte beinahe als halbwild bezeichnet werden. Jedes Thier

hat seinen Stempel, und sollte man während eines strengen Winters gezwungen sein, das Vieh einzutreiben, so kann man den Besitzer leicht an dem Brande erkennen, der in eigene Bücher eingetragen ist und von denen jeder Viehzüchter und Hirt eines besitzt. Sollten also beim Eintreiben der Herde sich fremde Thiere darunter befinden, so werden diese ihrem Eigenthümer übermittelt, selbst wenn derselbe auch viele Meilen weit entfernt wohnt. Diese strenge Rechtlichkeit beruht nicht etwa ausschließlich auf Gegenseitigkeit — sondern wahrscheinlich darauf, daß der Vieh- und Pferdediebstahl in diesen Gegenden durch das Hängen bestraft wird. Die Lynchjustiz hat hier noch größere Autorität als das Gesetz, sie wird ebenso prompt wie streng und grausam gehandhabt.

Daß es in den spanischen Territorien nur wenige Schlachthäuser giebt, kann man sich wohl denken. Der Handel mit dem Fleischer wird gewöhnlich auf folgende Weise abgeschlossen. Der letztere geht zu dem Eigenthümer einer Viehherde und kauft von ihm eine Anzahl Ochsen, die natürlich irgendwo (fünfzig Meilen weit in der Runde) weiden. Ist der Handel abgeschlossen, so wirft der Fleischer die Büchse über die Schulter, besteigt ein Pferd und reitet so lange in den Mesas umher, bis er Thiere mit dem Brande des Verkäufers angetroffen hat. Hierauf steigt er vom Pferde, schießt die fettesten von ihnen nieder und weidet sie gleich auf der Steppe aus. Die Gedärme bleiben das Futter der Adler und Geier, das Vieh aber wird zerlegt, auf Maulthiere verladen und so nach der Stadt gebracht.

Daß sich die Geier und sonstigen zahlreichen Raubvögel nicht immer mit den Gedärmen begnügen, davon könnte man viel erzählen. Sie werden häufig so gefräßig, daß sie auf das Rindvieh herabstürzen und diesem die Fleischstücke aus dem Rücken hacken. Wirft sich das arme Thier nieder, so wiederholen die Bestien ihre Anfälle auf den Bauch.

Auch von Prairiewölfen, den sogenannten Coyotes, haben die Herden viel zu leiden. Treffen sie eine Kuh vereinzelt an, so ist ihr bald der Garaus gemacht. Fühlen sie sich jedoch für den Angriff zu schwach, so folgen sie dem Thiere so lange heulend und keifend, bis sich eine größere Zahl von ihnen zusammengefunden hat. Auf Schafe machen sie stets gemeinschaftlich Jagd. Heimtückisch schneiden sie einige Thiere von der Hauptherde ab, umzingeln sie und schließen den Kreis immer enger zusammen, bis die Schafe nicht mehr entweichen können. Dann halten sie ihr Festmahl auf freiem Felde.

Uralt wie die Wohnungen, Sitten und Gebräuche der Neumexikaner, ist auch ihre Agricultur, denn sie datirt in der That nicht dreihundert, sondern dreitausend Jahre zurück, in jene Zeiten und Länder, von denen wir so vieles in der Bibel lesen. Die Ackerbau-Werkzeuge, welche in Neumexiko noch vielfach in Verwendung stehen, die Pflüge, Karren und Hauen stammen aus jener Zeit, ihre Einrichtung ist so biblisch

einfach, daß man sich in die Zeiten des alten Palästina zurückversetzt glaubt. Ist es glaublich, daß, während Amerika mit seinen vorzüglichen Ackerbau-Geräthschaften die ganze Welt überschwemmt, und seine glänzenden Pflüge den Boden Brasiliens und Australiens durchfurchen, in seinen eigenen fernen Territorien das Gras häufig noch mit der Sichel gemäht oder mit einer Haue abgeschlagen wird? Noch jetzt müssen die Quartiermeister in den Militärforts von Neumexiko bei der Contrahirung von Heulieferungen das letztere unter den Rubriken „Gemähtes Heu" und „Heu, mit der Haue gerissen" anführen. Ebenso wird auch noch das Getreide mit der Sichel geschnitten und mit dicken Stöcken gedroschen. Je älter und primitiver die Werkzeuge sind, desto besser werden sie von dem Neumexikaner gehandhabt, desto lieber hat er sie. Die meisten derselben stammen in Form und Material noch von den Azteken her.

Das originellste Werkzeug ist jedenfalls der Pflug, ein großer Baumstamm, an dem beinahe Holz genug ist, um einen Dachstuhl davon zu bauen. Ein schwerer, 3 bis 4 Meter langer Balken, an dessen einem Ende ein gabelförmiges Stück Holz mit Lederriemchen und hölzernen Nägeln befestigt ist — dies ist das Culturwerkzeug! Einzelne Kaufleute versuchten es, eiserne Pflüge einzuführen, allein sie konnten die Eingeborenen nicht zu deren Ankauf bewegen.

Eiserne Nägel oder Radreifen sind in den südlichen Theilen Neumexiko's ganz unbekannte Dinge. Wir sahen noch Karren, deren Räder aus hölzernen, sechs- oder siebeneckigen und noch dazu ovalen Scheiben bestanden, durch deren annähernde Mitte ein Loch geschlagen war, und dieses enthielt die hölzerne Achse. Vom Schmieren der Achse ist natürlich niemals die Rede, und die Räder kreischen so entsetzlich und nervenerschütternd, daß man dem Wagen meilenweit ausweichen möchte. Das ganze Fuhrwerk enthält außer einigen Holzstiften nicht einen einzigen Nagel, und wo etwas zu befestigen ist, geschieht es mit Riemchen aus ungegerbten Häuten.

Für größere Transporte sind die Fuhrleute immer gezwungen, ein halbes Dutzend hölzerne Achsen mitzuführen, da ja die Achsen der schwerbeladenen Wagen bei Einsenkungen und Löchern in dem wege- und straßenlosen Terrain in der Regel brechen. So müssen die Wagen etwa zur Zeit der Sündfluth ausgesehen haben. Als Gespann dienen gewöhnlich ein oder mehrere Paare Ochsen, deren Joch aus einem starken Holzblock besteht, der den Thieren auf die Schulter gelegt und an die Hörner festgebunden wird.

Für kleinere Transporte ist Meister Langohr, im Spanischen „Burro", dem Mexikaner Alles: sein Pferd, Wagen, Ochs und seine Kalesche. Der Burro bringt aus den Bergen ungeheure Ladungen von Holz und Laub herab, die oft eben so schwer sind wie er selber sammt seinen Ohren. Kaum größer als ein Neufundländer Hund, trägt er Mehlsäcke, Whiskyfässer, Möbel und endlich die Mexikaner selbst

nebst Weib und Kind auf seinem geduldigen Rücken. Die Burro's transportiren auch stets das Getreide und Heu von den Feldern, so daß sie manchmal aussehen wie eine Karawane wandelnder Heuschober.

Ebenso wie die Ackergeräthe, datiren auch die Gesetze und die Art der künstlichen Bewässerung bis in die graue Vorzeit zurück. Von den 700 Quadratmeilen Landes, welche in dem 100,000 Quadratmeilen großen Territorium culturfähig sind, stehen nur etwa 300 unter Cultur, und selbst von diesem kleinen Flächenraume kann ein bedeutender Theil nur durch künstliche Bewässerung urbar gemacht werden. Diejenigen Felder, deren Bewässerung von Regen und Schnee abhängt, werden hier „Temporales" genannt.

Die Irrigation ist in Neumexiko eine Lebensbedingung der Bevölkerung, dicke große Folianten enthalten die darauf bezüglichen Gesetze, die theilweise schon unter den Egyptern in Wirksamkeit standen. So darf beispielsweise an einem zur künstlichen Bewässerung der Felder verwendeten Fluß niemals eine Mühle gebaut werden. Alles im Freien befindliche Vieh muß von Schäfern gehütet und irgend welche Beschädigung der „Acequias" (Wassergräben) von dem Eigenthümer der Heerde vergütet werden. Will Jemand Land bebauen, so kann er die zur Bewässerung desselben nöthigen Acequias auch durch fremden Grundbesitz führen u. s. w., alles Gesetze, welche die Natur hier den Bewohnern dieses Landes aufzwingt und die hier auf das Genaueste beachtet werden.

Wie diese Gesetze von Egypten nach Nordamerika kamen? — Das ist einfach erklärt. Von den Egyptern erhielten sie die Mauren, die sie bei ihrer Eroberung Spaniens in jenes Land verpflanzten. Als dann die Entdeckung Amerika's einen Strom von Auswanderern nach der neuen Welt, zunächst nach Mexiko lockte, da brachten diese auch die alten Agriculturgesetze und Werkzeuge mit, die sich nun in Folge der Abgeschlossenheit des Landes von jedem Fortschritt, von jeder Civilisation bis auf den heutigen Tag erhielten.

Es ist etwas ganz Wunderliches um das derzeitige Neumexiko. Mit Recht darf man angesichts seiner neuesten Dampf-Invasion und ihrer pilzartig neben und über uralten Adobe-Kraals und Adobe-Missionen aufgeschossenen Eisenbahnstädte, Hôtels, Badeplätze, Schmelzwerke und Maschinenwerkstätten sagen: daß es das älteste und neueste Territorium der Vereinigten Staaten zugleich ist. Fast ein volles Jahrhundert früher als die „Mayflower" ihre fromme Menschenfracht am Plymouth-Felsen ausgeladen, war Cabeza de Vaca bereits vom Süden her in das hochgelegene Binnenland vorgedrungen. Mit dem Schwert in der Rechten und dem Kreuz in der Linken hatte er davon für die katholische Majestät von Castilien Besitz ergriffen und war dann, reich beladen mit Wundergeschichten von den ersten Büffeln, — cibola, — die er hier gesehen, und den weitgedehnten, in Flußthälern sowohl, wie auf ab-

geplatteten Bergrücken und selbst in Felsenwänden liegenden Indianer-Gemeinwesen, die er theils selbst besucht, theils aus Berichten der Eingeborenen kennen gelernt hatte, nach der Stadt Mexiko heimgekehrt. In rascher Reihenfolge fanden dann verschiedene Expeditionen nach dem merkwürdigen, nicht nur an einer eigenthümlichen Kultur sondern auch an Edelmetallen reichen Hochlande statt. Darunter auch für heute noch als interessanteste diejenige des Francesco Vasquez de Coronado, von welcher der daran betheiligte Historiker Castaneda eine so getreue Schilderung des neuen Landes heimbrachte, daß man dasselbe daraus noch heutigen Tages Zug für Zug erkennt. In vollster Anschaulichkeit treten sie uns aus diesen jetzt dreihundertundvierzig Jahre alten Beschreibung entgegen: die baumlosen Tafelländer, — mesas —, die treppenartig übereinander aufsteigenden Plateau-Fluchten, der langsam zwischen fruchtbaren Uferstreifen südwärts fließende Rio Grande und die noch heute, wie aus den Urzeiten der amerikanischen Eingeborenenwelt in die Tage des Dampfes, der eisernen Brücken und des zur Menschenlippe gewordenen Blitzes hineinträumenden, schwalbennesterartig aus Erde und an die Erde selbst festgeklebten Adobe-Phalansteren der sanften und anmuthigen Pueblo-Indianer. Wir erkennen sie alle ganz genau aus den Federzeichnungen des wackeren Castaneda. Etwas Anderes ist es freilich mit der Frage: ob auch er selbst, wenn er jetzt plötzlich wiederkehren könnte, sich darin ebenso zurecht finden würde, wie sein ihm um drei bis vier Jahrhunderte nachgeborener Leser. Wohl kaum, — selbst dann wohl kaum, wenn auch der Yankee nicht in der Weise Hand auf dieses Land von Neumexiko gelegt hätte, wie er es in den letzten zehn Jahren, vornehmlich aber seit dem Novembertage des Jahres 1878 gethan hat, an dem die erste Lokomotive der Atchison-Topeka-Santa-Fé-Bahn über den Scheitel des Raton-Passes, von Colorado her, in dieses Spanien der Vereinigten Staaten hereinschnaubte.

3. Arizona.

Den äußersten Südwesten des nordamerikanischen Continents bildet ein ungeheures, nicht weniger als 113,000 Quadratmeilen umfassendes Territorium, von dem man weder in Europa noch in den Vereinigten Staaten besonders viel kennt. Ganz von unerforschten Wüstenländern umgeben, vom Meere abgeschlossen und ohne irgend welche schiffbare Flüsse, war es bis jetzt nur das Ziel einiger Forscher und unternehmender Mineure, die von dem fabelhaften Gold- und Silber-Reichthum dieses Territoriums gehört hatten. Arizona besitzt nur eine verschwindend kleine Bevölkerung

und selbst diese ist zum größten Theile nomadenhaft wild. Von den 40,000 Seelen sind nicht weniger als 32,000 Indianer, und der Rest zu mehr als zwei Drittheilen Mexikaner, Flüchtlinge aus den südlich des Rio Grande gelegenen Provinzen Sonora und Süd-Californien; Wegelagerer und Räuber, die mit ihren indianischen Landsleuten, den Apachen und Navajos, gemeinschaftliche Sache machen. Abgelegen, von wüsten Felsketten durchzogen, von Schluchten zerrissen, bietet dieses unbekannteste aller Länder Nord-Amerikas die auffallendsten Gegensätze dar. Ueberall die ausgedehntesten Weidegründe und kein Vieh, sie abzuweiden; Millionen Acker des fruchtbarsten Landes, und keine einzige Farm, denn der Regenfall ist zu spärlich. Die reichsten Gold- und Silberminen mit beinahe zu Tage liegendem Edelmetall, und kein Mensch, sie zu bebauen. Die Wüsten sind hier verhältnißmäßig volkreich, die Städte menschenleer und verlassen; die zu ihnen führenden Naturstraßen sind vorzüglich, aber dabei lebensgefährlich; jedes Thal hat seinen Fluß, und doch kann der Wanderer dabei verdursten. Zahllose Militär-Forts beschützen die Straßen und Ansiedlungen, trotzdem schweben Personen und Eigenthum in fortwährender Gefahr. An Stellen, wo man es nimmer erwarten würde, findet man Vegetation und Bewohner; die fruchtbarsten Länderstriche jedoch sind verlassen. Eis und Schnee an Orten, die ringsum von tropisch warmem Klima umgeben sind. Im Sommer herrscht bei Tag die furchtbarste Hitze, bei Nacht sinkt die Temperatur unter den Gefrierpunkt. Ueberall treten dem Reisenden Ueberraschungen der seltsamsten Art entgegen. Inmitten der trostlosesten Wüste Kirchen und Klöster mit imposanter Architektur; Militär-Forts ohne einen einzigen Soldaten; Minen ohne Goldgräber; Städte ohne einen einzigen Bewohner. An anderen Stellen begegnet man Kaufleuten ohne Waaren; Soldaten ohne Waffen; Hirten ohne Heerden; Geistlichen ohne Kirchen — alles umherwandernd, ohne Heimat, ohne ständiges Besitzthum.

Arizona besitzt unter allen Ländern Nord-Amerikas die sagenreichste, bewegteste, wildeste Geschichte. Zahlreiche altspanische Dokumente bewahrten sie uns bis auf den heutigen Tag. Die Kämpfe mit den Indianern, mit den Azteken und Spaniern, die großartigen Gold- und Silberfunde, die Entdeckungen märchenhafter, prächtiger Städte und Ströme, welch' letztere tief unter der Erde flössen u. s. w., gingen in ganz Amerika, Nord wie Süd, von Mund zu Mund. Bekräftigt wurden diese Sagen durch die thatsächlich großen Silber- und Goldmassen, die von Zeit zu Zeit nach Mexiko gelangten. Man fand Blöcke gediegenen Silbers 2 bis 4000 Pfund schwer! Und dennoch blieb Arizona verlassen! Dennoch blieb ihm der gelddurstige, gewinnsüchtige Amerikaner ferne, und das ganze Land besaß niemals mehr als dreitausend Bewohner anglo-amerikanischen Ursprungs. Wie ging das zu?

Das Territorium Arizona wurde im Jahre 1853 um 10 Millionen Dollars von Mexiko gekauft; es bildete damals den nördlichen Theil des mexikanischen Staates

Sonora. Es war zu jener Zeit noch vollständig unbekannt und unerforscht, als eine Einöde ohne jeden Werth verschrieen. Erst die von den Vereinigten Staaten der Reihe nach ausgesandten Expeditionen brachten Kunde von den Naturschönheiten, den Ruinenstädten, dem Bodenreichthum und den Indianerstämmen dieses Landes, und da stellte es sich erst heraus, daß man mit dem Ankauf Arizonas kein schlechtes Geschäft gemacht. Der einzige Uebelstand ist die Unzugänglichkeit des Landes. Man hatte es verabsäumt, einen Hafen an dem Meerbusen von Californien zu erwerben, und da der größte Strom des Landes, der Colorado des Westens, zur Sommerszeit nur für die kleinsten Dampfer fahrbar ist, so blieben bis auf die neueste Zeit die Salzwüsten des südlichen Californien, oder die Einöden von Neu-Mexiko die einzigen Wege nach jenem reichen Lande. Es war natürlich mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, durch diese Gegenden vorzudringen und die zum Minenbetrieb erforderlichen Dampfkessel und Maschinen von mehr als tausend Meilen Entfernung herbeizuschaffen, und so blieben auch die Minen bis jetzt ohne rationellen Betrieb. Dazu kamen die Indianer, die den Emigranten-Zügen auflauerten, von hundert gewiß neunzig beraubten und die Männer tödteten, sofern sie nicht starke militärische Bedeckung hatten. Die grausamsten und feigsten Indianerstämme durchziehen noch heute ungestraft die Länderstrecken Arizonas, haarsträubend sind die Thaten der Navajos und Apachen, deren einzige Beschäftigung das Rauben und Morden zu sein scheint. — Was den Indianern entging, fiel den Schurken in die Hände, die von Texas, Nevada und Californien vertrieben, in Arizona sichere Zuflucht vor dem Gesetze fanden, das natürlicherweise bei so geringer Militärmacht, so mangelhaften Verkehrswegen und so großer Entfernung von dem civilisirten Amerika nicht gehandhabt werden konnte. Tucson, die im südlichen Arizona mitten in einer Einöde gelegene Hauptstadt des Territoriums, wurde zu einem Sodom, wo Verschwendung, Laster, Verbrechen und Sinneslust herrschten, wie nirgends. Diebe, Räuber, Mörder und Falschspieler bildeten die Mehrzahl der Bevölkerung dieser Lehmhüttenstadt, und es gab bis vor wenigen Jahren wohl kein Land der Erde, in welchem Gesetzlosigkeit und Verbrechen in einem höheren Grade zu finden gewesen wären, wie eben in dieser ehemaligen Provinz Mexikos. Zehn Jahre lang blieb Arizona vollständig dieser Bevölkerung überlassen, ohne daß es irgend welche Regierung, Behörde, Militärmacht oder sonst dergleichen besessen hätte! Es war mit einem Worte öffentliches Land, denn erst im Jahre 1863 wurde eine Territorial-Regierung von den Vereinigten Staaten eingesetzt.

Seit jener Zeit kam allmählich Ruhe und Ordnung in einzelne Theile des Landes, besonders längs der Flußläufe des Colorado und des Gila, und die Ausbeutung der ungeheuren Gold- und Silberschätze des Landes ist im Wachsen begriffen. Allein so lange dem Räuberunwesen der Mexikaner und Indianer kein Ende bereitet wird, so lange wird auch Civilisation und Kultur dem Lande fern bleiben, selbst in den

kleinen, aus Lehm- und Bretterhütten bestehenden Minenstädten Prescott, Tucson und Tubac ist davon keine Spur vorhanden. Es sind ehemalige mexikanische Dörfer mit altspanischen Adobe-Kirchen und halbverfallenen Hütten, in denen die Mineure,



Arizona: Der Riesen-Lehnstuhl.

einzelne Kaufleute und Schenkwirthe ihre Wohnsitze aufgeschlagen. In diesen Städten ist zum Mindesten die Sicherheit des Lebens größer, als auf dem offenen Lande, und dies ist bereits ein Fortschritt gegenüber den Verhältnissen früherer Jahre. Am meisten Kultur findet man noch bei den Mönchen der katholischen Missionen, welche



Arizona: Aztekische Ruinen.

hie und da, mitten in der Wüste, zu finden sind, und deren größte und bedeutendste die Mission San Xavier del Bac ist. Einige Meilen südlich von Tucson gelegen, erregt diese Mission mit ihrer prächtigen Kirche das Staunen jedes Besuchers. Sie wurde 1668 von den Jesuiten im reichen spanischen Style erbaut und gehört entschieden zu den schönsten und malerischsten Bauten jenseits der Felsengebirge. Die Mission von San Xavier ist von einem Dorfe der Papagoes-Indianer umgeben, einem fleißigen, zum katholischen Glauben bekehrten Stamm, der sich ausschließlich vom Ackerbau nährt, und etwa 7000 Köpfe zählt. Auch die übrigen Dörfer der Papagoes befinden sich zumeist in der Nähe jener katholischen Missions-Gebäude, wie sie von den spanischen Geistlichen vor Jahrhunderten im ganzen Süden — von Californien bis Texas und Neu-Mexiko erbaut wurden.

Ebenso friedlich wie die Papagoe-Indianer sind die Pimos, ein am meisten civilisirter Stamm Amerikas, mit reichem Landbesitz und vielem Vieh. Ihre Dörfer sind an den Ufern des Gila-Stromes gelegen, der auch ihre etwa 100 Quadratmeilen Landes betragende Reservation durchfließt. — Die Pimos bewährten sich bis jetzt ebenso gut als Ackerbauer wie als Krieger und Freunde der Weißen. Sie leben in kleinen halbrunden Hütten, ihre Kleidung besteht nur aus wenig mehr, als einem kurzen über die Hüften fallenden Röckchen. Ihre Lebensweise ist noch sehr urwüchsig, zeigt jedoch schon einen gewissen Anschluß an die anglo-sächsische Zivilisation. Ihre Zahl beträgt etwa 5000, die in sieben Dörfern vertheilt leben und über 600 Farmen besitzen.

Welch' fruchtbarer Boden in diesem südwestlichen Theile Arizonas zu finden ist, geht aus der erwiesenen Thatsache hervor, daß die Aecker der Pimo-Indianer nun schon seit drei Jahrhunderten bebaut werden und ohne jedwede Düngung oder künstliche Mittel jährlich zwei reiche Ernten gestatten. Der Weizen wird im Dezember hier gesäet und im Juni bereits eingeheimst; auf demselben Boden werden dann Mais, Kürbisse, Melonen u. s. w. gepflanzt, die des nun eintretenden Sommerregens bedürfen. Auch Tabak und Baumwolle gedeihen hier üppig, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Land einstens zu den schönsten Amerikas zählen wird, sobald nur die weiße Auswanderung hierher ihren Weg gefunden haben wird.

Die am häufigsten benützte Route nach den Minen Arizonas führt von Los Angeles in Süd-Californien aus, durch eine weite Salzwüste nach dem Militär-Fort Yuma, das an der südwestlichsten Spitze des Territoriums, an den Ufern des Colorado-Stromes liegt, der etwa 50 Meilen unterhalb in den Golf von Californien mündet. Ein kleiner Dampfer verkehrt zwischen Fort Yuma und dem Golf. Das Fort und die angrenzende Stadt gleichen Namens ist die bedeutendste Ansiedelung der Weißen für Tausende von Quadratmeilen Landes. Auf einem hohen, nahezu senkrecht aus dem Fluß emporsteigenden Felsen gelegen, beherrscht es die Umgegend auf

viele Meilen in der Runde, es gewährt mit seinen Offiziers-Häusern, Kasernen und Vorraths-Magazinen in dieser Wüste einen freundlichen, wohlthuenden Anblick. Dies ist aber auch alles Günstige, was sich über diesen verlassenen Außenposten Amerikas sagen läßt. Fort Yuma gilt in ganz Amerika als der heißeste, unerträglichste Aufenthaltsort, den man mit Cayenne und Neu-Caledonien vergleicht. Die Geschichten, welche man von der Sommerhitze in Fort Yuma erzählt, sind die haarsträubendsten, die je erzählt wurden, und wenn davon auch Vieles erfunden sein mag, so ist es doch Thatsache, daß selbst die Yuma-Indianer, von welchen das Fort den Namen erhielt, den Sommer über oft halbe Tage im Wasser zubringen, und sich fortwährend frischen Schlamm auf die Köpfe legen, um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen.*) Desto angenehmer ist hier der Aufenthalt im Winter, und zu dieser Zeit werden auch gewöhnlich die Reisen von der californischen Küste nach dem Innern des Wunderlandes angetreten, dessen größtes Wunder der Flußlauf des oben genannten Colorado ist.

Bei Yuma überschreitet die Süd-Pacific-Bahn auf einer 500 Fuß langen hölzernen Brücke den Coloradostrom und erreicht nach einer traurigen Wüstenfahrt von etwa 300 Meilen Benson. In Benson, welches als Bahnstapelplatz für den nahen Tombstone-Minen-Distrikt schon eine beträchtliche Bedeutung hatte, ehe es zur Würde eines Bahnknotenpunkts erhoben wurde, hat der Reisende Gelegenheit, die Mexikaner, die

*) 110° F. (= 35° R.) im Schatten sind während des Sommers, der sich hier das Vergnügen macht, volle acht Monate zu dauern, die Regel; 120 sind schon ein wenig seltener, aber von Ende Juni bis Anfang September immerhin noch ziemlich häufig; und selbst die Weißglüh-Temperatur von 130° F. (43° R.) kommt in manchen Sommern etwa ein dutzendmal vor. Selbstredend ist der Zusatz: „im Schatten" bei allen diesen Grad-Angaben nöthig, obwohl sich Derjenige, der das südliche Arizona nur flüchtig bereist hat, beim besten Willen nicht vorstellen kann, wo die betreffenden Hitzepatrioten in diesen nackten Wüsten den zu einer solchen Thermometer-Messung nöthigen Schatten eigentlich hergenommen haben. Das Unglaublichste aber bei diesen unwillkürlich an den Rost des Heiligen Laurentius erinnernden Temperatur-Verhältnissen ist die Thatsache, daß sich nicht nur der Lokalstolz, sondern sogar der Lokalhumor derselben bemächtigt hat. Und doch ist es so, wie verschiedene in Yuma dem Reisenden mit schicksalshafter Unfehlbarkeit servirte, an sich allein schon schweißtreibende Anekdoten beweisen. Die bekannteste derselben, aber ihrer wahrhaft höllisch guten Erfindung halber immer wieder des Erzählens werth, ist die von dem Ver. St. Soldaten, der sich das Glück einer dreimonatlichen Sommer-Garnison in Fort Yuma derartig zu Herzen nahm, daß er beim Beginn des Herbstes starb. Aber auch im Grabe sollte er keine Ruhe finden, vielmehr versetzte er seine ehemaligen Kameraden wochenlang durch ein regelmäßiges mitternächtiges Erscheinen als Geist in Schrecken, bis endlich einer derselben den Muth fand, das Gespenst um den Grund dieses rastlosen Wiederkehrens zu befragen, und zur Antwort die bittenden Worte erhielt: „Gebt mir eine Wolldecke, ich kann es in der Hölle vor Kälte nicht aushalten!"

er in Yuma und Tucson in ihren Jacals und Adobe-Gehegen vorzugsweise nur in ihrem Schmutze und ihrer Schläfrigkeit gesehen, auch von einer etwas lebendigeren, wenngleich keineswegs viel sauberen Seite kennen zu lernen. In ganzen Schaaren, theils angekommen, theils auf dem Sprung weiter zu reisen, theils neugierig lungernd, füllen diese neuerdings so ungestüm in den Bereich des Weltverkehrs gerissenen Señores und Señoras den Platz um das Stationsgebäude und die staubigen Straßen zwischen den Holzgebäuden, Holzbuden und Zeltgefügen des Ortes an, die mit ihren Waarenlagern von tausend und einem Gegenstande, mehr noch aber mit ihren Trink-



Arizona: Ein Pimo-Dorf.

stuben und Spielhöllen einen ganz ausgiebigen Vorgeschmack zu dem, vor fünf Jahren unter allen Auspicien eines jüngeren Virgina City, Helena oder Leadville ins Leben gerufenen, Tombstone selbst geben. Die glücklichen Entdecker dieses etwa 30 Meilen südlich von Benson, nach der mexikanischen Grenze zu gelegenen Silber-Distrikts waren zwei Brüder Schieffelin, von denen der Aelteste „Ed", obgleich er heute ein reicher Mann ist, doch noch zu den unverfälschten Charakter-Figuren dieses Schatzsucher- und Abenteurer-Rendezvous gehört. In diesem letzteren selbst aber hatte man bis vor Kurzem vielleicht die letzte Gelegenheit, das echte wilde Minenleben des großen Westens, in dessen Strudel Schätze und Leben gleich billig zu sein

pflegten, in jener ganzen Unverfälschtheit zu studiren, in welcher ihm die Eisenbahnen für immer den Garaus zu machen bestimmt sind.

Es war im Winter 1878, als die beiden Schieffelins sich durch gewisse Berichte über die im San Pedro-Thal gelegene, vor Zeiten mit Erfolg bearbeitete Bronco-Grube veranlaßt sahen, von Tucson aus eine Prospektoren-Tour dahin zu unternehmen. Da nur kurz vorher in den weiter nordwestlich gelegenen Santa Rita Minen des Santa Cruz-Thales verschiedene Gruben-Ingenieure und Bergleute von den Apaches ermordet worden waren, erklärte die in Tucson erscheinende Zeitung den unternehmenden Brüdern schwarz auf weiß, daß Alles, was sie im San Pedro-Thale finden würden, ein 'tombstone' sein würde. Sie gingen jedoch auf diese Vorhersagung nicht ein, zogen es vielmehr vor, statt des ihnen avisirten Grabsteines die „Tough Nut" und „Contention"-Mine zu finden, deren Entdeckung sofort eine ganze Völkerwanderung von Minen-Nomaden nach dem San Pedro-Thal zog und die glücklichen Finder, in dankbarer Anerkennung der ihnen gemachten und so wenig in Erfüllung gegangenen Prophezeiung, veranlaßte, wenigstens das daselbst über Nacht aus der Erde gesprungene Minen-Lager „Tombstone" zu taufen. Der Name fand so allgemeinen Anklang, daß er nicht nur sofort auf die gesammte Bergkette, in der sich die neuen Silberlager erschlossen hatten, und den ganzen Distrikt überhaupt übertragen wurde, sondern daß sich die Leute von Tombstone auch durch sechzehn gleich in den ersten drei Monaten verübte Mordthaten veranlaßt sahen, denselben noch eigens zu rechtfertigen. Weitere kleine Tauffcherze vom Tombstone Caliber verstanden sich dann bei dem bekannten Revolver-Humor junger Minen-Bevölkerungen von selbst. So erscheint noch heute eine der beiden in Tombstone erscheinenden täglichen Zeitungen unter dem ermuthigenden Titel "The Epitaph", und in den sandigen Bretter- und Zelt-Straßen des Ortes bilden unter der in solchen Gemeinwesen sonst üblichen Salon-Nomenklatur der "Dew Drop", "Morning Glory", "Emerald", "Oriental" ꝛc. Namen wie "The



Arizona: Navajo-Indianer.

Coffin", "The Tombstone Gem" und "The Poison Box" eine echt „ortsgeniale" Abwechslung.

Achtundvierzig Meilen jenseits des lebhaften und trotz seinem im Augenblick noch durchaus wüstenmäßig-staubigen und primitiven Aussehen doch bereits von dem unverkennbaren Parfüm eines südwestlichen Zukunfts-Platzes umwehten Benson steigt die Süd-Pacificbahn in dem 4394 Fuß hohen Dragoon-Paß zu der höchsten Höhe an, die sie in Arizona überhaupt erreicht. Noch weitere vierzig Meilen und sie überschreitet bei San Simeon die Ostgrenze Arizonas. Wir befinden uns in Neumexiko, jenem Territorium, welches sich mit Florida um den Ruhm streitet, von allen Unionsgebieten zuerst der Sitz einer dauernden weißen Civilisation gewesen zu sein. Von der Südhälfte des Territoriums Arizona dürfte in Bezug auf Ackerbau und Viehzucht, und demgemäß auch auf Besiedlung des Landes, nicht viel zu erwarten sein.

Durch die Atlantic Pacific-Linie, die in Albuquerque, Neumexiko, beginnt und sich bei Mojave an das Eisenbahnnetz von Süd-Californien anschließt, wird jener nördliche Theil Arizonas erschlossen werden, von dessen höher gelegenen Nutzländereien, — in Gestalt großer Weideflächen und mit Hülfe von künstlicher Bewässerung zu gewinnender Ackerstriche — Arizonaer Patrioten, im Gegensatz zu den Sand- und Cactusgebieten der Südhälfte des Territoriums, soviel zu rühmen wissen. Wie es sich nach Vollendung der neuen Bahn mit diesen Weiden- und Ackergebieten verhalten wird, muß einstweilen abgewartet werden. Jedenfalls werden Diejenigen, die auf anderen, sowohl nördlichen, wie südlichen Bahnlinien, das große Kontinalbecken durchkreuzt haben, keine gar zu sanguinischen Hoffnungen, gerade auf diesen Gürtel des 35. Breitengrades setzen. Eines aber steht schon jetzt fest: dem Freunde und Bewunderer wilder und abnormer Naturschönheiten ist durch diese Bahn endlich auch jene ungeheuerliche Schluchten-Scenerie zugänglich gemacht worden, von denen die Vereinigten Staaten mit demselben Recht, wie von den Fällen des Niagara, den Wasser-Vulkanen des Yellowstone und dem Yosemite nebst den Riesenbäumen der Sierra Nevada, behaupten dürfen, daß sie darin ein Welt-Unicum besitzen.

---

4. Das Cañon-Land des Colorado.

Vor langer, langer Zeit, — es mag wohl Jahrtausende lang her sein, — lebte ein großer und weiser Indianer-Häuptling, der über die Stämme jenes sagenreichen, räthselhaften Landes herrschte, das heute das Territorium Arizona bildet. Er hatte sein Weib verloren, und dieser Kummer verbitterte sein Leben. Sein Gram rührte den Indianer-Gott Ta-owoats. Er kam zu dem Häuptling und sagte ihm, sein Weib

wäre in einem besseren Lande, und er wollte ihn dahin führen, falls er verspräche, nach seiner Rückkunft nicht mehr zu trauern. Der große Häuptling versprach es, und da brach denn Ta-owoats einen Weg durch die Gebirge zwischen ihm und jenem glücklichen Lande.

Durch diesen tief eingeschnittenen Bergweg führte nun Ta-owoats den Häuptling zu seinem Weibe und nahm ihm bei seiner Rückkehr das Versprechen ab, Niemandem von den Freuden des glücklichen Paradieses, das er gesehen, zu erzählen. Dann nahm er die Wasser der Umgebung, die Regenbäche von den Ebenen und die Schneewasser aus den Gebirgen, und rollte sie durch den Engpaß, einen wilden, tosenden Strom bildend, der alle verschlingen würde, die es unternähmen, ihn zu betreten. —

Das glückliche Land, von dem der Gott gesprochen hatte, war Californien, und der tiefe Stromweg, den er durch die Gebirge gebrochen, war der Colorado des Westens, der größte Strom der pacifischen Küste Amerikas. Die armen Indianer, die jenes traurige Land bewohnen, umspannen den seltsam merkwürdigen Strom mit ihren Sagen, sie wagten es niemals, die furchtbaren Erdschlünde zu betreten, durch welche er fließt. Die Weißen gelangten bis zur Eröffnung der Atlantic-Pacific-Eisenbahn nur alle Jahrhunderte einmal an den oberen Wüstenstrom, aber ihre Erfahrungen waren hinreichend, um alle weiteren Versuche seiner Erforschung für immer zu vereiteln. Haarsträubende Geschichten durchliefen die Lager des Trappers und die Hütte des Mineurs. Alle Boote, die bis jetzt den Strom zu befahren gewagt, wären mit furchtbarer Gewalt über Wasserfälle und durch Schlünde geführt und endlich in Strudel gerissen worden, aus denen sie niemals wieder hervorgekommen seien. Von all jenen Vielen, die es bisher versucht hatten, den Strom auch nur zu überschreiten, war Keiner je wieder gesehen worden. Vergeblich hatten sie es versucht, die tausend Fuß hohen Felsmauern zu erklimmen, sie waren elend verhungert. Vor etwa hundert Jahren hatte ein spanischer Priester das nördliche Arizona besucht, und in seinen Reisebeschreibungen theilte er mit, die Ufer des Colorado wären so hoch, „daß ein Felsen, der im Flusse lag, ihm von den Klippen aus nicht größer als eine Manneshand erschienen sei, während er in Wirklichkeit so groß war, wie die Kathedrale von Sevilla".

All' dies war nur geeignet die Neugierde der Forscher anzufachen. In den Jahren 1869 bis 1874 wurde deshalb von den Vereinigten Staaten eine Expedition unter Major Powell ausgesandt, um den bis dahin unbekannten mystischen Lauf des Colorado zu erforschen, und ihr gelang es, nach den furchtbarsten Anstrengungen und den unglaublichsten Gefahren, den Strom von seinem Ursprung bis zu der californischen Grenze zu durchforschen. Ihrer Aufopferung verdankt Amerika die Kenntniß jenes großen Wüstengebietes, das sich von dem Uintah-Gebirge am großen

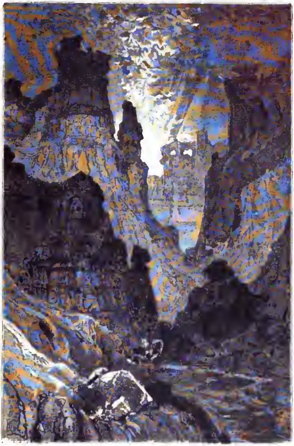
Salzsee durch Colorado, Utah, Nevada und Arizona, bis zu dem Meerbusen von Californien erstreckt und die seltsamsten Gebirgs- und Boden-Formationen aufweist.



Arizona: Fort Yuma am Colorado-Strom.

Diese weiten, mehr als hunderttausend Quadratmeilen umfassenden Länderstrecken entbehren vollständig des Gras- und Baumwuchses. Es sind röthlichgelbe, verwitterte Steppen mit einigen Salzseen und Gebirgs-Ketten, nicht, wie die Steppen des

Platte und Arkansas mit fruchtbarem Erdreich bedeckt, sondern für ewig dazu verdammt, Wüste zu bleiben. Niemals wird der Pflug des Ackerbauers sie durchfurchen, niemals die Eisenbahn sie durchziehen. Kein Gold in den Bergen und Flüssen lockt



Das Cañon-Land am Colorado: Der Mu-Koon-tu-weap Cañon.

den Einwanderer, kein edles Wild den Jäger in diese Region. Sie wird ewig das Gebiet jener unsäglich armen, herabgekommenen Indianerstämme bleiben, welche als die einzigen Nachkommen der großen Azteken und Tolteken die Schluchten und Thäler von Nord-Arizona heute bewohnen. —

Der große Strom, welcher dieses Wüsten-Gebiet durchfließt, ist eines der merkwürdigsten Naturwunder. Er entsteht durch die Vereinigung des aus den Wind River Mountains in Wyoming kommenden Green River mit dem Grand River im südöstlichen Utah und ergießt sich in den Meerbusen von Californien.

Ungeachtet seiner bedeutenden Länge ist er doch größtentheils unschiffbar und wird zweifellos für die Ewigkeit so bleiben. Vor Allem schrumpft er in der heißen Jahreszeit bis auf Bachesstärke zusammen. Aber selbst wenn genügend Wasser vorhanden wäre, so würden doch die tausend ungangbaren Barrièren, Caskaden, Stromengen und Schluchten jedem Schiffe sicheres Verderben bereiten.

Die oberen zwei Drittheile des Colorado-Beckens erheben sich bis zu neuntausend Fuß über den Meeresspiegel. Dieses Becken ist gegen Nord, Ost und West von schneebedeckten Gebirgen eingeschlossen, die eine Höhe von 11 000—14 000 Fuß erreichen. Den ganzen Winter hindurch fällt auf diesem ganzen weiten Raume Schnee, alle Thäler und Schluchten füllend, alle Flußläufe und Abhänge halb begrabend, alle Bergspitzen in einem weißen Mantel hüllend, der von Wind und Kälte aus den Wellen des Meeres zu Wolken gewoben und hierher getragen wird. Fängt im Frühjahre die Sonne an, ihre heißen Strahlen hernieder zu senken, dann schmelzen diese Schneemassen und senden Millionen von Caskaden die Berg-Abhänge hinab.

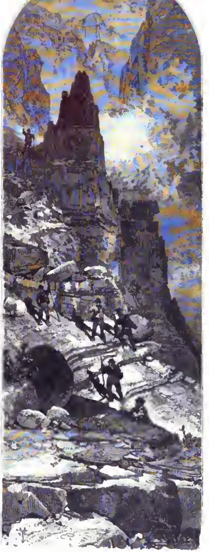
Je größer diese Wassermassen nun sind, ein je größeres Gefälle sie haben, desto weniger können ihnen die Felsen Widerstand entgegensetzen. Sie sind dem nassen, anstürmenden Elemente gegenüber wehrlos und mögen sie auch noch so trotzig ihre Stirne entgegenstellen, mit der Zeit wird eine Bresche in sie gewaschen sein. Und so hat denn auch der Colorado sich auf einer Strecke von tausend Meilen solche Cañons durch die Felsen gegraben, Cañons, die in ihrer furchtbaren Tiefe und Schrecklichkeit den Indianern Ursache für Göttersagen und Mythen gegeben haben, — Weiße zu Ehrfurcht und Bewunderung nöthigen.

Und wie der Colorado selbst, so besitzt auch jeder seiner wasserreichen Nebenflüsse, der Virgin, Kanab, Paria, Escalante, Dirty Devil an der Westseite, und der Green, Yamba, San Juan und Colorado Chiquito an der Ostseite seine tiefen, engen, vielfach gewundenen und gekrümmten Cañons. Jeder Nebenfluß dieser Flüsse stürmt ebenfalls durch einen derartigen, viele hundert Fuß tiefen und wenige Fuß breiten Cañon. Jedes Bächlein fließt durch einen selbstgegrabenen Cañon; jedes Regenwässerchen, geboren und wiedergeboren durch den Regen, nur während des Regens bestehend, schneidet sich seinen Cañon! Danach kann man sich leicht den Charakter jener Sandsteinwüste vorstellen, welche das obere Becken des Colorado bildet. Es ist ein wahres Labyrinth der Natur, stellenweise unzugänglich für jeden Sterblichen. Es ist wie eine ungeheure versteinerte Stadt, deren Straßen sämmtlich von Wassermassen durchfluthet werden, und wo an den Stellen der Häuser zehnmal so hohe

Felsblöcke stehen, welche jeden Abstieg in die Straßen hinab unmöglich machen. Alle die szenischen Eigenschaften dieses Theiles von Utah und Arizona sind in riesenhaftem Maßstab, unheimlich und großartig zugleich. Die Ströme fließen in unzugänglichen Tiefen — unzugänglich im wahrsten Sinne des Wortes, die Felswände unterwaschend, in deren Gefangenschaft sie sich selber begeben. In diesen engen Rinnen toben und jagen und tanzen die gefangenen Wassermassen über Katarakte und Fälle den tieferen Länderstrichen Californiens zu, und über ihnen, auf der Höhe der einschließenden Felsmauern sind trockene Ebenen, Mesas, ohne Baum und Strauch, den nackten festen Felsen bloslegend. An einigen Stellen, wo die Felsen aus Mergel bestehen, sind schon Flächen verwittert und zersetzt, man watet dann in dem losen feuerrothen oder gelben Material, wie in einem Bett von Asche. An anderen Stellen, wo die Felsen aus weichem Sandstein bestehen, ist die Oberfläche so zersetzt, daß sie mit Treibsand von der verschiedensten, meist hochrothen oder orangegelben Färbung bedeckt ist.

Das ist das Land der Cañons, — unbewachsen, selbst aller Wüstenpflanzen bar, unbewohnt von Thieren, gemieden von Menschen, — eine Wüste und ein Labyrinth zugleich, — ein Stück der Unterwelt auf den Erdboden erhoben. Mit Ausnahme der ewig in Eis und Schnee gehüllten Polarländer und der Wüsten von Thibet, giebt es kein Land der Erde, das trostloser, einförmiger und öde wäre, als jenes Cañon-Gebiet des Colorado, keine Sahara ist mehr Wüste, als das Land an der Südspitze des Staates Nevada.

Der einzige Weg durch dies Gebiet führt durch die Cañons, diesen Weg haben wohl bis jetzt gar Viele versucht und betreten, aber nur die Wenigsten gelangten wieder ans Tageslicht. Gewöhnlich gingen sie schon in den ersten Meilen ihrer Reise elend zu Grunde. Es ist als hausten böse Geister in den Schluchten und Katakomben des Colorado, die dem Sterblichen den Zutritt in ihr Gebiet, in diese Unterwelt, nicht gestatten. Die kühnen Jäger stürzten entweder über die senkrechten Wände in die Schlünde hinab und zerschellten am Grunde, oder sie ertranken in dem rothen, lehmigen Wasser, oder wurden von den Wirbeln hinab in die Tiefe gerissen, um vielleicht erst nach Wochen wieder als Leichname ans Tageslicht zu kommen. Die Boote und Flöße, auf denen sie herabzufahren wagten, wurden an den Felsen zerschellt. Und selbst jenen, welchen es gelang, sich der Wuth der Elemente zu entziehen, — ihnen entzogen die bösen Kobolde jener Regionen alle Nahrung, ja selbst das Wasser. Sie mußten sich kümmerlich von Kräutern nähren, im Angesicht des tausende Fuß unter ihnen befindlichen Wassers vom Durste leiden; — als sie aus diesen Regionen heraus und wieder zu Menschen kamen, da war der Verstand ihnen geraubt! Darum ist es als ein Wunder anzusehen, daß es der Expedition unter Major Powell gelang, mit dem nackten Leben und unter Verlust von all' ihrer Habe endlich den Lauf des Colorado zu erforschen. Ihre Mitthei-



Das Cañon-Land des Colorado: Ersteigung des Great-Cañon.

lungen, vereint mit jenen des Lieutenant Ives, bilden die einzige Literatur über das Wüstenland.

Im Oberlaufe des Colorado sind die Cañons zahlreicher, aber von geringerer Tiefe, wenn man Felsmauern fünf Mal so hoch als der Thurm des Wiener Stefans-Doms überhaupt als niedrig bezeichnen kann. Nur in dem schönen Cañon von Lodore erheben sie sich zu etwa 3000 Fuß Höhe. Der einundzwanzig Meilen lange Cañon wurde nach Southeys Gedicht: „Wie kommen die Wasser herab bei Lodore" so benannt.

An einigen Stellen, weiter stromabwärts, wie am Fuße des Gray Cañon, erheben sich ungeheure Felsthürme senkrecht aus dem Wasser, als wären sie von Menschenhand erbaut und glatt gemeißelt. Es sind Felsen, von den Zeitaltern und den Stürmen bearbeitet, bis nur eine dünne Felsnadel, eine himmelragende Felsenruine übrig blieb, wie die vom Fleisch entblößten Rippen eines Vorweltthieres.

An den Klippen, und selbst an ihrem oberen Rande, weit in das Land hinein, sieht man kurios geformte Obelisken und „Buttes", als wäre es ein ungeheurer Friedhof von Titanen, über deren Gräbern sich kolossale Grab-Monumente erhöben. In den Wänden des Cañons findet man Grüfte und offene Gräber, als wären sie eigens für Jene gegraben, die es



Das Cañon-Land des Colorado aus der Vogelschau.

wagen, in die geweihte Ruhestätte der Geister einzudringen. Sie rufen ihnen ein Memento mori zu.

Von diesen Obelisken und Pyramiden erhielt der Cañon den Namen Monument-Cañon. Von der Mündung des Paria-Flusses an erhält der Cañon einen anderen Charakter. Der Strom ist in Kalkstein-Formationen eingetreten, die Wasser haben sich glatt durch die marmornen Felsen hindurch geschnitten, ohne die geringsten Seiten-Cañons oder Schlünde und Felstrümmer aufzuweisen. Es ist eine glatte Passage zwischen glänzend polirten, oft wundervoll gefärbten marmornen Wänden, deren Höhe von keiner Kathedrale der Welt übertroffen wird. Weiß, Grau, Saffran, Rosenroth und Purpur vermengen sich und durchziehen in Adern die kolossalen, eine halbe Meile hohe Mauern. Fünfundsechszig Meilen vom Paria-Fluß bis zum Colorado-Chiquito rahmen sie das enge Strombett ein und bilden gleichsam den Thorweg zu einem der großartigsten Weltwunder, dem nun folgenden Grand Cañon des Colorado.

Eine Meile tief unter der Oberfläche der Erde wogt der Fluß zwischen den senkrechten Mauern hindurch, dem zweihundert Meilen entfernten, offenen Wüstenlande zu, seine Wellen schrumpfen, von oben gesehen, zwerghaft zusammen, obgleich sie gegen die Mauern und Klippen wüthend branden, die sich zu der Welt über ihnen erheben. Sie sind winzige Tröpflein; der Mensch in dieser Tiefe ist wie eine Ameise unter den Felsentrümmern verloren. Man bedenke nur: eine Meile Höhe! Horizontal gemessen, schon eine bedeutende Distanz, ist sie nur schwer zu erfassen, wenn man sie in vertikaler Richtung nimmt.

Tausend Fuß — also etwa zwei Pyramiden hoch — bestehen diese vertikalen Wände aus Granit, deren Rippen wie von Titanenhand zu ihrer Verstärkung gemeißelt sind, auf diesem Piedestal aus Urgestein ruhen Klippen und abermals Klippen senkrecht übereinander bis zum Gipfel, und dieser Gipfel ist die Oberfläche der Wüste. Unten, an den Ufern, ist Alles schwarz, finster und enge, oben roth und hell, grau und orange, mit Seiten-Cañons und Klaffungen, ein unendliches Felsenwirrsal. Je weiter man vordringt, in desto tiefere Schluchten gelangt man, bis die Klippen sich 7000 Fuß über den Fluß erheben.

Von Zeit zu Zeit erfüllen Wolken den Cañon. Manchmal schweben sie in großen Massen herab und verhüllen Alles mit grauem, dichtem Nebel, dem nur die Nacht an Dunkelheit gleichkommt. Zu Zeiten hängen diese Wolken an den Klippen oben und überwölben den gigantischen Korridor mit einem dichten, grauen Sturmdache. Wolken sind das Dach, schwarzer Granit sind seine Wände, weißer, milchiger Schaum sein Boden, denn die Wasser und Wellen sind hier ewig zu Schaum gepeitscht. Plötzlich fährt dann die wüthende Windsbraut durch einen Seiten-Cañon herab, zerreißt das Wolkendach und läßt den klaren, blauen, sternenbesäeten Himmel herniederschauen bis auf den weißen Gischt am Fuße. Es erscheint uns als ruhte sein Gewölk

auf dem Rande des Cañons, so hoch erscheinen die Felsen, so tief braust der Fluß. Von Zeit zu Zeit fliehen die Wolken weiter, reißen sich von den Felsnadeln und Vorsprüngen und Ritzen los, in welche sie sich verwickelt. Dann verschwindet der graue Mantel, die Spitzen und Kanten und Kämme erscheinen wieder in scharfem Relief, ein Bild natürlicher Gothik. Kommt endlich ein Gewittersturm herab von der weiten Wüste droben, so fluthet und donnert der Regen in Bächen und Wasserfällen von gigantischer Größe die Felsenwände hinab in die schäumenden Fluthen, daß sie hoch aufspritzend, an den kalten Granitwänden des Cañons emporlechzen.

Und so geht es fort für zweihundert Meilen! Manchmal hört der Granit auf, und Marmor oder Sandstein treten an seine Stelle. Aber ob nun Granit, Marmor oder Sandstein, durch alles haben sich die wüthenden Wasser Bahn gebrochen, alle Felsen, selbst die härtesten, sind ihnen unterlegen. Hier liegt das Buch der Geologie offen aufgeschlagen. Hier sieht man die Lava-, Basalt- und Aschenschichten der Vulkane, Sandstein und Konglomerat des sedimentären Gesteins, wie den Granit der Ur-Epoche. —

Nirgends kann man größere Abgründe sehen, als in diesem Cañon. Was ist das Afrathal, was Via Mala und Camina-Schlucht gegen ihn? Man rühmt die Höhe und Masse des Pilatus oder Rigi. Nun denn, man durchschneide den ganzen Gebirgsstock von seiner höchsten Spitze bis zu seinem Fuße und dieser furchtbare viele tausend Fuß tiefe Schlund wird kaum so tief sein, wie jenes Bett, das sich die Wasser des Colorado durch die Felsengebirge gerissen.

Aber noch mehr als die Tiefe des Grand Cañons, noch mehr als seine ungeheuere Länge, noch mehr als die Felsenmassen, die sich an seinen Wänden aufthürmend, dem Himmel entgegenragen, muß man die Gewalt des Wassers bewundern, das im Laufe der Jahrtausende diese Wunder bewirkte. Wohl hassen die Elemente das Gebild der Menschenhand, ja ihre Feindschaft ist furchtbar und verderbenbringend, aber ungleich mehr hassen sie sich selbst, ungleich gewaltiger ist ihr ewiger Kampf unter einander, in den sie seit der Schöpfung verwickelt sind, und dessen großartigste Wirkung man in dem Grand Cañon des Colorado sehen kann.

5. Die Moqui-Indianer von Arizona.

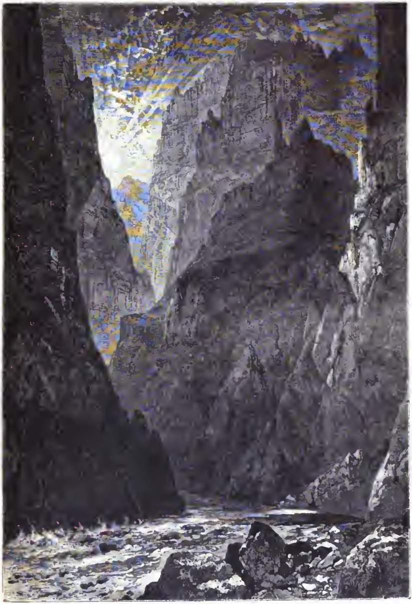
Und dieses wunderbare Cañon-Land, halb tropisch im Klima, wie Palästina, und mehr Sandwüste, als Horeb und Sinai, ist zugleich das Babylonien Amerikas. Wer würde glauben, daß diese Wüsten einst mit Städten bedeckt, von einem Volke belebt waren, das an Civilisation und Kultur ihre gegenwärtigen Bewohner weit übertraf? Zahlreiche Ruinen von Städten, von Mauern und Wachtthürmen erheben sich noch

heute im nordwestlichen Arizona und in den angrenzenden Theilen von Neumexiko, Utah und Colorado, — den Touristen ein Wunder, den Archäologen ein Räthsel. Sie sind halb in dem Wüstensand vergraben, wie die Sphinxe Egyptens, oder die neuentdeckten Ruinen in der Wüste Gobi, zuweilen auch an den Felswänden der unzugänglichsten Cañons des Colorado und seiner Nebenflüsse: Rio San Juan, Rio de los Mancos, M'c Elmo und Rio de Cheley, wie Schwalbennester angeklebt. Ruinen, deren Alter vor die Entdeckung Amerika's zurückreicht, deren Architektur



Das Cañon-Land des Colorado: Die Elfenschlucht.

noch heute unser Staunen hervorruft. Warum die einstigen Bewohner dieser Bauten solch unzugängliche Plätze für ihre Heimat erwählten, ist uns noch heute ein Räthsel. Sie waren ohne Zweifel Ackerbauer. Aber es giebt in diesen Felswüsten kein Land, das sie hätten bebauen können. Im Westen von Ocaiby, einer der Städte in der Provinz Tucayan in Arizona, sieht man Ruinen von mühsam längs der Cañon-Klippen hingebauten Terrassen, auf welchen ihre Gärten angelegt waren. Es ist möglich, daß die alten Bewohner dieser Gegenden sich ihre Ackerländer auf diese



Das Cañon-Land des Colorado: Der Grand Cañon.

Weise bildeten. Aber warum sollten sie sich gerade solche Stellen ausgewählt haben? Das Land war sicher nicht so bevölkert, daß es die Nutzbarmachung dieser Wüsten nothwendig gemacht hätte! An anderen Stellen sieht man auf Sandhügeln und hohen Felsen, mitten in der Wüste, meilenweit vom nächsten Fluße entfernt, ganze Städte-Ruinen. Was hat das Volk veranlaßt, sich hier ein solches Wüsten-Grab zu bereiten?

Unter den armseligen Abkömmlingen dieses Volkes herrschen darüber verschiedene Sagen. Sie behaupten, schon in jener Zeit dieses Land bewohnt zu haben, „da die Erde noch eine kleine Insel war". Damals umfaßte ihr Gebiet den Lauf des San-Juan und Rio Dolores, westlich bis Utah, und südlich durch Arizona und Neumexiko bis Tehuantepec. Sie lebten friedlich und wohlhabend, die Thäler kultivirend, ihre Heerden an den fruchtbaren Flußufern ernährend. Sie beteten die Sonne an. Sie kannten keine Metalle und fertigten ihre Werkzeuge und Geräthe aus Holz und Stein. Etwa vor tausend Jahren wurden sie von nordischen Barbaren (Vorfahren der gegenwärtigen Utes) besucht, die gastfreundlich empfangen wurden. Aber bald begannen diese Besuche zu häufig zu werden, und, als ihnen die Gastfreundschaft verweigert wurde, da mordeten sie die Einwohner und verwüsteten ihre Ländereien.

Deshalb verließen sie das Land, das sie bis dahin bewohnt, und bauten sich Häuser in den unzugänglichsten Verstecken in den Schluchten und Cañons, wohin sie sich bei jeder neuen Invasion zurückzogen. Allein einmal brachten die Feinde ihre Familien mit und siedelten sich in ihren Thälern an, und so war das unglückliche Volk genöthigt, über die Mesas und Wüsten weiter nach Westen zu ziehen. Aber hier stellte sich ihrer Flucht der ungeheuere Flußlauf des Colorado entgegen, jedem weiteren Vordringen einen Damm setzend. So waren sie denn gezwungen, in den Wüsten-Plateaus des nördlichen Arizona umherzuwandern. Am Fuße des Cristone, einer scharfen Felsnadel am San Juan-Flusse, fanden sie sich wieder zusammen, möglicherweise in den Höhlenbewohnern dieser Gegenden Freunde gewinnend. Hier bauten sie sich steinerne Festungen, Wachtthürme und Wasser-Bassins und waren so abermals bereit, ihre Feinde zu empfangen.

Dieser Feind ließ auch nicht allzu lange auf sich warten. Er kam und belagerte die Festungen, in blutigen Kämpfen wogte der Sieg von einer Seite zur andern. Die Schlachten waren so mörderisch, daß das Blut die Felsen herab in die Cañons der Flüsse rann. Endlich wurde der Feind unter großen eigenen Verlusten geschlagen, der Rest der Belagerten zog sich auf die vereinsamten Kuppen des nördlichen Arizona zurück, wo ihre wenigen Nachkommen, die Moqui-Indianer, noch gegenwärtig leben.

Außer diesen überaus merkwürdigen Ruinen eines verschwundenen Volkes sind auch noch in den Thälern des Mississippi und seiner zahlreichen Nebenflüsse Spuren einer gewissen Civilisation zu finden, die einem gleichfalls verschwundenen, ausge-

storbenen Volke, den „Mound builders“, angehören. Die bemerkenswerthesten Denkmäler alter Civilisation wurden jedoch bekanntlich in Central-Amerika und in den südlichen Provinzen Mexiko's gefunden. Hier wurden Ruinen von Städten entdeckt, die noch ganze Zeitalter vor der Herrschaft der Azteken verlassen und dem Verfall anheimgegeben worden sein mußten. Viele davon waren selbst den Azteken unbekannt und wurden erst zur Zeit der Eroberung Mexiko's durch Cortez entdeckt. Sie verriethen sämmtlich einen hohen Grad von Civilisation; die vielen Palast-Bauten mit ihren Skulpturen und ihrer inneren Einrichtung erwecken noch heute Bewunderung.

Die alte Civilisation des mittleren Amerika wird in drei Perioden eingetheilt: die der Colhuas, der Tolteken und nach ihnen die der Azteken. Die Mound builders des Mississippi-Thales werden als identisch mit den Tolteken angenommen.

Die Colhuas fanden das Land von einem Volke bewohnt, das unter dem Namen Chichimecs als das älteste Volk Amerikas bekannt ist. Wie diese von den Colhuas, so wurden die Letzteren von den Tolteken unterworfen, welchen der höchste Civilisations-Grad zugeschrieben wird. Ihre Nachfolger, die Azteken, blieben in dieser Hinsicht hinter den Tolteken zurück. Unglücklicher Weise wurden die toltekischen Urkunden und Chroniken von den Azteken zerstört, und was ihrer Wuth entging, das verfiel dem Fanatismus der unwissenden spanischen Priester.

Viele Ruinen von Arizona und Utah, sowie die noch bestehenden und bewohnten sieben Moqui-Städte*), ähneln bedeutend den Wohnhäusern der berühmten Pueblo-Indianer in Neumexiko. Sie sind entweder aus Adobe (ungebrannten Ziegeln), oder aus Stein ausgeführt, mehrere Stockwerke hoch, von denen jedes von dem unter ihm befindlichen um etwas zurückgezogen ist, so daß sie das Aussehen von Pyramiden haben. Jedes Stockwerk ist in einzelne Kammern und Wohnungen eingetheilt, die zusammen für mehrere Tausend Bewohner genügend Raum bieten. Von Außen sind sie nur durch an die Mauern angelehnte Leitern zugänglich, da sie keine Thüren besitzen. Auf dieselbe Weise sind auch die einzelnen Stockwerke unter einander verbunden. Jedes Pueblo ist in einem rechtwinkligen Viereck gebaut, in dessen innerem Hofe die Quellen sind, welche die Wasser-Reservoirs speisen. Die Häuser sind drei Gemächer tief und öffnen sich nach dem inneren Hofe, während sie nach Außen hin nur feste Mauern, ohne Oeffnungen, darbieten. Da sie überdies in der Regel auf hohen Fels-Bastionen angelegt sind, so ist die ganze Anlage vollkommen unzugänglich und gegen jeden Angriff gesichert. Auf den einzelnen Fels-Terrassen sind gewöhnlich Gärten angelegt, in denen Pfirsich-Bäume, Mais und andere Früchte gepflanzt sind.

*) Die Namen der sieben sämmtlich auf hohen, schwer zugänglichen Mesas (Felsen-Plateaus) liegenden Moqui-Dörfer sind: Oribi, Cimokpivi, Cewa, Citcumivi, Mecamivi, Cipolivi und das besonders malerische Volpi oder Walapi.

Steinwände umfassen diese Anlagen, die von den über ihnen befindlichen Reservoirs mit Wasser versorgt werden.

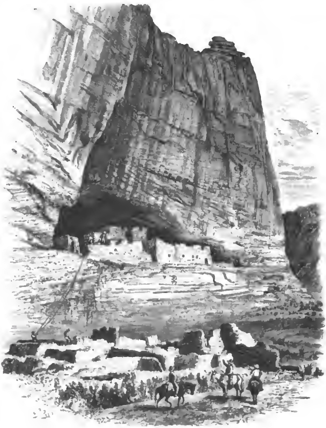
Viele von diesen merkwürdigen Städten an den Klippen des Colorado sind verlassen und verfallen, — einsame Ruinen eines vor Zeitaltern großen Volkes. Nur noch sieben von ihnen sind von je drei- bis fünfhundert Moqui's bewohnt. Diese Menschen sind von ziemlich heller Hautfarbe, sehr reinlich und nett. Die Männer verrichten alle Arbeiten außerhalb des Hauses, während den Weibern die häuslichen Arbeiten, wie Spinnen, Weben, Nähen u. s. w. obliegen. Jede Stadt hat ihren eigenen Häuptling und ist von den anderen vollständig unabhängig. Aber die Bewohner sind mit einander wohl vertraut, sprechen dieselbe Sprache, haben dieselben Gebräuche und dieselbe Religion. Sie sind friedlich und gastfreundlich, obschon nicht ganz frei von einigen barbarischen Gebräuchen.

Am merkwürdigsten ist ihr religiöser Glaube. Jeden Morgen steigen sie auf die Dächer ihrer Häuser, und, sich gegen Osten wendend, huldigen sie der aufgehenden Sonne. Zur selben Zeit versammeln sich viele Männer, mit Schellenriemen umgürtet, am Fuße ihrer Felsenwohnungen, und laufen etwa eine Meile weit und so schnell sie können, gegen Osten, der Sonne entgegen, während der Lärm und das Klingen ihrer Schellen die Luft erfüllt. Dann kehren sie zurück, das Volk steigt von den Dächern herab und die Ceremonie ist vorüber. Die Ursache dieses kuriosen Gebrauches ist eine Tradition, der zufolge an einem zukünftigen Tage Montezuma von der Sonne zu ihnen herabkommen und ihre alte Glorie wieder herstellen wird. Deshalb senden sie täglich Morgens eine Escorte aus, ihn zu empfangen, sollte er aus der Sonne herabgekommen sein. Armes Volk, selig in seinem Glauben! Jahrhunderte lang schon warten sie auf ihren Erlöser und tagtäglich sind sie zu seinem Empfang bereit, sie werden des Wartens eben so wenig müde, wie ihres unglücklichen aber rührenden Glaubens!

Nicht weniger seltsam ist ihr Glaube, daß die Zeit ihrer Erlösung von dem Zustande ihrer Wohnstätten abhängt. Je früher dieselben im Laufe der Zeit der gänzlichen, ruinenhaften Zerstörung durch die Natur anheimfallen, desto eher wird die Zeit ihrer Erlösung kommen. So wollte es ein Gebot ihrer Religion, Alles, was sie besitzen, ihre Wohnungen, Waffen und Einrichtung dem Verfalle anheimzugeben, an nichts zu rühren, nichts zu verbessern. Sie wiesen die Unterstützung der Vereinigten Staaten-Regierung zurück, nichts kann das traurige Schicksal von ihnen abwenden, das sie selbst über sich verhängten: das gänzliche Aussterben.

Woher kamen sie? Sie wissen es eben so wenig wie unsere Gelehrten, die sich vergeblich bemühen, aus ihren Ruinen und Ueberresten ihre Vergangenheit zu lesen. Von den nachbarlichen Indianerstämmen, den Navajos, Apaches und Comanches sind sie in Aussehen, Sprache, Gebräuchen, Religion und Sitten so verschieden, daß sie

gewiß einer anderen Race angehören. Unter ihnen zirkulirt eine eigenthümliche Legende hierüber. In längst vergangenen Zeiten erschien in den benachbarten Bergen ein Weib von göttlicher Schönheit. Alle Männer kamen aus Nah und Fern, um ihr zu huldigen. Sie brachten ihr Geschenke, als Tribut ihrer Schönheit gezollt,



Arizona: Ruinen-Städte.

und bewarben sich leidenschaftlich um ihre Gunst. Allein, obgleich sie alle Geschenke annahm, blieb doch ihre Tugend unverletzt, ihr Herz unempfindlich. Da kam große Trockenheit über das Land, die das Volk mit Hungersnoth bedrohte. In seiner Verzweiflung kam es da zu dem schönen Weibe, und siehe, es gab ihnen Korn, Brod und Schafe von seinen Vorräthen, und diese Vorräthe wollten gar nicht kleiner werden.

Ihre Güte [war unbegrenzt. Eines Tages, als sie im Freien schlief, kam Regen hernieder auf sie, und ein Tropfen veranlaßte ihre Empfängniß. Ein Sohn war ihre Frucht, und der Sohn war der Gründer jenes Volkes, daß diese steinerne Festungen baute. In Volpi, einer der sieben Moquistädte, lebt noch ein altes Weib, in dessen Adern das Blut jenes wunderbaren Geschöpfes rinnen soll. Wie die Mutter ihres Stammes, so war auch sie von wunderbarer Schönheit und sie ist noch jetzt der Gegenstand eifriger Verehrung.

So romantisch diese Sage auch klingen mag, sie fand bei den Geschichtsforschern begreiflicher Weise nur wenig Anklang. Die Moquis scheinen, ebenso wie die Pueblos von Neumexiko, dasselbe Volk zu sein, das die Mexikaner zur Zeit der Eroberung durch Cortez waren. Obgleich von ihren mehr begünstigten Brüdern im Thale von Mexiko durch Gebirgszüge und Wüsten von über 2000 Meilen Länge geschieden, sind sie unzweifelhaft von ähnlicher Abstammung, Religion und Sprache. Allein mehr darüber zu sagen, ist unmöglich. Gelehrte Abhandlungen wurden bereits über diesen Gegenstand geschrieben. Einige behaupten, die Pueblos wären von aztekischer, andere von toltekischer Abstammung.

Die Pueblos besitzen eine Tradition, der zu Folge sie zuerst am Shipop, der nordwestlichen Quelle des Rio Grande erschienen seien. Damals wanderten sie umher wie die Nomaden und suchten Unterkunft in den Cañons und Höhlen. Sie verweilten eine Zeit lang in Acota, dem Geburtsort Montezuma's, der nachträglich ihr Führer und Häuptling wurde. Er lehrte ihnen Häuser und unterirdische Tempel bauen und heilige Feuer anzünden, die von Priestern unterhalten werden mußten. Taos war das von ihm zuerst gegründete Pueblo. Von dort zog er nach Süden, immer neue Pueblos gründend, von denen Pecos das bedeutendste war. Hier nahm Montezuma einen schlanken Baum und pflanzte ihn mit den Wurzeln nach oben in den Boden. Dann weissagte er, daß nach seinem Tode eine fremde Rasse über sein Volk herrschen, daß kein Regen mehr fallen würde. Er befahl ihnen, das heilige Feuer zu bewahren, bis der Baum fiele. Dann würde ein weißes Volk von Osten her das Land besuchen, um ihre Unterdrücker zu bezwingen, und er selbst würde dann kommen, sein Königreich wieder zu errichten, dann würde die Erde wieder durch Regen befruchtet werden und die Berge würden Schätze tragen.

Von Pecos aus zog Montezuma weiter nach Süden, bis zur Hauptstadt von Mexiko, wo er bis zur Ankunft der Spanier lebte. Seine Weissagung hat sich erfüllt, denn der Baum fiel, als die amerikanische Armee die Hauptstadt Neumexiko's, Santa Fé, betrat. Das Feuer, von Montezuma selbst angezündet, war bis dahin in Pecos Pueblo sorgsam unterhalten worden. Als aber die Indianer dieses Pueblos allmählig ausstarben, da gaben sie die Hoffnung auf ihre Befreiung auf und suchten sich andere Heimstätten. Nur ein Priester blieb zurück. Mit seinem Leben erlosch auch das heilige Feuer.

Die Weissagung Montezumas mag auch die Ursache von dem freundlichen Empfange der Amerikaner bei ihrem Einzuge in Neumexiko 1846 gewesen sein.

So leben denn die Moquis auf den hohen, kastellartigen, von dem mystischen Colorado unterminirten Felsen, ein sterbendes Volk in zerfallenden Städten. Und jemehr sie ihrem gänzlichen Aussterben, ihrem Verschwinden entgegeneilen, desto näher glauben sie die Auferstehung ihres Erlösers und damit die Wiederherstellung ihrer einstigen Kraft und Größe.

6. Die Zuni-Indianer.

Die weiten Landstrecken von den Küsten-Gebirgen des südlichen Californien bis zu dem hohen Tafellande östlich der Felsengebirge bilden eine einzige große Einöde, in welcher fruchtbare Strecken und menschliche Ansiedlungen nur in Oasen auftauchen. Die beiden großen Stromsysteme, der Colorado und der Rio Grande del Norte, durchfluthen zwar diese Gegend, einer auf jeder Seite, tragen indessen, einzelne Striche ausgenommen, wenig zur Befruchtung des Bodens bei. In den höher gelegenen Theilen des Landes ist das Klima ein gemäßigtes, im Winter jedoch öfters außerordentlich kalt, aber in den Wüsten und auf den Ebenen, wo die Sonne von oben sengt und der Sand von unten glüht, wird die Hitze fast unerträglich. Der spärliche Pflanzenwuchs, welcher den größeren Theil dieser Region bedeckt, versorgt den Menschen nur vorübergehend mit Nahrung, daher muß er wandern von Ort zu Ort oder Hungers sterben. Hier ladet die Natur mehr als anderswo zum Umherstreifen ein, und wie in der arabischen Wüste, so streichen amerikanische Beduinen über ungeheure Landstrecken, suchend, was sie verschlingen können. Hier zahlt so mancher unglückliche Bergmann, so mancher unbeschützte Reisende seine Verwegenheit mit dem Leben, hier trotzen, mehr als sonst in den gemäßigten Zonen Amerikas, die Eingebornen dem langsamen Vorschreiten einer schüchternen Civilisation. Jene Beduinen der neuen Welt, die „Cowboys" und „Desperados", fegen erbarmungslos hinweg über kleine Ansiedlungen und vereinzelte Niederlassungen, sie rauben, morden und zerstören und, in ihre festen Schlupfwinkel flüchtend, spotten sie der Ohnmacht ihrer Verfolger. Inmitten all dieser Wildniß finden wir die auffallende Erscheinung jenes halbcivilisirten, seßhaften Volkes von Neumexiko und Arizona, wie ein wogenumbrauster, friedlicher Archipel im weiten Ocean.

Neben den in Arizona ansässigen Moqui-Indianern sind die an der Westgrenze von Neumexiko wohnhaften Zuni-Indianer die interessantesten. Ihre Pueblos, oder festungsartige Dörfer, vier an der Zahl, liegen etwa sechzig englische Meilen südlich der Atlantic-Pacific-Bahn und ebensoweit östlich von der Grenze Arizonas. Das

bedeutendste der vier Pueblos ist Zuni selbst, das gelegentlich der spanischen Invasion 1540 erobert und zerstört, aber später wieder aufgebaut wurde. — Die ersten bestimmten Nachrichten über die Zunis erhielt die Welt erst durch die Expedition der Lieutenants Whipple und Ives, welche im Auftrag der Bundesregierung im Jahre 1853 die Erforschung des 35ten Breitengrades, auf dem sich jetzt die Transkontinental-Linie der Atlantic-Pacificbahn hinzieht, ausführten. Seit dem ist es in den letzten Jahren namentlich der unternehmende, aber etwas abenteuerliche Frank H. Cushing vom Washingtoner Smithsonian Institut gewesen, der längere Zeit unter den Zunis gelebt, ihre Sprache erlernt, ihre Religion und Sitten erforscht und 1882 die Zuni-Häuptlinge nach Boston geführt hat, wo dieselben die feierliche Begrüßung des Meeres vornahmen und das für ihre Zeremonie erforderliche Meerwasser holten.*)

Im Grunde genommen bewohnen die Zuni-Indianer nur ein einziges auch nach ihnen benanntes Pueblo, denn die drei anderen Zuni-Dörfer werden nur zur Sommerszeit bewohnt, und würden vielleicht schon längst gänzlich aufgegeben worden sein, würden sie nicht in fruchtbaren gut bewässerten Thälern liegen, welche sich für den Ackerbau viel besser eignen, als die Umgebung des Zuni-Pueblo. Die Namen dieser drei „Sommer-Residenzen" sind Las Nutrias, Pescado und Ojo Caliente. Ist die Zeit der Feldarbeit vorüber, so ziehen sich die Bewohner dieser drei Pueblos nach Zuni für den Winter zurück und lassen nur einige Leute zur Bewachung der Dörfer zurück. Die einzelnen Wohnungen oder Häuser werden nicht zugesperrt, denn Schloß und Riegel sind bei diesem urwüchsigen Volke noch unbekannt. Die Eingänge bestehen hier, wie bei den schon geschilderten Moqui-Häusern, aus einer Oeffnung im Dache, zu der man mittelst Leitern gelangt. Diese Oeffnungen werden nun mittelst einer Lage Stroh und Lehm zugemauert, und erst wieder im nächsten Frühjahr aufgebrochen.

Zuni erinnert mit seinen weißgetünchten fensterlosen Häusern, seinen schmutzigen, holperigen Straßen und Plätzen lebhaft an manche Dörfer im Orient, und nur die zahlreichen an den Häusern lehnenden Leitern, welche die Stelle der Treppen vertreten, verleihen ihnen einen seltsamen, eigenartigen Charakter. Rings um das eigentliche Pueblo befinden sich die mit Steinmauern, Palissaden oder Adobemauern umgebenen Corralls für das Vieh, hauptsächlich Schafe, sowie die kleinen Gemüsegärten, ebenfalls mit Mauern umgeben, um sie gegen die Schafe zu schützen. Jedes einzelne dieser Gärtchen ist kaum größer, als der Flächenraum des Hauses, zu welchem es gehört. Der gänzliche Mangel an Bäumen und Strauchwerk giebt den Zuni-Dörfern ein eigenthümlich trockenes und ödes Aussehen. Die Umgebung ist felsig und wasserlos, ja neunzehntel der ganzen zu der Zuni-Reservation gehörigen Länderstrecken sind öde Kaktus- und Steinwüsten. Glücklicherweise sind die Zunis ein zu-

*) N. Y. Belletristisches Journal. Richard Oberländer.

friedenes und genügsames Volk, die von dem Ertrag einiger Morgen Landes und einiger Schafe oder Ziegen mit Familie recht gut leben, und keine größeren Ansprüche machen.

Der Ackerbau, die Viehzucht und Jagd sind hier, im Gegensatz zu den Indianerstämmen der Prairien, ausschließlich die Beschäftigung der Männer, während die Frauen die Verwaltung des Hauswesens und die Pflege der kleinen Gemüsegärten



Arizona: Ein Moqui-Pueblo.

obliegt. Diese letzteren müssen den Sommer über künstlich bewässert werden, und die Knaben wie Mädchen jeder Familie sind gehalten, jeden Morgen einen Krug Wasser von der Quelle zu holen und auf die Beete zu gießen. Der Ackerbau der Zuni erinnert in ihrem Wesen wie in der Form und Handhabung der Werkzeuge ganz an jene der alten Aegypter. Mais und spanischer Pfeffer sind die hauptsächlichsten Feldprodukte, da sie auch die Haupt-Nahrungsmittel der Zunis ausmachen.

Eigenthümlich ist die Art und Weise der Mehlzubereitung. Der Mais wird zunächst von den Hülsen abgelöst und auf heißen Steinen ein wenig geröstet. — Hierauf werden mehrere Handvoll auf einen großen schräg gegen den Boden gestellten, muldenartig vertieften Stein geworfen, und mittelst einer Steinkeule zerrieben. In der Regel obliegt diese Arbeit den Zuni-Mädchen, und es gewährt einen ganz interessanten Anblick, diese seltsamen, mitunter ganz hübschen Gestalten in ihren malerischen Kostümen in einer Reihe neben einander zu sehen, wie sie auf den Knien ruhend, die Steinkeulen auf den Steinen auf- und niedergleiten lassen, ganz so, wie in südlichen Ländern an Flüssen und Bächen die Wäsche beim Waschen gerieben wird. Gewöhnlich arbeiten fünf oder sechs Mädchen in einer Reihe. Der in der ersten Mulde grob zermalmte Mais wird in der zweiten etwas feiner zerrieben, gelangt dann zwischen die glätteren Steine der dritten und vierten Mulde, und das so erzeugte Mehl steht an Feinheit jenem in modernen Dampfmühlen hergestellten nicht viel nach.

Eigenthümlich, wie alles, das dieses Volk treibt, ist auch die Zubereitung der Nahrungsmittel. Die beliebteste Speise ist gekochtes Schaffleisch mit rothem Pfeffer (Chile colorado) und Knoblauch vermengt, zuweilen auch gebratene Heuschrecken und Brot. Die Heuschrecken werden in großen Mengen in Töpfen gefangen und mit kaltem Wasser übergossen. Am nächsten Morgen wirft man sie in eine Schüssel, in der sie über dem Feuer unter beständigem Umrühren langsam geröstet werden. — Auch die Maiskörner werden auf ähnliche Weise geröstet, und bilden mit etwas Salz vermengt, eine ganz schmackhafte und beliebte Speise. — Das Brot wird auf zweierlei Weise gebacken. Für das He-per-lo-ki wird der Teig dadurch vorbereitet, daß die sorgsame Hausfrau und wo möglich, auch die Mädchen der Familie die Maiskörner zerkauen, und dann mit etwas Mehl vermischen. Die einzelnen Laibe werden in halbrunden, kuppelförmigen Öfen gebacken, die aus Lehm in der unmittelbaren Nähe des Hauses, zuweilen auch auf dem Dache gebaut werden, und zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Zuni-Dörfer gehören. — Schmackhafter und für den Europäer entschieden appetitlicher ist das He-we Brot, eine Art Oblaten, die jahrelang aufbewahrt werden können. Der Teig, aus einer dünnen Mischung von Maismehl und Wasser bestehend, wird über einen heißen Stein gegossen und bäckt in wenigen Sekunden. Ueber diese oblatenartige Brotscheibe wird eine zweite und dritte Schicht Teig gegossen, so daß binnen einigen Minuten vielleicht ein Dutzend und mehr Oblaten aufeinanderliegen. Diese werden nun zusammengebunden und so aufbewahrt oder sogleich verzehrt. Vor der Zubereitung dieses He-we sortiren die Weiber die zur Verwendung gelangenden Maiskörner je nach ihrer Färbung, und gießen diese verschieden gefärbten Teigsorten nach einander auf, so daß manche Oblaten grau, andere braun, blau oder weißlich sind. Fische werden von den Zunis nicht gegessen, da sie das Wasser, sowie alles, was dem Wasser ent-

nommen wird, heilig halten. In Anbetracht der trockenen Wüstenstrecken, die sie bewohnen, ist es begreiflich, daß das Wasser den Hauptgegenstand ihrer Verehrung, ja so zu sagen, ihre Religion bildet. Ist es ja doch das nützlichste und unentbehrlichste ihres ganzen Daseins. Sie betrachten den Ozean als die Quelle des Regens, und glauben, daß die Geister ihrer verstorbenen Vorfahren die Wolken vom Ozean herüberbringen. Ein Tropfen Meerwasser ist deshalb bei ihren Gebeten um Regen unentbehrlich. Vor Jahrhunderten hatten sie einen Zug nach dem Stillen Ozean unternommen, und eine Anzahl heiliger Gefäße dort mit Meerwasser gefüllt. Dieser sorgfältig aufbewahrte Vorrath war nun vor einigen Jahren vollständig erschöpft, weshalb sie den Eingangs erwähnten Zug nach Boston unternommen hatten.

Die Frauen sind in der Anfertigung von Gefäßen, Thonkrügen und Hausgeräthschaften sehr geschickt, und Formen wie Ornamente der Zuni-Gefäße werden allgemein bewundert. Sie sind auch geschickte Weber, und es ist ganz interessant, sie bei der Herstellung von Decken und Kleidungsstoffen zu beobachten, für welche ihnen ungemein primitive Webstühle zur Verfügung stehen. Die Stoffe sind ganz vorzüglich gearbeitet. Bewundernswerth ist vor Allem die Anordnung der Muster, die sie, ohne irgendwelche Vorlage ganz nach dem Augenmaße, mit derselben Geschicklichkeit einweben, wie die Orientalen und Indier in ihre Teppiche und Shwales. Jede Familie fertigt sich ihren Bedarf an Hausgeräthschaften und Stoffen selbst an. Aus diesen letzteren schneiden sie sich ihre Kleidungsstücke zurecht, oder sie verwenden sie zu Wand-Bekleidungen.

Die Häuser der Zunis werden von den Frauen äußerst reinlich gehalten, obschon dies auf Kosten der Reinlichkeit der Straßen geschieht. Aller Kehricht und Abfall wird vor den Häusern aufgespeichert, eine willkommene Labe für Esel und Hunde. Die Zunis sind im Ganzen viel zu arbeitsam und haben ihre Hände mit allerhand Verrichtungen viel zu voll, als daß sie irgend welchen Lastern im Übermaß huldigen würden. Die Frauen werden als tugendhaft geschildert; die Vielweiberei der nomadisirenden Indianerstämme ist bei den Zunis verpönt; sie sind sehr religiös und halten mit großer Strenge an ihren alten Gebräuchen und geheimen religiösen Zeremonien fest. Im Charakter sind die Zunis ehrlich und gutmüthig, das gerade Gegentheil der mit ihnen im gleichen Gebiete hausenden Apaches und Utes. Sie lieben das Familienleben und vergöttern ihre Kinder. Die Todten begraben sie angekleidet und ohne Sarg auf eigenthümliche Weise: Auf dem Boden einer runden, etwa sechs Fuß tiefen Grube graben sie zwei Aushöhlungen nach entgegengesetzten Richtungen, und stecken den Kopf des Leichnams in die eine, die Füße in die andere Aushöhlung, so daß von oben nur der mittlere Teil des Körpers sichtbar bleibt. Unter lautem Heulen und Schreien wird nun abwechselnd Erde zugeschüttet und Wasser aufgegossen, bis die Grube völlig angefüllt ist. — —

7. Die Rio Grande-Pueblos und andere Indianerstämme des Südwestens.

Die indianische Bevölkerung Neu-Mexikos wird vom vorjährigen Bericht des Indianer-Bureaus auf 28,500 angegeben, so daß es nächst Dakota die größte Zahl von Eingeborenen in seinen Grenzen hat, welche heute noch von irgend einem Unionsgebiet, mit Ausnahme des Indianer-Territoriums, aufgewiesen wird. Aber wie ganz und gar verschieden sind diese Indianer Neumexikos von den Sioux-Stämmen Dakotas! Mit Ausnahme der Mescaleros und Jicarilla-Apachen, die sich 900 und 700 Köpfe stark auf zwei weit von einander gelegenen Reservationen befinden, sind die Indianer Neumexikos die weitaus interessantesten, weil civilisirtesten und menschlichsten der ganzen Union. Selbst die heute noch 16,000 Köpfe zählenden, neuerdings sogar eine gewisse Zunahme aufweisenden Navajos, welche auf einer großen im Nordwestwinkel Neumexikos gelegenen zum Theil nach Arizona hinüberreichenden Reservation leben, treiben Ackerbau und Viehzucht, und üben mit den primitivsten aller Hilfsmittel gewisse Haus- und Kunstfertigkeiten. Unter diesen steht die Herstellung der mit Recht berühmten „Navajo-Blankets" der Dichtigkeit und Weichheit ihres Gewebes und der merkwürdigen Schönheit ihrer aus Pflanzenstoffen gewonnenen Farben halber obenan. Vollends ohne jeden eigentlichen Zusammenhang mit den nomadischen, lediglich jagd- und kriegstüchtigen, rothhäutigen Horden des Nordens, stehen die schon mehrfach erwähnten Pueblo-Indianer des Rio Grande-Thals und die ihnen verwandten schon geschilderten Zunis und Moquis da. Der nördlichste Ausläufer der einstigen Azteken-Bevölkerung Mexikos und Mittelamerikas, herrschten sie seinerzeit auf diesem vorgeschobenen Posten bis zum oberen Colorado und den Quellen des Rio Grande hinauf ausschließlich. Einzelne ihrer Pueblos, festungsartig auf abgeglätteten Bergrücken zusammengeschachtelt, oder gar in die Felsenwände von Fluß- und Thal-Schluchten heineingenestelt, legen noch heute ein unwiderlegliches Zeugniß dafür ab, in wie stetem Kampf sie sich der vom Norden her auf sie eindringenden wilden Stämme zu erwehren hatten. In diesen festungsartigen Gemeinwesen, deren platte Dächer eine ebenso unterbrochene Cirkulation gestatten, wie die winkligen Straßen und Wege zwischen den einzelnen Reihen dieser mit der Erde zusammengewachsenen Adobe-Gefüge, breiteten sie sich über das ganze Land aus. Wenn daher Coronados wackerer Castaneda in seinen Beschreibungen des neuen Cibola- (Büffel-) Landes von großen, nach vielen Tausenden zählenden Städten dieser Indianer spricht, so wird man ihm das wohl aufs Wort glauben können, in wie doppelt scheußlichem Licht dann auch die spätere, im Großen betriebene Unterjochung, Ausbeutung und Ausrottung der Eingeborenen durch seine eigenen

Landsleute erscheinen muß. Heutigen Tages zählen die Pueblo-Indianer Alles in Allem zwischen 9 und 10,000, und selbst diese Zahl ist, wie sehr ihnen im Lauf der Zeiten auch die Auffrischung durch spanisches Blut zu Hilfe gekommen sein mag, und wie völlig sicher und ungestört sie seit Jahrzehnten leben, in beständiger Abnahme begriffen.

Die im Thale des Rio Grande oder in unmittelbarer Nähe desselben gelegenen Pueblos sind achtzehn an der Zahl und in den Reservationen, welche diese Pueblos umgeben, haben die Indianer etwa dreißigtausend Acker Landes unter Kultur. Die hauptsächlichsten Indianerstämme, welche die Rio Grande-Pueblos bewohnen, sind die Coltos, Teguas, die Queres und die Jemes.

Die größten Pueblos sind Taos, San Domingo, Sandia, Isleta und Laguna. Da sie alle in der Nähe des das Territorium von Norden nach Süden in seiner Mitte durchschneidenden Rio Grande liegen, so hat auch die, dieser alten Haupt-Heerstraße, — dem alten Santa Fé Ueberlandweg — folgende Hauptlinie der Atchison-Topeka-Santa Fé-Bahn diese uralten Indianer-Gemeinwesen mit einem Schlage in den unmittelbaren Bereich des Weltverkehrs gezogen. Eines von ihnen, Cochiti, wird sogar von der Bahn in zwei Hälften zerschnitten, und ein anderes, Isleta, das von Touristen am leichtesten zu besuchende Pueblo, ist gar eine Eisenbahn-Station selbst. —

Man erreicht das Pueblo Isleta am bequemsten von Albuquerque aus, wo sich die Atlantic-Pacific-Bahn, deren erste Station Isleta ist, ihren Anfang hat. Albuquerque selbst ist die erste größere Stadt Neumexikos, nach welcher man von Arizona aus auf der in Deming*) sich an die Südpacific-Bahn anschließenden Atchison-Topeka-Santa Fé-Bahn gelangt. Isleta, Laguna und Acona waren die einzigen Pueblos, welche ich Gelegenheit hatte, in Gesellschaft des Generals Sedgwick zu besuchen, allein die Pueblos ähneln einander so sehr, daß die Schilderung des einen ebenso gut auf jedes andere Pueblo im Thale des Rio Grande passen würde. Isleta ist das Urbild eines Indianerdorfes im Thale, während Laguna und Acona ähnliche Felsenburgen sind, wie die der Zunis oder Moquis, aus der Ferne den Ruinen jener feudalen Ritterburgen nicht unähnlich, die man in Südfrankreich und Spanien häufig genug zu sehen bekommt. — Auch die Bewohner von Laguna und Acona ähneln in ihrem ganzen Wesen, ihrem Aussehen, Sitten und Gebräuchen den Zuni-Indi-

*) Deming in Südwest-Neumexiko ist der westliche Endpunkt der von Kansas City bis hier 1150 Meilen messenden Atchison-Topeka-Santa Fé-Bahn. Dieselbe benutzt, um ihre Transcontinentallinie nach Guaymas am Golf von Mexiko herzustellen, von Deming westwärts bis Benson, Arizona, in einer Länge von 170 Meilen die Geleise der Süd Pacificbahn.

anern, nur daß sie an Stelle des alten heidnischen den katholischen Glauben angenommen haben.

Wir besuchten das Laguna Pueblo unter der Führerschaft des Häuptlings desselben, der seltsamerweise kein Indianer, sondern ein guter Yankee aus den Neu-Englandstaaten war, und durch seine Ehe mit der Tochter des letzten Häuptlings ein Pueblo-Squaw-Man wurde. Er erreichte es, zum Mitglied der geheimen Priester-Sekte und schließlich von dem Stamme zum Häuptling erwählt zu werden. Wir waren in Laguna seine Gäste und seine Frau, eine Vollblut-Indianerin, gab uns vortreffliche Proben ihrer Kochkunst. Dank dem Einfluß des weißen Häuptlings besitzt Laguna heute neben dem kleinen katholischen Kirchlein auf der Plaza, oder besser auf dem Burghofe, auch ein Schulhaus, in welchem eine amerikanische Miß den Aztekensöhnen lesen und schreiben lehrt, ja sogar ein Baptisten-Missionär versucht es jetzt, die ehemaligen Sonnen-Anbeter und gegenwärtigen Katholiken ihrem Glauben abwendig zu machen. Aber bei ihrem katholischen wie baptistischen Gottesdienst kommt heute doch noch immer der Bocksfuß heidnischen Glaubens nicht selten zum Vorschein. Dies gilt vornehmlich von ihren heidnischen Festlichkeiten und von den Begräbniß-Zeremonien.

Das Haus des Laguna-Häuptlings, in welchem wir Unterkunft fanden, befand sich nicht im Laguna Pueblo selbst, sonder näher dem Fuße der Anhöhe, an den steilen Ufern einer Ravine, in deren Wänden zahlreiche Füchse ihre Schlupfwinkel hatten. Die Anhöhe und die ganze Umgebung des Laguna-Pueblo ist vollständig kahl, ja der felsige mit Steintrümmern bedeckte Boden zeigt nicht die geringste Vegetation. Einige Steinwürfe vom Pueblo entfernt, fanden wir die leeren Coralls der Schafe, kreisrund und von niedrigen, aus losen Felstrümmern erbauten Mauern umgeben. Nahebei befanden sich in den Felsen natürliche, von den Indianern künstlich erweiterte Mulden zur Ansammlung des Regenwassers, und zwischen diesen führte ein tief in den harten Fels eingetretener Fußpfad aufwärts zu dem Pueblo. Dieser Hauptzugang ähnelte in seinem Aussehen den Fußpfaden, die man häufig auf offenem Lande neben der Straße zu finden pflegt — kaum einen Fuß breit war seine Sohle, nahezu einen Fuß tiefer als die Oberfläche des glatten Felsens, ein Beweis, wie viele Jahrhunderte er wohl von den Bewohnern des Pueblo benutzt worden sein mußte. Wir begegneten auf unserem Wege einigen Pueblo-Frauen, welche mit schön geformten Wasserkrügen auf dem Kopf nach der Ravine am Fuße des Berges gingen — kleine gedrungene Gestalten mit nicht unschönen Gesichtern, großen dunklen langbewimperten Augen und herrlichen Zähnen. Ihr straffes, rabenschwarzes Haar fiel in dichten Strähnen auf die Schultern herab, und war schief gescheitelt, was besonders den jüngeren Mädchen einen eigenen Reiz verlieh. Als eigentliche Kopfbedeckung haben sie hier wie anderwärts das, als „Mantilla" höchst geschickt gehand-

habte, schwarze Wollentuch der spanischen Señora adoptirt. Ebenso sind Taillen-Bekleidung und der kurze, bis zum Knie reichende Rock europäischer Artung. Die Bein- und Fuß-Bedeckung, aus einer eigenen Combination von gegerbten Schafhäuten bestehend, zeigt dagegen das Muster der indianischen Mocassins.

Das vergessene Volk auf dem kahlen Felsplateau des Laguna Pueblo lebt ähnlich wie die Moquis und Zunis, nur womöglich in noch größerer Armuth, denn der Boden der Umgebung ist auf weite Strecken nicht ertragsfähig und kaum als Viehweide zu benutzen. Im Gegensatz zu den Felsenpueblos stehen in dieser Hinsicht jene des Rio Grande-Thales, die mit ihren äußerst reinlichen Häusern und Plazas, ihren wohlgepflegten Gärtchen und Coralls, ihren freundlichen Kirchleins und Missionshäusern einen wohlthuenden Eindruck machen. Dies kann vor Allem von dem Pueblo Isleta gesagt werden, wo wir mitten unter den Indianern als die Gäste des französischen Missionärs wohnten und von diesem in das sonderbare Leben und Treiben dieses eigenthümlichen Volkes eingeweiht wurden. Obschon ich vielfach mit verschiedenen Menschenrassen außerhalb Europas in Berührung gekommen, kann ich mich doch nicht entsinnen, ein friedlicheres, günstigeres Bild unter ihnen wahrgenommen zu haben, als jenes, welches das Pueblo von Isleta darbot. Die Thüren stehen überall offen. Selbst der Fremde darf unangemeldet in die Häuser treten und sich die freundlichen, mit Heiligenbildern geschmückten Wohnungen ansehen, deren Wände blendend weiß getüncht, und meist ringsum mit niedrigen Divans umgeben sind. Mais-, Aepfel- und Zwiebackvorräthe liegen in einer Ecke. Im Herbste hängen von dem flachen Dachrande der äußeren Häuserwände dicke Stränge mit weithin leuchtenden rothen Pfefferhülsen — Chili Colorado — oft in ganzen Festons herunter. An jedem Hause steht eine Leiter, mit deren Hilfe das Dach bequem erstiegen werden kann. Oben angelangt, kann man leicht nach dem nächsten Dach übersetzen und so ganze Häuserreihen abspazieren. Und in der That bilden diese Dachpromenaden auch ein Hauptvergnügen, ja eine Hauptbeschäftigung dieses indianischen Lotophagen-Völkchens. Ueberall tauchen auf den Häusern fremdartige Gestalten auf, die über das weite baumlose Hochland spähen und, sich scharf von dem wunderbar klaren Himmel abzeichnend, in ihrer Ruhe ein Stück eigenthümlicher Plastik in das beinahe orientalische Bild bringen.

So viel ich Gelegenheit hatte wahrzunehmen, sind diese Pueblo-Indianer noch nicht genügend durch den Verkehr mit den Amerikanern verdorben, um die Bettelvolks- und Raubvolks-Züge ihrer zigeunerhaften Vettern entwickelt zu haben. Zu jedem Eisenbahnzug, welcher an der Station Isleta anhält, eilen Frauen und Kinder mit Schüsseln und Körben voll Aepfel und Trauben, die sie in dem feuchten Sande des Rio Grande-Ufers ziehen, oder mit kleinen Gefäßen voll des nußartigen Samen des Piñon-Strauches und bieten sie zum Verkauf aus. Auch in

dem Pueblo Cochiti, das von der Eisenbahn mitten durchschnitten wird, sind die Indianer von der gleichen Bescheidenheit. Und doch haben sie außer Aepfeln und Piñones hier noch einen viel kostbareren Stapelartikel, nämlich die in den nahen Sandia-Bergen gefundenen Türkisen, von denen allerdings die Mehrzahl durch Risse und stark grüne Farbe viel an Werth verliert.

Im Gegensatz zu den Prairie-Indianern bedürfen die Pueblos-Indianer im Rio Grande-Thale ebenso wenig wie zur Zeit der mexikanischen Herrschaft, irgend welche Unterstützung von Seiten der Regierung. Sie ernähren sich selbst und beschaffen sich ihre sonstigen Erfordernisse an Kleidung, Geräthen u. s. w. aus den Ueberschüssen ihres Ackerbaus. Ueberdies sind sie von außerordentlicher Handfertigkeit.

Sie besitzen Geschick in der Anfertigung von einfachen Geweben, Lederarbeiten, Flechtwerken und ganz besonders in der Töpferei. Die großen, vasenartigen Gefäße, in welchen sie ihr Wasser holen und aufbewahren, sind in Form und Farbe von einer Gefälligkeit, die sich oft zu eigenartiger Schönheit steigert. Sie werden von den Frauen auf den Köpfen getragen, und die derartig zwischen den Häusern und dem nahen Flußufer hin und her wandelnden Gestalten bringen ein weiteres Stück anmuthender Plastik in das ohnehin so still-anmuthige, vom hellsten Licht des Südens übergossene, durch die vielfach rothen Geschirre der Thiere und Kleidungsstücke der Bewohner auch in coloristischer Beziehung fremdartig wirkende Gesammtbild eines solchen Indianer-Pueblos.

Es wäre in jedem Sinne zu beklagen, wenn diese friedlichen, anmuthigen und nützlichen Azteken-Abkömmlinge demselben unvermeidlichen Geschick des Unterganges entgegen gehen sollten, welchem die wilden Indianerstämme auf dem Boden der Vereinigten Staaten nun einmal geweiht sind. Und doch liegt auch für sie diese Gefahr nur zu nahe, seit sie durch die Eisenbahn mit der speciell amerikanischen Civilisation in so unmittelbare Berührung gesetzt sind. Man bedenke nur, was ihre Land-Titel jetzt werth sind, und welche Verlockung für den schlauen Grundeigenthum-Speculanten von Yankeeblut dieselben bieten, diese simpeln Rothhäute aus ihrem Jahrhunderte alten Besitz herauszulügen und zu betrügen. Und dann die anderweitigen Segnungen dieser Yankee-Kultur! Wie sollen diese noch an die Wiederkehr des alten Montezuma und des von ihm zu bringenden tausendjährigen Reiches glaubenden Indianer sich mit dem Millennium des Dampfes, des Telegraphen und des elektrischen Lichts abfinden? Zwar das Christenthum haben sie bis jetzt ganz gut vertragen. Aber es war das katholische Christenthum, welches sich seit Abschüttelung der Bergwerks-Sclaverei und Ackerfrohndienste, die es zuerst mit seinem Evangelium verband, damit begnügt hat, ihnen die Namen spanischer Heiligen zu geben, sie am Sonntag in der Kirche des Dorfes zu versammeln und jenen ihrer Kinder, die gerade Lust dazu haben, soviel vom Lesen und Schreiben beizubringen,

wie man in einem Indianer-Pueblo brauchen kann. Aber mit der Yankee-Locomotive sind auch die Yankee-Philanthropen und die frommen Männer Neu-Englands nach den Indianer-Dörfern des Rio Grande gekommen, und diese nehmen es bekanntlich mit der Bekehrung, und was für sie darum und daran hängt, ungleich geschäftsmäßiger, als die spanischen Padres, welche selbst unter den ihre Sprache redenden Rothhäuten von Kind auf heimisch, sehr genau wissen, wie viel unter dem ewig blauen Firmament Neumexiko's dieselben schon auf Erden auch noch vom andern Himmel bedürfen, ohne daß sie gar zu schwer daran zu tragen haben. Bereits heute befindet sich, wie schon oben gesagt wurde, in einem der größten Pueblos neben der alten katholischen Adobe-Mission eine funkelnagelneue, mit leuchtender weißer Oelfarbe gestrichene und demgemäß in ihrem Betrieb auch durch ein Paar neuengliſche „Schoolmisses" verschärfte presbyterianische oder baptistische Mission und Schule. In Albuquerque aber hält dieselbe Sekte ein regelrechtes Pensions-Institut für indianische Knaben, welches überdies noch die ganz besondere Eigenthümlichkeit hat, daß es von der Bundesregierung in der Weise unterstützt wird, daß dieselbe 125 Dollars pro Jahr zur Deckung der Ausgaben für Unterhalt, Kleidung und Erziehung jedes Pensionärs beisteuert. Die Zöglinge dieses Instituts hat man sich aus den verschiedenen Pueblos zusammengefangen.

* * *

Während sich im Nordwesten von Neu-Mexiko und theilweise nach Arizona hinüberreichend, die große Reservation der Navajo-Indianer befindet, liegt im Südosten Arizonas die noch ausgedehntere Reservation der Apache-Indianer, des wildesten und grausamsten aller Indianerstämme des Continents von Nordamerika. Die Ver. Staaten sind seit Jahrzehnten im fortwährenden Krieg mit ihnen begriffen; in jedem Jahre werden von den Ver. Staaten-Truppen Feldzüge gegen die Apachen unternommen, Schlachten geliefert, Verfolgungen angestellt u. s. w., ohne daß es bisher gelungen wäre, dem Krieg ein Ende zu machen und den beiden großen Territorien den ersehnten Frieden zu geben. Die Hauptschwierigkeit in der Bekämpfung der ungemein schlauen, listigen und behenden Indianer liegt in der Beschaffenheit der großen Länderstrecken zwischen dem Rio Grande und dem Rio Gila. Es sind weite Einöden und Wüsten, von kahlen zerrissenen vulkanischen Höhen durchzogen, welche den Indianern vorzügliche Schlupfwinkel gewähren. Sie sind mit allen Pässen und Schleichwegen wohl vertraut, haben flinke ausdauernde Ponies, deren sie sich mit eben so großer Gewandtheit bedienen, wie etwa die Beduinen. Die Einöden am Gilaflusse gewähren mit ihrem Agaven- und Kaktuswachsthum den Indianern wie den Pferden nothdürftige, aber immerhin genügende Nahrung, während die Truppen der Ver. Staaten-Armee genöthigt sind, Lebensmittel für sich und die Pferde

mit sich zu führen, wodurch sie in ihren Bewegungen sehr gehemmt werden. Obschon kaum einige Hunderte an der Zahl, werden die Apachen doch von äußerst schlauen und geriebenen Häuptlingen, wie der grausame Vittoria und der tollkühne Geronimo angeführt, die mit den amerikanischen Truppen einfach wie die Katze mit der Maus spielen. Jahrelang wußten sie sich den ihnen von allen Seiten auf den Leib rückenden Truppen zu entziehen. Seit Jahren stehlen, rauben und morden sie, ja es vergeht kein Monat, daß nicht irgend eine ihrer Unthaten das ganze Territorium mit Entsetzen erfüllt, und die Bewohner zur Bestrafung der Hallunken veranlaßt. In vielen Ansiedelungen des Südwestens wartet die Bevölkerung nicht erst anf das Eintreffen des Militärs, um Vergeltung zu üben. Die Männer werfen die Flinten um die Schulter, besteigen ihre Pferde und eilen den Indianern bis ins Gebirge nach. Ueberholen sie dieselben, dann beißen die Indianer gewöhnlich ins Gras. Aber im Gebirge selbst ist ihnen nichts anzuhaben. Als ich 1881 mittelst der Eisenbahn nach der Grenze Altmexikos fuhr, stand unser Zug in beständiger Gefahr, von einer Bande Navajos überfallen zu werden, welche von Norden, dem Rio Grande entlang, nach der San Carlos-Reservation der Apachen zog, um dieselben zu verstärken. Das ganze Land war in Aufregung. Ein Theil der Indianer hatte sich über die Grenze nach den Bergen bei El Paso del Norte in Mexiko geflüchtet, und ein Theil der Bürger jener Stadt befand sich zur Zeit meiner Anwesenheit daselbst gerade in den Bergen auf dem Kriegspfade gegen die Apachen.

Der erfolgreichste Streifzug gegen diese Hallunken war jedoch ein Jahr vorher unternommen worden, bei welchem Vittoria seine Schandthaten mit dem Tode büßte. In den Jahren 1879 und 1880 hatte seine Bande vierhundert weiße Ansiedler ermordet und skalpirt, eine enorme Zahl, wenn man die ungemein spärliche Bevölkerung Arizonas und Neu-Mexikos in Rechnung zieht. Das war den Amerikanern doch zu toll. Sie vereinigten sich mit den mexikanischen Truppen und mexikanischen Bürgern aus El Paso und Hermosillo, und lieferten den Apachen in den Castillos-Bergen eine Schlacht, bei welcher Vittoria nebst 80 Kriegern und 20 indianischen Amazonen getödtet und gegen hundert Gefangene gemacht wurden. Den gefallenen Indianern wurden die Skalpe abgezogen und dieselben beim Einzug der siegreichen Freischaaren in Chihuahua vorangetragen, ein entsetzlicher Anblick! — Aber wie gesagt, die Apachen scheinen unbesiegbar zu sein, denn schon in den beiden folgenden Jahren wurden wieder an fünfzig Weiße von ihnen getödtet und 1883 eine weitere Anzahl Morde begangen, sodaß sich in den beiden Territorien Neumexiko und Arizona eine geheime Gesellschaft gebildet hat, mit der Aufgabe, jede außerhalb der Indianer-Reservationen umherstreifende Rothhaut sofort niederzuschießen.

Andererseits muß jedoch auch wieder anerkannt werden, daß die Hauptschuld an der blutdürstigen Grausamkeit der Apachen und an der Mehrzahl ihrer Unthaten

auf die Weißen zurückzuführen ist. Die fortschreitende Besiedlung des Landes durch weiße Einwanderer verdrängte die Apachen von ihrem eigenen Grund und Boden, man nahm ihnen ihr Weideland, ihr Vieh, ihre Pferde. Sie stehen, obschon das Gesetz sie beschützt, in der Wirklichkeit rechtlos da; die Unterstützungen an Lebensmitteln, Kleidungsstücken und sonstigem Lebensbedarf, welche die Regierung in Washington ihnen als Entgelt für ihre Ländereien zusendet, werden ihnen nicht ausgefolgt; die Grenzen ihrer Reservationen werden nicht respektirt; jede von Cowboys oder mexikanischen Desperados verübten Raubmorde werden ihnen zugeschrieben. Ja, General Crook, der Commandant der amerikanischen Truppen im Südosten, sagt selbst in seinem Bericht an die Regierung Ende 1885: „Habgier und Geiz auf Seite der Weißen sind bei neun Zehnteln der Indianerunruhen der Hauptanlaß gewesen.“ Er verlangt die Unterordnung der Indianer unter die Militärgewalt und hofft dadurch den Widerstand der Apachen zu brechen. Aber wie die Politik der Regierung in Zukunft auch ausfallen mag, mit der gänzlichen Unterdrückung des Indianerkriegs im Südwesten wird es noch eine gute Weile haben.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.